

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich
herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder, Oliwia Murawska, Kathrin
Pallestrang, Magdalena Puchberger und Johann Verhovsek

Redaktion

ABHANDLUNGEN & ESSAYS

Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Magdalena Puchberger

BERICHTE & BESPRECHUNGEN

Magdalena Puchberger (Chronik/Berichte),
Kathrin Pallestrang (Rezensionen, Ausstellungsbesprechungen),
Johann Verhovsek (Rezensionen, Ausstellungsbesprechungen)

NEUERDINGS

Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger



Neue Serie Band LXXVII

Gesamtserie Band 126

Wien 2023

im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gefördert durch

Land Burgenland
Land Kärnten
Land Niederösterreich
Land Steiermark
Land Tirol



Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Donau Forum Druck GmbH, Wien
AUSSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2023

- 1 Editorial

Abhandlungen und Essays

- 5 FRAUKE AHRENS, Ethnografische Kunst oder bloß Typologie? Überlegungen zum Quellenwert publizistischer Illustrationen des 19. Jahrhunderts für eine volkskundlich-ethnologische Wissensgeschichte
- 29 OLIVIA MURAWSKA, Wovon ein kaschubisches Ding erzählt. Nähe- rungs- und Verweisungszusammenhänge eines Jumbobechers
- 45 PATRICIA NEKUDA, Wir bauen uns die Zukunft. Wie Nachhaltigkeit in niederösterreichischen Museen gelebt wird
- 135 OLIVIA MURAWSKA, Vom Grauen des Feldweges, Schäumen des Sees, Rutschen des Hügels, Sinken des Hains. Einstimmung auf die Tiefenzeit einer kaschubischen Landschaft im Anthropozän
- 165 CHRISTINA STERNIŠA, Die Gärten Kaisarianis. Erinnerungsreper- toires und -orte des Widerstands in Athen
- 199 ANNE RAULIN, From New York to Vienna, Kardinier and Freud: A Close Encounter
- 221 BERND RIEKEN, Der Hochmut und sein Wetter. Grimms Märchen „Van den Fischer un siine Frau“ (KHM 19)
- 237 RUDOLF JAWORSKI, Der „deutsche Dreifarb“ als politisches Signal – Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie
- 253 BRIGITTE SEMANEK UND TABEA SÖREGI, Die Liebe zum kleinen Format. Zur Sammlung und Erforschung von Schmalfilmen in „Niederösterreich privat“
- 273 MONIKA FABER UND MARTIN KECKEIS, Ölräusch und Huzulenkult – fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina. Eine zusammenfassende Betrachtung

neuerDings

- 299 Aus der Hainburger Au: Memorabilia einer Protestbewegung (KATHRIN PALLESTRANG)

Berichte und Besprechungen

- 65 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2022 (MATTHIAS BEITL)
- 80 „Ausgepackt. Textilien in (Alltags-)Kulturmuseen“, Expert:innen-gespräch im LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, 19. bis 20. August 2022 (REINHARD BODNER)
- 91 „Alles Fake, ganz ehrlich!“, 7. ICOM CECA Austria Conference zum österreichischen Museumstag, und „QUANTENSPRÜNGE – Museum zwischen Kontinuität und Disruption“, 33. Österreichischer Museumstag 2022, Konzerthaus Klagenfurt, 12. bis 14. Oktober 2022 (CLAUDIA PESCHEL-WACHA, KATHARINA RICHTER-KOVARIK UND IRINA EDER)
- 98 „Wozu sammeln?! Zur Neuverhandlung einer musealen Kernaufgabe“, Tagung im Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, 7. und 8. November 2022 (ANNA ENGL)
- 103 Bericht zur Tagung „Doing Kinship by Doing Law. Zur Alltagsbedeutung von Recht in verwandtschaftlichen Kontexten“, Institut für Europäische Ethnologie an der Universität Wien, 9. bis 10. Dezember 2022 (KONSTANTIN MACK)
- 108 Marta Botiková, Zita Deáky: Lányok, asszonyok a szocialista Szlovákiában és Magyarországon (1955–1989) – Ahogy két etnológus nő látta / Dievčatá, ženy na Slovensku a v Maďarsku (1955–1989) Očami dvoch etnologičiek [Mädchen und Frauen in der sozialistischen Slowakei und in Ungarn (1955–1989) – Gesehen von zwei Ethnologinnen] (JULIANE BRANDT)
- 112 Kaspar Maase: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur (GERLINDE IRMSCHER)
- 116 Elke Krasny, Sophie Lingg, Lena Fritsch, Birgit Bosold, Vera Hofmann (Hg.): Radicalizing Care. Feminist and Queer Activism in Curating (= Publications Series of the Academy of Fine Arts Vienna, 26) (KATRIN PRANKL)
- 120 Felix Gaillinger: Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter (= Münchner Ethnographische Schriften, 35) (STEPHANIE SCHMIDT)
- 307 Bericht zum Workshop Was können wir tun? Anwendungshorizonte kulturwissenschaftlicher Stadtforschung des Netzwerks Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Wiener Institut für

- Europäische Ethnologie, 16. bis 17. März 2023 (FELIX GAILLINGER UND THASSILO HAZOD)
- 312 Bericht zur 30. Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ÖGEKW), Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, 18. bis 20. Mai 2023 (SILKE MEYER, MARION NÄSER-LATHER UND NADJA NEUNER-SCHATZ)
- 319 Bericht zur Tagung des netzwerk mode textil-Nachwuchskollegs (K)eine Frage der Relevanz! Position beziehen zu Forschungen über Kleidung, Mode und Textilien und zu der 15. ordentlichen Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil e. V. mit anschließendem offenem Forum und Begleitprogramm, Berlin, 18. Mai bis 21. Mai 2023 (MARIA RAID)
- 324 Bericht über das 55. Internationale Keramik-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung zu Keramik als kulturelle Manifestation. Die Donauländer und die großen Stromsysteme Europas. Produktion, Handel, Migration, Kulturaustausch. Tradition und Innovation, Ungarisches Nationalmuseum, Budapest, 4. bis 9. September 2023 (CLAUDIA PESCHEL-WACHA)
- 331 Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen: Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800 (= L'Homme Schriften, 27) (KLARA LÖFFLER)
- 336 Anna Lucia Jocham: Konflikte um die Arbeitskraft. Zur subjektiven Konfliktverarbeitung im Kontext von Biografie (HANNA WÄGER)
- 340 Katarína Popelková: Vinohradnícke mesto v etnologickej perspektíve [Die Weinbaustadt aus ethnologischer Perspektive] (= Ethnologische Studien, 49) (GABRIELA KILIÁNOVÁ)
- 344 Inga Reimers: Essen mit und als Methode. Zur Ethnographie außeralltäglicher Mahlzeiten (= Edition Kulturwissenschaften, 261) (BERNHARD FUCHS)
- 124 Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
- 350 Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
- 128 Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
- 353 Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
- 130 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 354 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 131 Impressum
- 356 Impressum

Editorial Heft 1/2023

Wie bereits im letzten Heft dargestellt, stehen im Fach ebenso wie in den damit verbundenen Institutionen und Vereinigungen Änderungen und Weiterentwicklungen an. Das macht sich auch im Verein für Volkskunde, der nicht nur das Volkskundemuseum Wien trägt, sondern auch die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* herausgibt, bemerkbar. Dem Verein stehen in den nächsten Jahren große Herausforderungen ins Haus – das Gartenpalais Schönborn, in welchem sich das Volkskundemuseum Wien befindet, wird saniert und umgebaut. Das gibt die Möglichkeit, sich nicht nur räumlich zu verändern, sondern sich auch inhaltlich neu zu orientieren.

Anpassungen und Klärungen sollen auch die ÖZV sukzessive voranbringen: Das Heft 1/2023 enthält wieder einige Neuerungen – wir haben die Rubriken angepasst, um die Inhalte und Textintentionen noch übersichtlicher zu präsentieren. Wichtiger noch: Wir reagieren damit auf Entwicklungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Schreibpraxis, sowohl im universitären Kontext als auch im Museumsfeld. Die erste Rubrik lautet nun „Abhandlungen und Essays“. Klassische wissenschaftlich-akademische „Abhandlungen“ mit dem bewährten doppelblinden Gutachten-Verfahren, wie sie im Wissenschaftsbetrieb üblich und auch gefordert sind, sind weiterhin möglich und sehr willkommen. Mit der Erweiterung „Essays“ laden wir ein, wissenschaftliche Argumentationsgänge und Reflexionen in anderen, gerne auch experimentellen Formaten ethnografischen Schreibens oder künstlerischer Visualisierung durchzuspielen. Diese Beiträge können knapper ausfallen. In dieser Rubrik können auch geplante oder bereits abgeschlossene Projekte aus Sicht der Wissenschaftler*innen, Kurator*innen und anderen Organisierenden vorgestellt oder reflektierend eingeordnet werden. Auf besonderen Wunsch ist auch hier ein Peer-Review möglich. Die zweite Rubrik trägt den Titel „Berichte und Besprechungen“. Diese Beiträge sind prinzipiell deskriptiv, hier werden Tagungen und Berichte über Ausstellungen und Projekte sowie Rezensionen zusammengefasst.

Die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* steht damit keineswegs alleine da: Auch die *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* (ehemals *Zeitschrift für Volkskunde*) und andere internationale Fachzeitschriften integrieren nun neue Textformate.

In das neue Format der ÖZV fügt sich nun bestens die Abhandlung von Frauke Ahrens, die in die französische journalistische Praxis des 19. Jahrhunderts zurückgeht und die Rolle von Illustrationen in zeitgenössischen Journalen untersucht. Die wissensanthropologische Analyse argumentiert, dass hier volkskundlich-ethnologische Publikationsformate erprobt wurden, deren Verbindung mit der später institutionalisierten Volkskunde bisher unerforscht geblieben sind.

In ihrem wissenschaftlichen Essay fragt Oliwia Murawska nach den Nährungs- und Verweisungszusammenhängen eines kaschubischen Bechers und kombiniert hierzu eine klassisch volkskundliche Dinganalyse mit einem posthumanistischen Zugriff. In einem weiteren Text macht sich Patricia Nekuda Gedanken über aktuelle Umsetzungen von Nachhaltigkeit in lokalen und regionalen Museen anhand des Niederösterreichischen Museumstages 2022, der sich mit den Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen beschäftigte.

Die Vielfalt des ethnografischen Veröffentlichens lässt sich bereits mit diesen Beiträgen historisch begründen und wir freuen uns auf Ihr Interesse, diese neuen Möglichkeiten aufzugreifen, umzusetzen und zu rezipieren.

Zudem haben wir die Herausgeber*innenschaft der Realität angepasst. Seit Jahren arbeitet unsere Redaktion mit verteilten Aufgaben, aber alle gleichermaßen verantwortungsvoll. Uns erscheint es deshalb an der Zeit, dies auch im Impressum sichtbar zu machen, wie Sie nun an Ort und Stelle nachlesen können.

DAS TEAM DER ÖZV

Abhandlungen und Essays



Ethnografische Kunst oder bloß Typologie? Überlegungen zum Quellenwert publizistischer Illustrationen des 19. Jahrhunderts für eine volkskundlich-ethnologische Wissensgeschichte¹

Der Beitrag diskutiert die epistemologischen Herausforderungen und Konsequenzen der Berücksichtigung publizistischer Illustrationen des 19. Jahrhunderts im Rahmen einer volkskundlich-ethnologischen Wissensgeschichte. Durch einen Blick auf die Arbeiten Gaston Vuilliers (1845–1915) und Paul Sébillots (1843–1918) wird herausgestellt, wie sich das Wechselverhältnis zwischen publizistischem und ethnografischem Arbeiten im Konkreten gestaltete und inwieweit gerade die Illustrationen, denen im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend ein eigener Aussagewert zugesprochen wurde, wesentlich für die Wirkung und Verbreitung sozialen und kulturellen Wissens waren.

1 Dieser Beitrag ist im Rahmen des von Prof. Dr. Christiane Schwab geleiteten ERC-Starting-Grant-Projektes *Dissecting Society. Nineteenth-Century Sociographic Journalism and the Formation of Ethnographic and Sociological Knowledge* entstanden. Den GutachterInnen sowie meinen Team-Kolleginnen danke ich für die kritische Lektüre und konstruktiven Rückmeldungen, Magdalena Puchberger für die redaktionelle Betreuung.

Einführung

Die Presse eröffnete im 19. Jahrhundert, wie der Historiker Jürgen Osterhammel es ausdrückt, den Raum für eine „neue Ebene gesellschaftlicher Selbstreflexion“.² In deren Rahmen spielten bildliche Mittel, die zu einem ganz „wesentlichen Modus der Welterkenntnis“ wurden,³ eine zentrale Rolle. Die für das Jahrhundert diagnostizierten Visualisierungsschübe⁴ und die „Industrialisierung des Bildermachens“ gingen Hand in Hand mit dem enormen Ausbau der Journalliteratur.⁵ „Die Illustrierte [blieb] bis zum Ende des Jahrhunderts das Trägermedium für alle Innovationen der Präsentationsformen in der gedruckten

- 2 Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (=Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). München 2009, S. 63. Die gleiche Funktion schreibt Osterhammel der ‚realistischen‘ Kunst, Statistik und beschreibenden Sozialwissenschaft zu. Vgl. ebd., S. 76.
- 3 Hans-Jürgen Bucher: Ein ‚Pictorial Turn‘ im 19. Jahrhundert? Überlegungen zu einer multimodalen Mediengeschichte am Beispiel der illustrierten Zeitungen. In: Stephanie Geise, Thomas Birkner, Klaus Arnold u. a. (Hg.): *Historische Perspektiven auf den Iconic Turn. Die Entwicklung der öffentlichen visuellen Kommunikation*. Köln 2016, S. 280–317, hier S. 310.
- 4 Der Medienwissenschaftler Hans-Jürgen Bucher betrachtet beispielsweise die 1830er und 1840er Jahre, in denen in verschiedenen europäischen Ländern und den USA die sogenannten Penny-Magazine entstanden und die Gründungsphase der illustrierten Zeitungen zu verorten ist, als eine solche Wegmarke. Vgl. ebd., S. 281. Der Soziologe, Historiker und Medienwissenschaftler Edzard Schade wiederum benennt die 1890er bis 1910er Jahre als Phase eines wichtigen Visualisierungsschubes, brachte sie doch die industrielle Reproduktion stehender Bilder hervor. Vgl. Edzard Schade: *Diskontinuierliche Entwicklung der visuellen Massenkommunikation. Visualisierungsschübe als Etappen der Medialisierung öffentlicher Informationsvermittlung*. In: Geise, Birkner, Arnold u. a. (wie Anm. 3), S. 48–77, hier S. 53–55.
- 5 Jonathan Crary: *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*. Aus dem Amerikanischen von Anne Vonderstein. Dresden 1996, S. 24. Die Bedeutsamkeit der Bildmedien äußerte sich, wie der Medienwissenschaftler Klaus Sachs-Hombach herausarbeitet und diskutiert, neben ihrer zunehmenden Verbreitung im Rahmen der Journalliteratur auch in der Verwendung von Bildkategorien zur Klassifikation literarischer und publizistischer Textformate. Vgl. Klaus Sachs-Hombach: *Der Ausdruck ‚Bild‘ und seine verwandten Kategorien in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Einige begriffliche Spekulationen*. In: Thomas Althaus (Hg.): *Darstellungsoptik. Bild-Erfassung und Bilderfülle in der Prosa des 19. Jahrhunderts* (=Philologie und Kulturgeschichte, 7). Bielefeld 2018, S. 37–51.

Informations- und Wissensvermittlung.“⁶ Aus diesem Grund war das durch die Zeitschriftenliteratur verbreitete gedruckte Bild in Form von Lithografien, Stahl- und Holzstichen neben der Laterna magica, dem Panorama und Diorama sowie den Ausstellungen⁷, Ansichtskarten und Plakaten eines der zentralen visuellen Formate jener Zeit.⁸ Nichtsdestotrotz stellen die *Visual Culture Studies* in ihrer Auseinandersetzung mit dem 19. Jahrhundert überwiegend Fotografie und Film zentral.⁹ Auch in der Empirischen Kulturwissenschaft bleibt die Zeichnung noch immer unterrepräsentiert.¹⁰ Aus der Perspektive einer

- 6 Bucher (wie Anm. 3), S. 283.
- 7 Dabei nahmen besonders die Weltausstellungen eine Schlüsselfunktion in Hinblick auf die Popularisierung der Bildwelten des 19. Jahrhunderts ein. Vgl. Patrícia Ferraz de Matos, Hande Birkalan-Gedik, Andrés Barrera-González u. a.: Introduction. *World Fairs, Exhibitions and Anthropology*. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 2 (31), 2022, 1–14, <https://doi.org/10.3167/ajec.2022.310202>; Beat Wyss: Bilder von der Globalisierung. Die Weltausstellung von Paris 1889. Berlin 2010; Ines Caroline Zanella: Kolonialismus in Bildern. Bilder als herrschaftssicherndes Instrument mit Beispielen aus den Welt- und Kolonialausstellungen (=Beiträge zur Dissidenz, 17). Frankfurt am Main u. a. 2004.
- 8 Vgl. Kirsten Belgum: Introduction. Before Photography. In: Dies., Vance Byrd, John D. Benjamin (Hg.): *Before Photography. German Visual Culture in the Nineteenth Century*. Berlin, Boston 2021, S. 1–12, hier S. 2.
- 9 Vgl. ebd., S. 2–3 und 8. Eine intensive Betrachtung publizistischer Illustrationen findet hingegen im Rahmen literaturwissenschaftlicher Arbeiten zur Journalliteratur statt. Vgl. Andreas Beck, Nicola Kaminski, Volker Mergenthaler u. a. (Hg.): *Visuelles Design. Die Journalseite als gestaltete Fläche. Visual Design. The Periodical Page as a Designed Surface* (=Journalliteratur, 1). Hannover 2019; Natalia Igl, Julia Menzel (Hg.): *Illustrierte Zeitschriften um 1900. Mediale Eigenlogik, Multimodalität und Metaisierung* (=Edition Medienwissenschaft, 39). Bielefeld 2016.
- 10 Von Seiten der Empirischen Kulturwissenschaft werden zwar sehr wohl Druckgrafiken des 18. und 19. Jahrhunderts als Quellenmaterial produktiv gemacht, doch wird kaum eine konkrete Verbindung zwischen zeichnerischem und ethnografischem Arbeiten hergestellt. Vgl. Michaela Haibl: Zerrbild als Stereotyp. Visuelle Darstellungen von Juden zwischen 1850 und 1900 (=Dokumente – Texte – Materialien, 26). Berlin 2000; Silke Meyer: Die Ikonographie der Nation. Nationalstereotype in der englischen Druckgraphik des 18. Jahrhunderts (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 104). Münster 2003. So wurde das Zeichnen in den letzten Jahren zwar als ethnografische Methode neu entdeckt. Vgl. Ana Isabel Afonso (Illustrations Manuel João Ramos): *New Graphics for Old Stories. Representation of Local Memories Through Drawings*. In: Sarah Pink, László Kürti, Ana Isabel Afonso (Hg.): *Working Images. Visual Research and Representation in Ethnography*. London, New York 2004, S. 72–89; Nele Brönnner: *Out in the Field. Comics for an*

kulturanthropologischen Wissensforschung, die ihren Blick von akademischen Wissensräumen auf zusätzliche Felder samt ihrer AkteurInnen, wissenskonstituierenden Praktiken und Formate erweitert hat,¹¹ sollten umso mehr auch die Journalliteratur und besonders ihre Illustrationen als Nährboden für die Entwicklung und Verbreitung von Wissen über Gesellschaft im 19. Jahrhundert Betrachtung finden.

Vorliegender Beitrag verfolgt deshalb primär zwei Ziele: Zuallererst ist er als Plädoyer für eine stärkere wissensgeschichtliche

Urban Anthropology. In: Anja Schwanhäuser (Hg.): *Sensing the City. A Companion to Urban Anthropology* (=Bauwelt Fundamente, 155). Basel, Gütersloh, Berlin 2016, S. 183–185; Tim Ingold: Introduction. In: Tim Ingold (Hg.): *Redrawing Anthropology. Materials, Movements, Lines* (=Anthropological Studies of Creativity and Perception). Ashgate 2011, S. 1–20. Mit Blick auf das 19. Jahrhundert bleibt allerdings das Zusammenspiel von Anthropologie und Fotografie vordergründig. Vgl. Elizabeth Edwards (Hg.): *Anthropology and Photography. 1860–1920*. New Haven, Connecticut 1992; Christopher Pinney: *Photography and Anthropology* (=Exposures). London 2011; Efram Sera-Shriar: *Anthropometric Portraiture and Victorian Anthropology. Situating Francis Galton's Photographic Work in the Late 1870s*. In: *History of Science* 2 (53), 2015, S. 155–179, <https://doi.org/10.1177/0073275315580953>. Die Bedeutsamkeit des Zeichnens als Methode gesellschaftlicher Beobachtung im 19. Jahrhundert wurde vornehmlich aus kunsthistorischer Perspektive behandelt. Vgl. Mary Cowling: *The Artist as Anthropologist. The Representation of Type and Character in Victorian Art*. Cambridge u. a. 1989; Judith Wechsler: *A Human Comedy. Physiognomy and Caricature in 19th Century Paris*. London 1982. Eine Ausnahme stellt folgende Monografie zur Bedeutung ethnografischer Bilddokumente während der Brasilien-Exkursionen des 19. Jahrhundert dar. Vgl. Beatrice Kümin: *Expedition Brasilien. Von der Forschungszeichnung zur Fotografie*. Bern 2007.

- 11 Gerade von Seiten der kulturanthropologischen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte wurde vielfach auf das Wechselverhältnis sich gegenseitig bedingender Wissenschaft(en) und Öffentlichkeit(en) verwiesen. Vgl. hierzu besonders die Veröffentlichungen des wegweisenden DFG-Forschungsverbands *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert*. Jenni Boie, Antonia Davidovic-Walther, Carsten Drieschner u. a.: *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer. Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* (DFG-Forschungsverbund). In: Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger u. a. (Hg.): *Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags* (=Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 3). Münster u. a. 2009; Antonia Davidovic-Walther, Michaela Fenske, Lioba Keller-Drescher: *Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion*. In: *Berliner Blätter* (50), 2009, S. 6–14.

Berücksichtigung der Verbindungen zwischen volkskundlich-ethnologischen¹² Diskussionszusammenhängen und publizistischen¹³ Kontexten sowie des damit verbundenen Quellenmaterials zu verstehen.¹⁴ So wirkten AkteurInnen der sich zum Ende des 19. Jahrhunderts etablierenden volkskundlich-ethnologischen Disziplinen zum einen gerade wegen der noch nicht erfolgten akademischen Institutionalisierung in breiteren publizistischen Kreisen und wussten journalistisches und ethnografisches¹⁵ Arbeiten miteinander zu verbinden.¹⁶

- 12 Um abzubilden, dass die Beschäftigung mit den *traditions populaires* in Frankreich, anders als in den deutschsprachigen Ländern, heute in den breiter gefassten Fachbereich der Ethnologie/Sozialanthropologie fällt und sich die Folklore-Forschung nicht als eigenständige Disziplin herausgebildet hat, sowie um das negativ konnotierte Adjektiv „folkloristisch“ zu vermeiden, findet in diesem Beitrag der Begriff „volkskundlich-ethnologisch“ Verwendung. Vgl. Jacqueline Christophe, Denis-Michel Boëll, Régis Meyran (Hg.): *Du folklore à l'ethnologie*. Paris 2009.
- 13 Publizistik wird hier als „Inbegriff der öffentlichen (mediengebundenen) Kommunikation von Publizisten, die sich zunächst des Drucks (Zeitung, Zeitschrift, Buch) bedienen“ verstanden. Hans Bohrmann, Thomas Kleiderling: Publizistik. In: Thomas Kleiderling (Hg.): *Lexikon der Medien- und Buchwissenschaft. analog | digital* (3. Teilband: N–Z). Stuttgart 2018, S. 97–98, hier S. 97.
- 14 Damit knüpft der Artikel an jene Publikationen des Fachs an, die bereits die Bezüge zwischen ethnografischem und publizistischem Arbeiten herausgestellt haben. Vgl. hierzu beispielsweise Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 1990; Ders. (Hg.): *Die Zivilisierung der Urbanen Nomaden. Henry Mayhew, die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen*. In: *Berliner Blätter* (35), 2005; Christiane Schwab: *Sketches of Manners, esquisses des moeurs. Die journalistische Gesellschaftsskizze (1830–1860) als ethnographisches Wissensformat*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 1 (112), 2016, 37–56; Dies. (Hg.): *Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhundert (=WissensKulturen / Knowledge Cultures, 1)*. Bielefeld 2021.
- 15 Ethnografie galt im 19. Jahrhundert selbstverständlich noch nicht als epistemologischer Zugang, „als theoriegeleitete und methodologisch verankerte Perspektive sowie Darstellungspraxis“, sondern vielmehr als Methode. Gleichwohl finden sich in den besprochenen Quellen Merkmale, die aus heutiger Perspektive als ethnografisch gewertet werden können. Dazu gehören etwa „der mikroanalytische Zugang, der Fokus auf (alltägliche) Handlungen und Akteure, eine breite gesellschaftliche Kontextualisierung, eine Kombination unterschiedlicher Quellen und ihre reflexive Dekonstruktion sowie die Fokussierung auf Geschichte und Gegenwart (als gewordene Gegenwart und geschaffene Vergangenheit) zugleich“. Brigitta Schmidt-Lauber: *Orte von Dauer. Der*

Zum anderen war die illustrierte Journalliteratur wiederum für die Zirkulation und Verbreitung des in diesem Format transportierten (Gesellschafts-)Wissens wirkmächtig. Das zweite Ziel des Beitrags ist es sodann, Überlegungen zu den epistemologischen Herausforderungen und Konsequenzen der Berücksichtigung publizistischen Quellenmaterials des 19. Jahrhunderts im Rahmen einer volkscundlich-ethnologischen Wissensgeschichte anzustellen. Am Beispiel publizistischer Bilder werden konkrete Verbindungen zwischen volkscundlich-ethnologischen Diskussionszusammenhängen und journalistischen Arbeiten aufgezeigt und der wissenschaftsgeschichtliche Nutzen der Zusammenschau dieser heute getrennt voneinander betrachteten Wissensmilieus erörtert. Zu diskutieren ist, inwiefern das Bildmaterial als ethnografisch beschrieben werden kann und welcher Quellenwert ihm im Rahmen einer volkscundlich-ethnologischen Wissensgeschichte einzuräumen ist. Dabei zielt der Beitrag weder darauf ab, die publizistischen Illustrationen nach ihrem Realitätsgehalt zu befragen, noch sie im Rahmen einer Typologiekritik als diskriminierende, stereotypisierende und rassifizierende Darstellungen zu entlarven. Vielmehr sollen unter Berücksichtigung des publizistischen Entstehungskontextes sowie in Anlehnung an methodologische Überlegungen zur kulturanalytischen Bearbeitung von Typen und Figuren die Wirkweisen und Interpretationen der Bilder zentral gestellt werden.

Um diese Überlegungen zu konkretisieren, werden sie an zwei Fallbeispielen – das heißt zwei Akteuren – ausgeführt, die sich im Spannungsfeld von Kunst, Publizistik und volkscundlich-ethnologischen Diskussionszusammenhängen bewegen. An exemplarischen Illustrationen aus dem Kontext der publizistischen Arbeiten Gaston Vuilliers (1845–1915) und Paul Sébillots (1843–1918) werden

Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkscundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, S. 237–259, hier S. 253 f. Um die Verbindung zwischen den im Beitrag fokussierten Akteuren und den heutigen volkscundlich-ethnologischen Fachdisziplinen zu stärken, wird folglich nicht von „protoethnografisch“ oder „prädisziplinär“ gesprochen.

- 16 Osterhammel hält beispielsweise fest: „Die Übergänge zwischen den unterschiedlichen Typen von Druckmedien waren fließend.“ Osterhammel (wie Anm. 2), S. 63.

zunächst ihre Entstehungskontexte, Interpretations- und Wirkweisen herausgearbeitet. Daran anknüpfend wird dann ihr Quellenwert für eine volkskundlich-ethnologische Wissensgeschichte diskutiert. Der geografische Rahmen bleibt dabei auf Frankreich beschränkt. Gleichwohl wird deutlich gemacht, dass die beschriebenen Verbindungen nicht exklusiv für den französischen Raum galten. Die Auswahl der Akteure erklärt sich vielmehr aus der Quellenlage und bereits bestehenden Vorarbeiten, an die an dieser Stelle angeknüpft wird.¹⁷

Ethnografische Kunst publizieren – Publizistische Kunst ethnografieren. Das Wechselverhältnis von Ethnografie und Publizistik bei Gaston Vuillier und Paul Sébillot

Für die Frühgeschichte volkskundlich-ethnologischer Disziplinen ist es symptomatisch, dass ihre AkteurInnen nicht ausschließlich in akademischen beziehungsweise wissenschaftsnahen Kontexten agierten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden zwar Vereine, Gesellschaften und Zeitschriften gegründet, doch die Institutionalisierung der Folklore-Forschung¹⁸ hatte sich noch nicht in Form universitärer Lehrstühle vollzogen.¹⁹ In Frankreich – genauer gesagt, in Paris – gab es bereits die *Société des traditions populaires* (gegr. 1885) und die zugehörige *Revue des traditions populaires* (ab 1886) sowie die Zeitschriften *Mélusine* (ab 1877) und *La Tradition* (ab 1887), aber kein Institut und keine Universitätsprofessur. Umgekehrt bedeutete die langsam voranschreitende Herausbildung der Disziplin, dass es Genregrenzen, in der Form, wie wir sie heute kennen, noch nicht

- 17 Dazu gehören insbesondere die im Open-Access Digital Humanities-Projekt *Bérose – Encyclopédie internationale des histoires de l'anthropologie* erarbeiteten und hier zitierten Artikel sowie die Forschungsarbeiten der Autorin selbst. Vgl. Frauke Ahrens: Zwischen Folklore-Forschung, Anthropologie und Journalismus. Paul Sébillots *Légendes et curiosités des métiers* (1895). In: *Historische Anthropologie* 1 (31), 2023 (in Vorbereitung).
- 18 An dieser Stelle findet bewusst nicht der Begriff „Volkskunde“ Verwendung, sondern wird jene Fachbezeichnung genutzt, auf die sich die frühen VertreterInnen eines volkskundlich-ethnologischen Diskussionszusammenhangs im europäischen Raum im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Verständigungsbegriff einigten.
- 19 Vgl. Bernd Jürgen Warneken: „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2 (95), 1999, S. 169–196, hier S. 169–171.

geben konnte. AkteurInnen volkskundlich-ethnologischer Diskussionszusammenhänge wirkten in publizistischen Kreisen, und in der Journalliteratur fanden sich Arbeiten, die einen ethnografisch-wissenschaftlichen Duktus aufwiesen.

Zwei Akteure, anhand derer sich dieses Wechselverhältnis beispielhaft illustrieren lässt, sind Gaston Vuillier und Paul Sébillot, die zudem beide in ihrer Arbeit auf unterschiedliche Weise Bilder zentral stellten. Während Vuillier als reisender Zeichner und Publizist tätig gewesen ist, enge Verbindungen zu dem Journalisten und Zeitschriftengründer Édouard Charton (1807–1890) besaß und vor allem als Korrespondent für dessen Reisezeitschrift *Le Tour du monde* arbeitete, gilt Sébillot heute als eine Schlüsselfigur der französischen Folklore-Forschung. Sein Bezug zur Publizistik zeigte sich, neben den Verbindungen in entsprechende Personenkreise, in der Einbindung des aus journalistisch-literarischen Kontexten stammenden Materials im Rahmen ikonografisch-enzyklopädischer Arbeiten. Während es sich bei den Illustrationen zu Vuilliers Texten um eigens gefertigte Zeichnungen handelte, betrachtete Sébillot sie als Quellenmaterial. Dabei sah er die Bilder nicht nur als selbstverständlichen Bestandteil der Volkskunst (*art populaire*) an, sondern wertete sie auch als Ergebnis genauer Beobachtungen.

Fallbeispiel I – Gaston Vuilliers Zeichnungen für *Le Tour du monde*

„Zuhören und nicht fragen ist [...] einer der Grundsätze Vuilliers, doch das Wichtigste, das was im Zentrum seines Werkes steht, ist ohne Zweifel das Beobachten und Zeichnen. Jede Szene, die er beschreibt, fast jede Person ist Gegenstand eines Aquarells oder einer Zeichnung, die die im Text genannten Details festhält. Mehr noch: Das Zeichnen ist Vuilliers Vorwand, um Ereignissen beizuwohnen oder Menschen zu begegnen.“²⁰ Mit diesen Worten beschreibt Claudie Voisenat die

20 Claudie Voisenat: Gaston Vuillier et les folkloristes. In: Bérose – Encyclopédie internationale des histoires de l'anthropologie. Paris 2007, <https://www.berose.fr/article177.html> (Zugriff: 15.2.2022). Zitate aus der französischsprachigen Sekundärliteratur wurden von der Autorin ins Deutsche übersetzt. Die Originalzitate der Primärliteratur werden darüber hinaus in den Fußnoten angegeben.

zentrale Stellung, die Vuilliers Zeichnungen in seiner Publikations-tätigkeit einnahmen. Die Ethnologin versteht sie nicht als bloße Illustrationen, sondern wertet das Zeichnen als erkenntnisleitende Methode, mit der Vuillier ‚die Realität‘ einzufangen und durch die er sich den Menschen zu nähern suchte.²¹

Gaston Vuillier, der sich vor allem durch seine Beiträge in den bedeutenden Pariser illustrierten Zeitschriften einen Namen machte, war in erster Linie Zeichner. Von bescheideneren Auftragsarbeiten als Illustrator und Porträtzeichner für Zeitschriften und Buchpublikationen machte sich Vuillier im Laufe der Jahre in seiner Arbeit aber zunehmend unabhängig. Er wählte die Themen und Reiseziele selbst und publizierte umfangreiche, meist mehrteilige Reportagen, die stets von einer Vielzahl von Illustrationen begleitet wurden.²² Diese bildeten sowohl Stadt- und Landschaftsansichten ab als auch die Menschen, die Vuillier begegneten. Dabei zeigte er sie facettenreich, als Einzelpersonen, Gruppen oder im Rahmen von Genrebildern. Vuilliers Texte wiederum zeichneten sich nicht nur durch ihren Detailreichtum und die Einbindung wörtlicher Rede aus, sondern beinhalteten auch die Reflexion seiner eigenen Rolle im ‚Feld‘. Denn obgleich Vuillier keine Anbindung in gelehrte Gesellschaften hatte, von den französischen Folklore-Forschenden seiner Zeit nicht zur Kenntnis genommen wurde und sich selbst auch nicht das Etikett „Ethnograf“ anheftete,²³ wurde er in seinem publizistischen Arbeiten von ethnografisch tätigen Akteuren geprägt. Im Rahmen seiner Arbeit über die Balearen machte Vuillier die Bekanntschaft mit Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich-Toskana (1847–1915), der wie er über den Mittelmeerraum forschte.²⁴ Seine 1892 im Auftrag des Ministère de l’Instruction publique (seit 1923 Ministère de l’Éducation nationale) zu ethnografischen

21 Vgl. ebd.

22 Vgl. Daniel Fabre: Le tour du monde de Gaston Vuillier. Biographie d’un peintre ethnographe. In: Béroser – Encyclopédie internationale des histoires de l’anthropologie. Paris 2007, <https://www.berose.fr/article30.html> (Zugriff: 15.2.2022).

23 Vgl. Marie Christine Pouchelle: Gaston Vuillier, ou la sensibilité comme outil de la connaissance ethnographique. In: Hier pour demain. Arts, Traditions et Patrimoine (Galeries nationales du Grand-Palais, 13.6.–1.9.1980). Paris 1980, S. 115–119, hier S. 115; Voisenat (wie Anm. 20).

24 Vgl. Fabre (wie Anm. 22).

Recherchen unternommene Reise nach Sizilien brachte ihn wiederum mit Giuseppe Pitrè (1841–1916) zusammen,²⁵ der maßgebend für die Herausbildung der italienischen Folklore-Forschung war. Beide Kontakte, so der Ethnologe Daniel Fabre, „verstärkten den Blick Vuilliers [und] weckten in ihm eine echte ethnografische Schärfe“.²⁶

Vor allem Vuilliers Arbeiten über das Limousin und das Département Corrèze im Speziellen trugen ihm von EthnologInnen den Titel eines „ethnografischen Malers“, „zeichnenden Reporters“ und „Künstler-Ethnografen“ ein.²⁷ Bereits Arnold van Gennep führte in seinem *Manuel de folklore français contemporain* von 1937 zwei Artikel Vuilliers auf, die in *Le Tour du monde* erschienen waren.²⁸ Aus einem der beiden Beiträge, der den Titel *Chez les magiciens et les sorciers de la Corrèze* (Bei den Zauberern und Hexen der Corrèze, 1899) trägt und den van Gennep mit dem Kommentar „exzellente direkte Untersuchung“ versah,²⁹ ist die hier als Beispiel angeführte Abbildung (Abb. 1) entnommen.³⁰ Wie bei vielen der 36 Illustrationen des in drei Teilen erschienenen und 36 Seiten langen Artikels, findet sich unter dem Bild ein Verweis auf jene Artikelseite, auf der der Kontext der gezeigten Situation genauer beschrieben wird. So stellt die aufwändige Zeichnung mit Grauabstufungen die Behandlung einer Wundrose durch einen Heiler und Zauberer (*metze*) dar. Über die mit geschlossenen Augen da liegende Frau gebeugt, sucht dieser durch ritualisierte Berührungen der betroffenen Stelle und begleitetet von gemurmelten Gebeten, Exorzismen oder Beschwörungen, die Krankheit aus dem Körper zu treiben. Neben einer genauen Beschreibung der gezeigten

25 Vgl. ebd.; Anna Iuso: Giuseppe Pitrè et Gaston Vuillier. Un apprentissage ethnographique. In: Béroser – Encyclopédie internationale des histoires de l'anthropologie. Paris 2006, <https://www.berose.fr/article205.html> (Zugriff: 15.2.2022).

26 Fabre (wie Anm. 22).

27 Ebd.; Pouchelle (wie Anm. 23), S. 116.

28 Vgl. Arnold van Gennep: *Manuel de folklore français contemporain* (Bd. 3, Questionnaires – Provinces et pays – Bibliographie méthodique). Paris 1937, S. 533; Ders.: *Manuel de folklore français contemporain* (Bd. 4, Bibliographie méthodique [fin] – Index des noms d'auteurs – Index par provinces). Paris 1938, S. 590 f.

29 Ebd., S. 590 f.

30 Vgl. Gaston Vuillier: *Chez les magiciens et les sorciers de la Corrèze*. In: *Le Tour du monde*. Journal des voyages et des voyageurs. Nouvelle série 43 (5), 1899, S. 505–540.

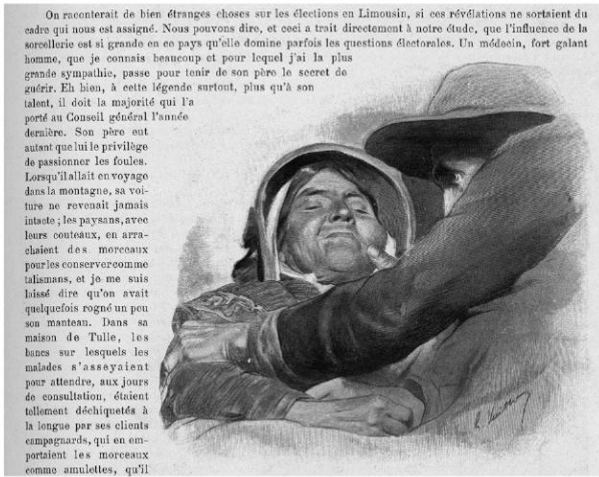


Abb. 1: Gaston Vuillier, *Le traitement de l'érysipèle*. In: *Le Tour du monde. Journal des voyages et des voyageurs. Nouvelle série* 43 (5), 1899, S. 507.

Bibliothèque nationale de France

Abb. 2: Gaston Vuillier, *Bemalter sicilianischer Maultierwagen (Carreto)*. In: *Globus* 11 (67), 1895, S. 171

Prozedur sowie Informationen zum Heiler und zu seinen Patientinnen, geht aus der entsprechenden Textstelle hervor, dass Vuillier der Situation nicht nur beiwohnte, sie genau beobachtete und zeichnerisch festhielt, sondern bei der Arbeit sogar assistiert hatte.³¹ Damit verdeutlicht das Beispiel, wie verzahnt Text und Bild bei Vuillier waren, und lässt die ihm heute von EthnologInnen entgegengebrachte Wertschätzung als zeichnender Ethnograf nachvollziehen.

Ohne Frage bestand eine fruchtbare Verbindung zwischen publizistischem Arbeiten und einer Vorgehensweise, die als ethnografisch beschrieben werden kann. Gleichzeitig, und hier wird ein Stück weit von jenem Enthusiasmus abgerückt, der die Bilder als realitätsnah verstehen möchte, gilt es, diese Verbindung kritisch zu reflektieren. Denn gerade bei publizistischen Illustrationen wird die Suche nach Realitätsnähe und Wahrheitsgehalt noch einmal problematischer; selbst bei solchen ZeichnerInnen wie Vuillier, denen ethnografisch-verstehende Absichten unterstellt werden können. So war ein Charakteristikum des Bildermarktes des 19. Jahrhunderts der durch den Verkauf und die Zirkulation von Bildstöcken begünstigte erneute Abdruck von Illustrationen.³² Oftmals ist nicht davon auszugehen, dass die Bilder in den illustrierten Zeitschriften eigens für die Beiträge gefertigt worden sind, sondern vor allem solche Abbildungen genutzt wurden, die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung zur Verfügung standen.

Der Ideengeber der deutschen Zeitschrift *Globus*, Hermann Julius Meyer (1826–1909), hatte beispielsweise ein Geschäft mit *Le Tour du monde* abgeschlossen, das es ihm erlaubte, die Illustrationen erneut abzudrucken.³³ Für die Beiträge wurden keine neuen

31 Vgl. ebd., S. 514.

32 Vgl. David J. Roxburgh: Technologies of the Image. Art in 19th-Century Iran. In: David J. Roxburgh, Mary McWilliams (Hg.): Technologies of the Image. Art in 19th-Century Iran. New Haven, London 2017, S. 3–22, hier S. 4. Siehe zu dieser Thematik auch folgenden umfangreichen Sammelband. Philippe Kaenel, Rolf Reichardt (Hg.): Interkulturelle Kommunikation in der europäischen Druckgraphik im 18. und 19. Jahrhundert. The European Print and Cultural Transfer in the 18th and 19th Centuries. Gravure et communication interculturelle en Europe aux 18e et 19e siècles. Hildesheim 2007.

33 Vgl. Kirsten Belugum: Popularizing the World. Karl Andree's ‚Globus‘. In: Colloquia Germanica 3 (46), 2013, Themenheft: Reiseliteratur, Gastherausgeber: Karin Baumgartner, S. 245–265, hier S. 252.

Zeichnungen gefertigt, sondern es wurde auf das bereits bestehende Bildmaterial zurückgegriffen. So ist die zweite hier angeführte Zeichnung Vuilliers (Abb. 2), die im Querformat einen sizilianischen Karren zeigt, der sieben Personen trägt und von einem geschmückten Pferd gezogen wird, einem Artikel mit der Überschrift *Ein Blick auf Sicilien und seine Hauptstadt* entnommen. Dieser wurde von Wilhelm Kobelt³⁴ verfasst und 1895 als zweiteilige Serie in *Globus* abgedruckt.³⁵ Die Zeichnung Vuilliers wird hier erneut gezeigt, begleitet nun aber den Beitrag einer anderen Person. Dabei gibt es im Text zwar einen Verweis auf den Artikel Vuilliers in *Le Tour du monde* und wird bei zwei Abbildungen darauf hingewiesen, dass sie nach seinen Zeichnungen gefertigt wurden, doch in welchem Verhältnis der Ausgangstext und die in *Globus* veröffentlichte Version tatsächlich zueinander stehen, wird erst durch einen direkten Vergleich deutlich.³⁶ Dann wird augenscheinlich, dass zwar alle in *Globus* gezeigten Illustrationen von Vuillier stammen, der Beitragsinhalt allerdings nicht in Anlehnung an den Ausgangstext entwickelt worden ist. Kobelt verfasste einen Artikel über die, seiner Ansicht nach, prekären sozialen Verhältnisse Siziliens, die er einem „civilisierten Europa“ gegenüberstellt.³⁷ Der von Kobelt in seinem Beitrag skizzierte „Abgrund von Elend, Not und Verbitterung“ infolge von (Mafia-)Gewalt und wirtschaftlichen Missständen wird jedoch nicht durch zusätzliche Abbildungen illustriert,³⁸ sodass schließlich ein verzerrtes Text-Bild-Verhältnis entsteht. Darüber hinaus werden stets nur einzelne Aspekte des Ausgangstexts übernommen. Während Vuilliers Artikel in vier Teilen, auf 64 Seiten

34 Gemeint ist vermutlich Wilhelm Kobelt (1840–1916). Vgl. Caesar R. Boettger: ‚Kobelt, Wilhelm‘. In: *Neue Deutsche Biographie* (12), 1980, S. 243–244 [Online-Version], <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116263741.html#ndbcontent> (Zugriff: 15.2.2022).

35 Vgl. Wilhelm Kobelt: *Ein Blick auf Sicilien und seine Hauptstadt* (Teil I). In: *Globus* 10 (67), 1895, S. 153–158; Ders.: *Ein Blick auf Sicilien und seine Hauptstadt* (Teil II). In: *Globus* 11 (67), 1895, S. 170–174.

36 So wurde auch die Signatur, mit der Vuillier seine Zeichnungen stets versah, für die Verwendung in *Globus* abgeschnitten.

37 Kobelt (wie Anm. 35), S. 153. Kobelts rassifizierende und diskriminierende Argumentationsmuster sind dabei ohne Frage als biologistisch argumentierende Xenophobie einzustufen und als solche entschieden zurückzuweisen.

38 Kobelt (wie Anm. 35), S. 153.

und mit 53 Abbildungen publiziert wurde, ist Kobelts zehn Seiten und acht Illustrationen umfassender Beitrag nur als knapp zu beschreiben. Allein den sizilianischen Karren widmete Vuillier zwei Textseiten und insgesamt vier Abbildungen. Auf diesen tritt nicht nur die Vielfalt der Ausgestaltung und Nutzung der Wägen hervor. Deutlich wird auch die intensive Auseinandersetzung des Autors mit der Thematik, die sich beispielsweise im direkten Austausch mit einem sizilianischen Künstler ausdrückt, der ebenfalls Eingang in Vuilliers detaillierte Beschreibung findet. Doch an diese vertiefende Arbeitsweise knüpft der Text in *Globus* nicht an. Die Zeichnungen werden durch ihre Enthebung vom Ausgangstext sowie ihre vordergründig illustrierende Funktion zum schmückenden Beiwerk.³⁹ Dabei handelte es sich um eine für die Zeitschrift *Globus* typische Publikationsweise. Es wurde, dem Wunsch nach erhöhter Wissenschaftlichkeit folgend, eine neutrale Erzählweise angestrebt. Die Umarbeitung und Dekontextualisierung von Text und Bild führten dann allerdings, wie dies auch am Beispiel Vuilliers deutlich wird, zu Beiträgen, die kaum als wissenschaftlich gelten können.⁴⁰

Fallbeispiel II – *Art populaire* und ikonografisch- enzyklopädische Reihung in Paul Sébillots publizistischen Arbeiten über die städtischen Berufe

Auch Paul Sébillot wusste Ethnografie und Publizistik in seiner Arbeit zu verbinden. Während er von EthnologInnen heute primär als eine der Gründungsfiguren der französischen Folklore-Forschung

39 Diese Vorgehensweise ist auch für weitere Artikel in *Globus* zu beobachten, in denen Vuilliers Zeichnungen erneut Verwendung fanden. Das geschah zwar meist mit Verweis auf ihn, doch ohne seinen Ausgangstexten ernsthaft Rechnung zu tragen. In der ersten Fußnote eines zweiseitigen Artikels über Ibiza wurden Vuilliers Betrachtungen sogar explizit als die eines Künstlers und damit als nicht wissenschaftlich eingestuft. Vgl. Johannes Hofer: Die sardinischen Volkstrachten. In: *Globus* 5 (61/62), 1892, S. 69–74; o. A.: Ein Besuch auf der Pityuseninsel Ibiza. Nach Gaston Vuillier (Teil I). In: *Globus* 4 (63), 1893, S. 55–59; o. A.: Ein Besuch auf der Pityuseninsel Ibiza. Nach Gaston Vuillier (Teil II). In: *Globus* 5 (63), 1893, S. 72–76.

40 Dies hat Belgum an ausgewählten *Globus*-Beiträgen ausgearbeitet. Vgl. Belgum (wie Anm. 33).

betrachtet wird, waren die Netzwerke, Einflüsse, Interessen und Aktivitäten des sich selbst als ‚*publiciste*‘ bezeichneten Sébillot deutlich vielschichtiger.⁴¹ Er pflegte enge Kontakte zu journalistisch-literarischen Kreisen und gründete 1877 gemeinsam mit Elphège Boursin (1836–1891) die Société littéraire et artistique La Pomme. Daneben war Sébillot in unterschiedlichen gelehrten Gesellschaften Mitglied, engagierte sich intensiv in der Société d’Anthropologie de Paris und gehörte der aus ihr hervorgegangenen Gruppe der Materialisten⁴² an. Die Reichweite seiner Veröffentlichungen umschloss publikumsorientierte literarische Formate bis hin zu an eine Fachöffentlichkeit adressierte Zeitschriften. Die Texte hatten mal einen literarisch-humorvollen Duktus und waren dann wiederum wissenschaftlich-distanziert verfasst. Im Zentrum seines Wirkens stand zwar die Beforschung der populären Traditionen (*traditions populaires*), doch können seine Arbeit und sein Fachverständnis ohne die Berücksichtigung der daneben bestehenden Aktivitäten kaum hinreichend nachvollzogen werden. Die neue Disziplin verstand er als umfassende Wissenschaft vom Menschen, die nicht allein sprachwissenschaftliche Studien und das Sammeln mündlicher Überlieferungen beinhalten sollte, sondern auch die Untersuchung der Sitten und Bräuche sowie der Volkskunst und Volksliteratur.⁴³ Sébillots Zusammenführung der linguistischen Folklore-Forschung mit dem Materialismus der Pariser anthropologischen Schule mündete schließlich in einen enzyklopädischen Blick sowie die Inventarisierung, Beschreibung und Klassifizierung vielseitiger Themen und vor allem auch vielseitigen Quellenmaterials.⁴⁴

- 41 Vgl. Claudie Voisenat: Quand les archives font des histoires. La polémique entre Henri Gaidoz et Paul Sébillot (1912–1913). In: Béroser – Encyclopédie internationale des histoires de l’anthropologie. Paris 2007, <https://www.berose.fr/article197.html> (Zugriff: 15.2.2022).
- 42 Um historische Situationen und ungleiche Strukturen nicht zu verfälschen, findet an manchen Stellen bewusst das generische Maskulinum Verwendung.
- 43 Vgl. Claudie Voisenat: Paul Sébillot à la revue L’Homme. In: Béroser – Encyclopédie internationale des histoires de l’anthropologie. Paris 2010, <https://www.berose.fr/article513.html> (Zugriff: 15.2.2022); Dies.: Paul Sébillot et l’invention du folklore matérialiste. In: Béroser – Encyclopédie internationale des histoires de l’anthropologie. Paris 2010, <https://www.berose.fr/article511.html> (Zugriff: 15.2.2022).
- 44 Vgl. ebd.



Abb. 3: Jean-François Raffaëlli, Le marchand de marrons. In: Joris-Karl Huysmans: Croquis parisiens. Paris 1880, o. S. Bibliothèque nationale de France, département Réserve des livres rares, RES 8-LI3-751 (B)

Sébillots Wertung des literarisch-journalistischen Bildmaterials als relevante Quelle für ikonografische Betrachtungen ist mit dieser zeitgleichen Verankerung in Publizistik, Folklore-Forschung und Anthropologie zu erklären.

Um dies zu verdeutlichen, wird eine dritte Abbildung (Abb. 3) hinzugezogen. Dabei handelt es sich um eine Radierung Jean-François Raffaëllis (1850–1924), die einen Kastanienverkäufer zeigt und in Sébillots Artikel *Les métiers et l'image* (Die Berufe und das Bild), der im Dezember 1895 in der Zeitschrift *L'Encyclopédie* erschien, abgedruckt wurde.⁴⁵ In welchem Kontext sie entstand, kann nicht

rekonstruiert werden. Relevant ist aber, dass sie nicht für Sébillots Artikel angefertigt wurde, sondern bereits 1880 in Joris-Karl Huysmans, (1848–1907) *Croquis parisiens* (Pariser Skizzen) zu sehen war.⁴⁶ Dort leitete sie im Kapitel *Types de Paris* einen Text mit dem Titel *Le marchand de marrons* (Der Maronenverkäufer) ein. Anders als Vuillier fertigte Sébillot die Zeichnungen für seinen Beitrag folglich nicht selbst an, sondern griff, wie auch Kobelt, auf bereits bestehendes Bildmaterial zurück. Der zweiteilige und insgesamt zehn Seiten umfassende Artikel über die Ikonografie der Berufe wird von 36 Illustrationen begleitet, die einem breiten Künstlerkreis sowie zeitlichen Rahmen (vom 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts) entstammen. Auch unterscheiden sie sich in ihrer Technik, der Genrezugehörigkeit und ihrem Entstehungskontext. Verbindendes Element ist einzig ihr Motiv. Denn alle Illustrationen zeigen ArbeiterInnen. Anders als bei Kobelt erfüllen die Bilder in Sébillots Artikel aber keine primär illustrative Funktion. Das Bildmaterial wird nicht schmückend eingesetzt, sondern als Quellenmaterial für eine Ikonografie der Berufe. Einen Teil dieser Reihung bilden auch Künstler, die in publizistischen Kontexten wirkten. So nimmt Sébillot unter anderem Henri Monnier (1799–1877), Paul Gavarni (1804–1866), Honoré Daumier (1808–1879), Célestin Nanteuil (1813–1873) oder Raffaëlli in seine Betrachtungen auf. Ihre Karikaturen, Genre- und Typenbilder, die in Zeitschriften abgedruckt wurden oder die (Gesellschafts-)Romane und *physiologies* ihrer Zeit rahmten, wertet Sébillot als das Ergebnis genauer Beobachtungen. So zeichnete Monnier seiner Meinung nach „volkstümliche Szenen mit dem für seine Schriften charakteristischen Talent genauester Beobachtung“ und seien Daumiers Arbeiten, in denen „er mit energischer Zeichnung nicht das Detail, sondern das Dominante eines jeden Typs, den er darstellen möchte, wiedergibt“, die kraftvollsten und genauesten.⁴⁷ Die Arbeiten Raffaëllis sowie

45 Vgl. Paul Sébillot: Les métiers et l'image. In: L'Encyclopédie (Supplément de la Revue encyclopédique), 1895, S. 445–450, 482–487. Der Artikel erschien in der Sektion *Iconographie* des Ressorts Littérature et beaux-art.

46 Vgl. Joris-Karl Huysmans: *Croquis parisiens*. Paris 1880.

47 „[D]es scènes populaires avec le talent de menue observation qui caractérise ses écrits“ Sébillot (wie Anm. 45), S. 485; „il rend avec un dessin énergique, non le détail, mais la dominante de chacun des types qu'il a voulu représenter“ Ebd., S. 485 f.

Léon Lhermites (1844–1925) und Léonce Petits (1839–1884) nennt Sébillot schließlich als rare Beispiele guter Beobachtungen von ArbeiterInnen zum Ende des 19. Jahrhunderts.⁴⁸

Sébillots Auseinandersetzung mit der städtischen Berufswelt zeugte in doppelter Hinsicht von der umfassenden Betrachtungsweise infolge seiner Einbindung in unterschiedliche gelehrte und publizistische Kreise. Zum einen platzierte Sébillot die Thematik in verschiedenen Publikationsformaten: Die Untersuchung der Traditionen und des Aberglaubens einer Großstadt brachte er erstmals in Form eines Fragebogens (*Essai de questionnaire pour recueillir les traditions et superstitions d'une grande ville*) zum Vorschlag, der 1886 in der Zeitschrift *L'Homme. Journal illustré des sciences anthropologiques* erschien.⁴⁹ Eine eingehende Bearbeitung erfolgte dann in einer aus zuvor einzeln erschienenen Heften zusammengesetzten Monografie (*Légendes et curiosités des métiers*, 1895), in der Sébillot nach Berufsgruppen geordnet und von zahlreichen Abbildungen begleitet die städtischen Bräuche und Sitten aufführte.⁵⁰ Den bildlichen Darstellungen der Berufe widmete Sébillot schließlich bereits genannten Artikel in *L'Encyclopédie*. Zum anderen zeichnete sich Sébillots breite Anschauungsweise in den Arbeiten über die städtischen Bräuche aber auch darin ab, dass den Betrachtungen ein ebenso vielschichtiges Quellenmaterial zugrunde lag. „Populäre“⁵¹ Stoffe – sowohl in Form von Bild- als auch von Textmaterial – wurden

48 Ebd., S. 486 f.

49 Vgl. Paul Sébillot: *Essai de questionnaire pour recueillir les traditions et superstitions d'une grande ville*. In: *L'Homme. Journal illustré des sciences anthropologiques* 1 (3), 1886, S. 529–532.

50 Vgl. Paul Sébillot: *Légendes et curiosités des métiers*. Paris 1895.

51 Mit dem Bewusstsein dafür, dass der Ausdruck „populär“ sowohl als Verweis auf die Inhalte als auch die Verbreitung und Rezeption von (historischen) Publikationsformaten weiterhin eine kritische sowie ungenaue Bezeichnung bleiben muss, werden die hier angesprochenen Bild- und Textformate dennoch als „populäre“ Stoffe bezeichnet, um hervorzuheben, dass sie nicht für ein dezidiert wissenschaftliches Publikum bestimmt gewesen sind. Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff des „Populären“ siehe Kaspar Maase: *Populärkulturforschung. Eine Einführung* (= Edition Kulturwissenschaft, 190). Bielefeld 2019, S. 23–41. Darüber hinaus wird sich an dieser Stelle ausdrücklich für ein Verständnis von Popularisierung ausgesprochen, das diese als wechselseitigen Aushandlungsprozess versteht, und soll keine – für das 19. Jahrhundert ohnehin nicht bestehende – Trennschärfe zwischen den wissenschaftlichen und literarischen Genres behauptet werden. Zum Begriff der

wie selbstverständlich miteinbezogen. Eine solch breite Publikations-tätigkeit mag auch auf Verkaufsstrategien zurückzuführen sein, lässt sich mit finanziellen Beweggründen allein aber nicht erklären. Vielmehr zeigte sich darin ein Changieren zwischen Genres sowie das Bestreben Sébillots, die Thematik aus unterschiedlichen Perspektiven und unter Einbezug mannigfaltigen Quellenmaterials zu bearbeiten. Kehrt man zu der Bedeutung des publizistischen Bildmaterials in Sébillots Arbeiten zurück, so lässt sich die Berücksichtigung desselben mit genau dieser enzyklopädischen und die materielle Kultur einschließenden Betrachtungsweise erklären.

Ethnografische Kunst oder bloß Typologie?

Angetrieben durch neue Drucktechniken, vollzog sich im 19. Jahrhundert eine Visualisierung der Printmedien, die in eine neue Medienlogik der Text-Bild-Kombinationen mündete.⁵² In einer zunehmend komplexeren und globaleren Welt waren visuelle Modi ein geeignetes Medium, das nicht nur unterhielt, sondern dem – in Abgrenzung oder in Ergänzung zur Schrift – spezifische kommunikative und verständnissichernde Leistungen sowie nicht zuletzt eine besondere Qualität für die Darstellung von Wirklichkeit zugesprochen wurde.⁵³ Publizistischen Bildern des 19. Jahrhunderts kann deshalb eine große Wirkmacht zugeschrieben werden. Und wengleich die Fotografie, wie Osterhammel festhält, „[u]nter den Beobachtungssystemen, die das 19. Jahrhundert perfektionierte oder erdachte, [...] dasjenige mit dem größten Zugewinn an Objektivierung [war]“ und „die Technik einen ganz neuen visuellen Zugang zur Welt ermöglicht, neue Begriffe von Wahrheit und Authentizität geschaffen [hatte]“,⁵⁴ so blieben Illustrationen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts das zentrale Bildmedium der Zeitschriftenpublikationen. Grund dafür war

„Popularisierung“ vgl. Peter Burke: Die Explosion des Wissens. Von der *Encyclopédie* bis Wikipedia. Aus dem Englischen von Matthias Wolf unter Mitarbeit von Sebastian Wohlfeil. Berlin 2014, S. 102 f.

52 Vgl. Bucher (wie Anm. 3), S. 288.

53 Vgl. ebd. und S. 290–292.

54 Osterhammel (wie Anm. 2), S. 80. Osterhammels Behauptung, die Fotografie habe weniger exotisiert als die Zeichnung, wird an dieser Stelle allerdings angezweifelt. Ebd., S. 78.

sowohl die dahinterstehende ausdifferenzierte Bildproduktion, die eine schnelle Fertigung ermöglichte und den VerlegerInnen zunächst wenig Anlass für den Umstieg von der Illustration auf die Fotografie gab, als auch die Wertschätzung handgefertigter Abbildungen als epistemisch gleichberechtigter visueller Modus.⁵⁵ Nicht zuletzt deswegen, sondern auch weil AkteurInnen volkskundlich-ethnologischer Kreise publizistische Illustrationen mit produzierten oder in ihre Arbeiten einbanden, sollten sie als visuelles Format im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen mitberücksichtigt werden. Dabei werden die durch die Fallbeispiele aufgeworfenen Herausforderungen und Problemlagen allerdings die Frage auf, wie ein solcher Einbezug des publizistischen Bildmaterials überhaupt erfolgen kann.

Gerade die Auseinandersetzung mit dem Schaffen Vuilliers mag dazu verlocken, die in publizistischen Kontexten gezeigten Bilder von Menschen als ethnografische Kunst zu deuten, die ein realitätsnahes Bild vom Leben der dargestellten Personen vermittelt(e). Und tatsächlich sollten Zeichnungen auch nicht per se als weniger objektiv denn Fotografien eingestuft werden.⁵⁶ Sie ermöglichten ganz spezifische Darstellungsweisen und Kunstgriffe, die das Medium Fotografie in der Form nicht leisten konnte.⁵⁷ Gleichwohl muss eine heutige Deutung der Illustrationen als universell verständlicher Darstellungsmodus und Komplize auf der Suche nach ‚der Wirklichkeit‘ irreleiten. Was für Vuilliers in *Le Tour du monde* abgebildeten Zeichnungen im Rahmen umfangreicher Reportagen weniger erkennbar sein mag, verdeutlichen sogenannte Typenbilder, wie jenes des

55 Vgl. Bucher (wie Anm. 3), S. 296 und 307.

56 Diese Wertung sollte vielmehr ebenfalls wissenschaftsgeschichtlich eingeordnet werden. So arbeiten die WissenschaftshistorikerInnen Peter Galison und Lorraine Daston heraus, dass die „mechanische Objektivität“ als neues Wissenschaftsideal erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich die zuvor vorherrschende „Naturwahrheit“ ablöste. Vgl. Lorraine Daston, Peter Galison: Objektivität. Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger. Frankfurt am Main 2007.

57 Der Ethnologe Michael Oppitz benennt den fiktiven Standort, die kumulative Sichtweise sowie die Auslassung als explizit zeichnerische Kunstgriffe. Vgl. Michael Oppitz: Robert Powell. Zeichnung als visuelle Anthropologie. In: Parkett. The Parkett Series with Contemporary Artists = Die Parkett-Reihe mit Gegenwartskünstlern (63), 2001, S. 194–197, <http://doi.org/10.5169/seals-680971> (Zugriff: 15.2.2022), hier S. 195.

Maronenverkäufers, umso mehr: Sie sind das Produkt zumeist europäischer Praktiken der Stereotypisierung und Fixierung in und durch Bilder, die Menschen(gruppen), nicht nur ‚fremder‘ Kulturen,⁵⁸ auf wenige Merkmale und Charakteristika reduzierten. Diese „sameness‘ of ‚otherness“ wurde durch die Kommerzialisierung des Bildermarktes noch einmal verstärkt.⁵⁹ Indem die Begleitung von Texten durch Illustrationen immer selbstverständlicher wurde, erhielten die Bilder neben ihrer verständnissichernden Leistung auch zunehmende Bedeutung im Rahmen von Verkaufsstrategien. Journale benötigten Illustrationen, um für die LeserInnen attraktiv zu bleiben.⁶⁰ Da sich nicht jede Zeitschrift die Produktion eigener Illustrationen leisten konnte, wurden teilweise ganze Bildstöcke erworben. Für die Artikel wurden in der Folge keine eigens gefertigten Abbildungen, sondern, wie am Beispiel der erneuten Nutzung von Illustrationen Vuilliers im Rahmen der deutschen Zeitschrift *Globus* beispielhaft aufgezeigt, bereits vorhandenes Material wiederholt abgedruckt. Aufgrund der Handelsnetzwerke für Druckstöcke zwischen verschiedenen Ländern und Illustrierten wurden deshalb tatsächlich immer wieder dieselben Abbildungen gezeigt.⁶¹

58 Die visuelle Konstruktion von Volkstypen folgte ganz ähnlichen Prinzipien. Vgl. Moritz Ege, Jens Wietschorke: Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der ‚Wiener Typen‘ vom 18. bis zum 20. und des Berliner ‚Prolls‘ im 21. Jahrhundert. In: *LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie (Person – Figur – Rolle – Typ II. Kulturwissenschaftliche und kultursoziologische Zusammenhänge)* 11 (7), 2014, S. 16–35, http://lithes.uni-graz.at/lithes/14_11.html (Zugriff: 15.2.2022), hier S. 23; Herbert Justnik: ‚Volkstypen‘. Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder. In: Petr Lozoviuk (Hg.): *Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten (=Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 26)*. Dresden 2012, S. 109–136; Jens Wietschorke: *Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2 (110), 2014, S. 215–242.

59 David Ciarlo: *The Traveling Cliché. Circulation and Fixity in Engraved Representations of Ethnographic ‚Others‘*. In: Kirsten Belgum, Vance Byrd, John D. Benjamin (Hg.): *Before Photography. German Visual Culture in the Nineteenth Century*. Berlin, Boston 2021, S. 205–238, hier S. 206.

60 Vgl. ebd., S. 207.

61 Vgl. Bucher (wie Anm. 3), S. 303 f.

Das ist weniger problematisch, befragt man die Bilder stets nach ihrer Provenienz und ihrem Entstehungskontext. Wie David Ciarlo in seinem Beitrag *The Traveling Cliché. Circulation and Fixity in Engraved Representations of Ethnographic ‚Others‘* deutlich macht, ist dies bis ins 20. Jahrhundert jedoch nicht ausreichend geschehen. So wurden und werden Typenbilder von Menschen zwar zunehmend als Darstellungsmodus eines von Europa ausgehenden aufklärerischen Kategorisierungsbedürfnisses und als Grundstein einer Identifikation als ‚EuropäerInnen‘ verstanden sowie aus postkolonialer Perspektive als rassifizierende, stereotypisierende und exotisierende Bilder entlarvt.⁶² Dass die Bilder aber buchstäblich Klischees, das heißt Druckstöcke, waren und die metaphorische, soziale Bedeutung des Begriffs folglich stark in der tatsächlichen Druckpraxis verankert ist, wird wenig reflektiert.⁶³ Dabei bestimmte die mediale (Bild-)Praxis massiv, welche Bilder überhaupt gezeigt wurden: Sowohl der wiederholte Abdruck als auch die eingeschränkten Möglichkeiten der Bildberichterstattung selbst, die das Abbilden von Dynamik sowie unerwarteten Ereignissen lange Zeit erschwerten, führten zu einer Ähnlichkeit der in illustrierten Zeitschriften abgedruckten Bilder. Diese konstruierte schließlich eine „Medienrealität der Statik, der Stabilität, der Unveränderlichkeit, der Ordnung und einer eher bürgerlich-wohlhabenden Gesellschaft“.⁶⁴

Die Praxis der Entstehung, Weitergabe und Wiederverwertung publizistischer Bilder verdeutlicht folglich, warum Fragen nach ihrem Realitätsgehalt fehlleiten müssen. Gleichzeitig lässt eine bloße Zuschreibung als Typologie – im Sinne von auf wenige Merkmale verkürzte Darstellungen von Menschen – die darin ebenfalls festzustellende wichtige Beobachtung in den Hintergrund treten, dass die Illustrationen zur damaligen Zeit in ihrem Aussagewert wenig hinterfragt wurden. Dies ist sicherlich nicht minder problematisch, für eine wissenschaftsgeschichtliche Berücksichtigung publizistischer Bilder allerdings unbedingt mit zu betrachten, da sie eine tragende Rolle für die Verbreitung von Wissen einnahmen. So ändert diese Perspektive nichts an der Tatsache, dass es sich selbstverständlich nicht um unschuldige, ‚objektive‘ Bilder von Menschen handelt(e). Wie das

62 Vgl. Ciarlo (wie Anm. 59), S. 205 f.

63 Vgl. ebd. S. 206 f.

64 Bucher (wie Anm. 3), S. 302.

Beispiel Sébillot zeigt, können die Dekontextualisierung und Aneignung des Bildmaterials aber auch in eine produktive Betrachtung und Neuinterpretation münden. Denn obwohl hinter der Verwendung der Illustrationen ungefragt auch kommerzielle Gründe standen, machte beispielsweise erst ihre Verbreitung und der ihr zugesprochene Wahrheitsgehalt umfangreiche Bildvergleiche möglich. Ikonografische Reihen, wie sie Sébillot erarbeitete, konnten nur deshalb entstehen, weil auch das entsprechende Quellenmaterial zur Verfügung stand.⁶⁵ Sie mögen heute zu einem Umgang mit dem publizistischen Material anregen, der um die Gefahren und Problematiken der Wiederholungspraxis weiß, gleichzeitig aber Fragen nach der Wirkweise, Annahme und Interpretation der Bilder in den Vordergrund stellt.⁶⁶ Mit einer solchen Perspektivierung werden die methodologischen Überlegungen Moritz Eges und Jens Wietschorkes zu einer kulturwissenschaftlichen Figuren- und Figurierungsanalyse aufgegriffen, die weder von realen Typen noch allein Figuren-Repräsentationen ausgeht, sondern die Praktiken der Figurierung in den Fokus rückt: „Mit einer solchen Forschungsperspektive [...] lassen sich die Kurzschlüsse vermeiden, wie sie etwa aus einer nur naturalistischen / realistischen oder einer nur ideologiekritischen bzw. diskursanalytisch-(de-)konstruktivistischen Sichtweise resultieren würden. [Sie] [...] lässt die simple Gegenüberstellung von Klischees und ‚Wirklichkeit‘ also hinter sich und untersucht die soziale Wirklichkeit als einen komplexen, praktisch erfahrenen Aushandlungsort von Typen und Stereotypen in unterschiedlichen Graden von Starrheit und Flexibilität.“⁶⁷

Für die hier im Fokus stehenden publizistischen Illustrationen bedeutet dies, sie weder lediglich als Typenbilder zu lesen noch unkritisch als ethnografische Kunst aufzufassen. Vielmehr sollten sie – im Sinne einer zweifachen Laufrichtung – als durch Praktiken hervorgebracht sowie gleichzeitig Praktiken strukturierend verstanden werden. Gerade weil eine solche Befragung und Bearbeitung des Materials, wie Wietschorke bemerkt, auf Grundlage historischer Bild- und Textquellen nicht leicht umzusetzen ist,⁶⁸ erweist es sich als

65 Vergleichbare Werke wurden beispielsweise auch von Vuillier und Jules Champfleury (1821–1889) veröffentlicht.

66 Vgl. Ege, Wietschorke (wie Anm. 58), S. 22.

67 Ebd., S. 35.

68 Vgl. ebd., S. 24.

produktiv, die sozialen/kulturellen Praktiken der Figurierung sowie die mediale Praxis der Bildproduktion und -zirkulation gleichermaßen zu betrachten: So wird es möglich, die Zeichnungen Vuilliers als Ergebnisse einer ethnografischen Annäherung zu lesen, ohne sie am Ende aber als objektive Darstellungen von Menschen zu deuten. Durch Dekontextualisierung hervorgebrachte, eindimensionale und verkürzte Typen-Darstellungen, wie sie beispielsweise durch Beiträge in *Globus* produziert wurden, können als solche identifiziert und gleichzeitig als Zeugnisse technischer Voraussetzungen sowie medialer Praktiken der Bildproduktion und -zirkulation eingeordnet werden. Schließlich lässt eine solche Perspektivierung es zu, Neuaushandlungen des Materials, wie dies in Sébillots ikonografischen Bilderreihen geschieht, in den Blick zu nehmen, ohne die daran geknüpfte Problematik der eingeschränkten Hinterfragung des Aussagewertes publizistischer Bilder im Rahmen des „Pathos der Objektivierung und [der] Hochschätzung ‚positiven‘ Wissens“ im 19. Jahrhundert in den Hintergrund treten zu lassen.⁶⁹

Ethnographic Art or Mere Typology?

Reflections on the Value of Nineteenth-Century Journalistic Illustrations as Source Material for a Social-Anthropological History of Knowledge

The article discusses the epistemological challenges and consequences of considering journalistic illustrations of the nineteenth century in the context of a social-anthropological history of knowledge. By looking at the works of Gaston Vuillier (1845–1915) and Paul Sébillot (1843–1918), it shows, firstly, how the interrelationship between journalistic and ethnographic works developed in concrete terms. Secondly, the article explores to what extent the illustrations, which in the nineteenth century were increasingly attributed a value of their own, were essential for the impact and dissemination of social and cultural knowledge.

69 Osterhammel (wie Anm. 2), S. 81.

Wovon ein kaschubisches Ding erzählt. Näherungs- und Verweisungszusammenhänge eines Jumbobechers¹

Manchmal lassen sich kleine Dinge auf große Dinge reduzieren.²

1. Einstimmende Dingideen

Darauf, dass Dinge einen Mund zur Offenbarung besitzen und diesen gelegentlich eigenmächtig benutzen, machen uns nicht zuletzt Martin Scharfe³ in Anlehnung an Jakob von Uexküll oder Ruth-E. Mohrmann mit der Frage „Können Dinge sprechen?“⁴ aufmerksam. Diesen Ideen folgend, möchte ich einem zunächst unscheinbar wirkenden Alltagsgegenstand, namentlich einem mit kaschubischen Mustern dekorierten Kaffeebecher, schrittweise zur Sprache verhelfen. Gerade an seinen bunten Verzierungen entspinnen sich Narrationen über den kaschubischen Grenzraum, die darin ausgetragenen Konflikte sowie die kulturellen Revitalisierungsprozesse, gelegentlich gaukeln die floralen Muster vor, sie entstammten einer uralten kaschubischen Tradition.

- 1 Dieser Essay ist eine aktualisierte Fassung eines Vortrags, den die Autorin auf der 6. Jahrestagung der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft vom 8. bis zum 10. Oktober 2020 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder gehalten hat.
- 2 Timothy Morton: *Ökologisch Sein*. Berlin 2020, S. 126.
- 3 Vgl. Martin Scharfe: *Signatur der Dinge. Anmerkungen zu Körperwelt und objektiver Kultur*. In: Gudrun M. König (Hg.): *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur*. Tübingen 2005, S. 91–116.
- 4 Ruth-E. Mohrmann: *Können Dinge sprechen?* In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 56, 2011, S. 9–26.

Mit einem posthumanistischen,⁵ an die Objekt-orientierte Ontologie (OOO)⁶ angelehnten und somit in gewissem Umfang auch spekulativen Ansatz, den ich mit einer eher klassisch-volkskundlichen Dinganalyse kombiniere,⁷ werde ich den Becher als „epistemisches Ding“⁸ ernst nehmen und seine Verweisungs- und Näherungszusammenhänge⁹ zu entschlüsseln suchen. Dabei verstehe ich den Becher nicht nur als dinggewordene Praxis zur Reproduktion kaschubischer Identität, sondern auch als ein offenes Objekt¹⁰ mit auffordernden, affizierenden und persuasiven Qualitäten. In seiner Wirkmächtigkeit bzw. *Agency*¹¹, so meine These, drängt sich der Becher *von sich her auf*,

- 5 Zum Posthumanismus vgl. Torsten Cress, Oliwia Murawska, Annika Schlitte: Posthumanismus. Versuch einer Einordnung. In: Dies. (Hg.): Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur. Paderborn 2023, S. 1–46.
- 6 Zur OOO schreibt Timothy Morton (wie Anm. 2), S. 44: „Die OOO behauptet, dass es keinen vollständigen Zugang zu einer Sache in ihrer Ganzheit gibt. Mit Zugang ist jegliche Form gemeint, in der ein Ding erfasst werden kann: es streifen, darüber nachdenken, es lecken, ein Bild davon malen, es essen, ein Nest darauf bauen, in Stücke sprengen. OOO geht zudem davon aus, dass Denken nicht der einzige Zugangsmodus ist und dass es keinesfalls der Hauptmodus ist [...]. OOO bietet uns eine wunderbare Welt der Schatten und versteckter Winkel, eine Welt, in der die Dinge niemals gänzlich vom ultravioletten Licht des Denkens bestrahlt werden können, eine Welt, in der etwa ein Dach, der beschneiftelt, was auch immer man als Mensch nachdenklich betrachtet, einen ebenso validen Zugang zu diesem Ding hat wie man selbst.“
- 7 Ich orientiere mich hier locker an der Anleitung zur Dinganalyse von Werner Bellwald: Materielle Kultur. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Ein Arbeitsbuch. Bern 2014, S. 332–350.
- 8 Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteirisyntese im Reagenzglas. Göttingen 2001; vgl. auch Gottfried Korff: Dimensionen der Dingbetrachtung. Versuch einer museumskundlichen Sichtung. In: Andreas Hartmann, Peter Höher, Christiane Cantauw u. a. (Hg.): Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. Münster 2011, S. 11–26, hier S. 23.
- 9 Zum Begriff „Verweisungs-zusammenhang“ vgl. Martin Heidegger: Sein und Zeit. 11. Aufl. Tübingen 1967, S. 82; den Begriff „Näherungszusammenhang“ benutze ich in Anlehnung an Martin Heidegger: Das Ding (1950). In: Martin Heidegger. Gesamtausgabe, Bd. 7: Vorträge und Aufsätze (1936–1953), I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976, hg. von Friedrich-Wilhelm Herrmann. Frankfurt am Main 2000, S. 165–187.
- 10 Vgl. Morton (wie Anm. 2), S. 58.
- 11 Vgl. Michaela Fenske: Agency. In: Timo Heimerdinger, Markus

verwickelt seine Benutzer*innen in ein Spiel und vermittelt ihnen auf diese Weise ganz ungezwungen diverse den kaschubischen Raum betreffende Botschaften.¹²

Um zu zeigen, wie sich eine als kaschubisch verstandene Identität und Geschichte in derart bemusterten Alltagsgegenständen artikuliert, materialisiert und ihren ästhetischen Ausdruck findet und inwiefern diese Dinge der Sichtbarmachung, Materialisierung, Markierung und Ästhetisierung kultureller und territorialer Grenzen der Kaschubei dienen, werde ich meine Argumentation wie folgt aufbauen: Ausgangspunkt ist der Becher sowie das von ihm in Gang gesetzte „Ruf- und Antwortgeschehen“¹³. Sodann geht es um die in Ornamenten verrästelten Aussagen des Dinges, die, um verstanden zu werden, einer historischen Kontextualisierung bedürfen. Von der Schöpfungsgeschichte der Ornamente ausgehend, wird sodann eine Brücke zur kaschubischen Ikonosphäre¹⁴ der Gegenwart geschlagen, um von dort mit Aussagen über den Verweisungs- und Nährungszusammenhang des Bechers abzuschließen.

2. Inventarisierung: Der Mund des Jumbobechers

Wir sehen einen überdimensionierten, einen Liter fassenden, weißen, mit bunten floralen Motiven bedruckten Becher, den die Autorin 2018 in einem Souvenirladen im nordkaschubischen Ort Puck erworben hat (Abb. 1). Was erzählt ihr das in der Produktbeschreibung

Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster, New York 2020, S. 56–76.

- 12 Zum Potenzial spielerischer Alltagsdinge vgl. jüngst auch Anne Dippel: Spiel des Wissens. Ludische Annäherungen an digitale Arbeitswelten. In: Zeitschrift für Volkskunde 1 (117), 2021, S. 5–24.
- 13 Heinrich Rombach: Strukturanthropologie. „Der menschliche Mensch“. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau 2012, S. 98.
- 14 Vgl. Tomasz Siemiński: „Rajskie ogrody“. W ikonosferze wsi kaszubskiej. Synkretyczna forma kultury potocznej [„Paradiesgärten“. In der Ikonosphäre des kaschubischen Dorfes. Eine synkretistische Form populärer Kultur]. Pruszcz Gdański 2010, S. 8; Ikonosphäre kann als Synonym zur visuellen Umgebung verstanden werden; dazu: Krystyna Piątkowska, Ewa Nowina-Sroczyńska: Kultura w sytuacji transformacji systemu. Studium ikonosfery Włodawy [Kultur in Zeiten sich transformierender Systeme. Studium der Ikonosphäre in Włodawa]. In: Zeszyty Muzealne Muzeum Pojezierza Łęczyńsko Włodawskiego 7, 1997, S. 45–54.



Abb. 1: Jumbobecher, September 2020 (Foto: Oliwia Murawska)

als „Jumbobecher“ ausgewiesene „kaschubische“ Ding *von sich her*? Zunächst, dass es zum Benutzen da ist: Sein Bauch fasst ein Getränk, die Hand greift den Henkel und führt ihn zum Mund, der abgerundete Rand fügt sich an die Lippen, beim Abstellen gibt ihm der flache Boden Stabilität – all diese Forderungen sind dem Jumbobecher, so würde Scharfe in Anlehnung an Uexküll argumentieren, bereits (auch im wörtlichen Sinne) eingebrannt.¹⁵ Gleichwohl, so muss hier im Sinne der OOO eingewandt werden, bilden diese Forderungen nur ein kleines Spektrum unendlich vieler Erscheinungsweisen dieses Objektes ab; gleichermaßen kann es als Blumentopf oder Landeplatz für eine Fruchtfliege in Erscheinung treten.

Doch als Trinkgefäß identifiziert, fordert uns das Ding dazu auf, es zu benutzen, es in unsere unmittelbare körperliche Nähe sowie unseren Alltag zu lassen. Doch ist sein Gewicht nicht zu schwer, seine Form nicht zu unhandlich, um seinen vordergründig becher-typischen Affordanzen¹⁶ zu folgen? In seiner Unzuhandenheit, die

¹⁵ Vgl. Scharfe (wie Anm. 3), S. 98.

¹⁶ Zum volkscundlichen Gebrauch des 1986 von James Gibson eingeführten Begriffes vgl. Christoph Bareither: Affordanz. In: Heimerdinger, Tauschek (wie Anm. 11), S. 32–55.

in der Auffälligkeit und Aufdringlichkeit aufgeht,¹⁷ scheint sich der Jumbobecher seinem eigentlichen Gebrauch zu widersetzen. Worauf verweist er also noch, wenn nicht vordringlich auf sein „Um-zu“¹⁸? Vielleicht auf seine potenzielle Benutzerin, die seine Unzuhandenheit erdulden muss oder sich gar an seiner Ausdehnung und Raumvereinnahmung erfreut? Freilich geht vom Jumbobecher eine Art konstruktive Irritation aus: In seiner Hypertrophie tritt er aus der Unauffälligkeit und Unaufdringlichkeit der Alltagsarrangements hervor, beschert uns eine Präsenzerfahrung¹⁹ und beginnt uns auf diese Weise zu affizieren:

„Vielleicht hat das Ding, um eine gängige Redewendung zu bemühen, ein Auge auf einen geworfen. Man spürt dies an seiner Anziehungskraft, seinem telepathischen Charme. Und aus diesem Grund hält man auch Zwiesprache darüber, ob etwas einen Zweck hat oder eine Funktion besitzt und auch, ob es über Zweck oder Funktion hinausgeht, erschöpft sich doch ein Ding nicht in seinem Zweck oder seiner Funktion. [...] Das heißt, man führt ein Gespräch mit einer Sache, die man wahrscheinlich für ein unbelebtes Objekt hält, [...] was bedeutet, dass man sich auf eine telepathische Gedankenverschmelzung einer Sache eingelassen hat [...].“²⁰

In seiner grotesken Form und spielerischen Dysfunktionalität richtet der Becher den (menschlichen) Blick unweigerlich auf seine ihm anhaftenden Verzierungen aus und verweist dergestalt auch auf die Geschmackspräferenzen seiner potenziellen Benutzer*innen. Auf die Frage indes, worauf seine Verzierungen verweisen und woher sie kommen, antwortet er *von sich her* nicht: Sein Rätsel kann nur aufgelöst werden, wenn wir die dem Becher zwar eingeschriebene, doch auf geheimnisvolle Weise verborgene Entstehungsgeschichte seiner Ornamente kennenlernen; dazu begeben wir uns in die Kaschubei zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

17 Vgl. Heidegger 1967 (wie Anm. 9), S. 73f.

18 Ebd., S. 68f., 78.

19 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: *Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur*. München 2011, S. 15.

20 Morton (wie Anm. 2), S. 148.

3. Historischer Kontext: Die Schöpfungsgeschichte der kaschubischen Muster

Aufgrund ihrer Lage im deutsch-polnischen Grenzraum geriet die Kaschubei in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder zwischen die Fronten. Nie war sie eine Verwaltungseinheit, nie im Besitz klar umrissener Grenzen, sondern sie war vielmehr ein Raum politischer Grenzaushandlungen durch nicht-kaschubische Mächte. Als Grenzraum war die Kaschubei zunächst Zentrum deutsch-polnischer Kulturkontakte, nach 1918 zunehmend aber national-politischer Konflikte. Dieser Umstand wirkte sich nicht zuletzt auch auf die florierende kaschubische Regionalbewegung aus. Ihre Protagonist*innen, die allesamt Grenzraum-Biografien besaßen, pflegten grenzübergreifende Netzwerke und profitierten vom kulturellen Austausch. Gleichwohl hatte ihr Wirken im Grenzraum auch eine Kehrseite, die darin bestand, dass sie jederzeit mit Anfeindungen und Ressentiments rechnen mussten, je nachdem, zu welchen nationalen oder ethnischen Sphären sie sich zugehörig fühlten oder vielmehr zugerechnet wurden.²¹

Ein ebensolches Schicksal teilte auch die Schöpferin der unseren Jumbobecher schmückenden Muster. Die vielfach als „kaschubisierte Deutsche“²² charakterisierte Künstlerin Teodora Gulgowska, geb. Fethke (1860–1951), hat sich gemeinsam mit ihrem polnischen Ehemann Izydor Gulgowski alias Ernst Seefried-Gulgowski (1874–1925) in der kaschubischen Regionalbewegung hervorgetan (Abb. 2): 1906 errichtete das Paar in Wdzydze eines der ersten – und bis heute existierenden – Freilichtmuseen Europas. Während Izydor an der Institutionalisierung einer kaschubischen Volkskunde arbeitete, konzentrierte sich Teodora auf die Revitalisierung des kaschubischen

21 Vgl. Oliwia Murawska: Die Eheleute Gulgowski und die Kaschubei. Mythos – Volkskunde – Netzwerke. In: Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa 60, 2019, S. 93–120; Edmund Kizik: Verein für kaschubische Volkskunde w latach 1907–1914. Ludoznawstwo kaszubskie między niemieckością a polskością [Verein für kaschubische Volkskunde in den Jahren 1907–1914. Kaschubische Volkskunde zwischen Deutschland und Polentum]. In: Zapiski Historyczne 2 (80), 2015, S. 31–54.

22 Andrzej Bukowski: Regionalizm Kaszubski. Ruch Naukowy, Literacki i Kulturalny [Kaschubischer Regionalismus. Eine wissenschaftliche, literarische und kulturelle Bewegung]. Poznań 1950, S. 137.



Abb. 2: Skizzenbuch von Teodora Gulgowska, Entwurf der Stickereimuster
(Foto: Archiv Kaszubski Park Etnograficzny im. Teodory i Izydora Gulgowskich
we Wdzydzach Kiszewskich, Inv.-Nr. KPE-59H-45)

Hausfleißes²³. Mit künstlerischer Freiheit komponierte sie die auf kaschubischen Möbeln, Kopfhäuben und Glasmalereien auffindbaren floralen Ornamente zu Stickerei-Mustern und gründete alsbald eine Stickerei-Schule. Keineswegs suchte sie eine Authentizität uralter Muster heraufzubeschwören, sondern betonte, dass sie ihre Ideen aus dem reichhaltigen Vorrat an volkskundlichen Sammlungen ihres Mannes geschöpft und stets neue Muster eronnen habe (Abb. 3).²⁴

Als Inspirationsquelle ihres Schaffens galt den Gulgowskis die südkaschubische Landschaft, die sie – Ingolds Idee der „poetics of

23 Unter „Hausfleiß“ verstanden die Gulgowskis (inspiriert von den revitalisierenden Bestrebungen des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege) tradierte Handwerkstechniken, wie zum Beispiel die Stickerei, Leinenweberei, Töpferei oder Korbflechterei.

24 Vgl. Ernst Seefried-Gulgowski: Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei. Berlin 1911, S. 145; Murawska (wie Anm. 21).



Abb. 3: Teodora Gulgowska mit Ehemann in ihrer Werkstatt, ca. 1900–1905
(Foto: Archiv Kaszubski Park Etnograficzny im. Teodory i Izydora Gulgowskich
we Wdzydzach Kiszewskich, Inv.-Nr. KPE-59H-38-34)

dwelling“²⁵ vorwegnehmend – in ihren Arbeiten verstoffwechselten: Izydor besang die Landschaft in seinen Texten, während Teodora sie in Gemälden, Zeichnungen und Stickereien materialisierte: „Um meine auf die Wiederbelebung kaschubischer Bauernstickereien gerichteten Bestrebungen zu verstehen“, schreibt sie, „muß man mir schon in meinen einsamen Waldwinkel folgen.“²⁶ Ein sprachlich beeindruckendes Stimmungsbild kaschubischer Landschaft stellt Izydor an den Anfang seiner volkscundlichen Monografie zur Kaschubei: Er schwärmt von der „wunderbaren Farbenstimmung“, vom „Farbenreichtum“, von der „Farbsymphonie“²⁷ und betont, dass das kaschubische Volk eine starke Vorliebe für bunte und leuchtende Farben habe, was sich an den Verzierungen seiner Truhen, Möbel oder Teller zeige. Die Ornamente, die er als „wandernde Gesellen“²⁸ bezeichnet, seien, so Gulgowski, weder slawischen noch germanischen, sondern schlicht bäuerlichen Ursprungs.

Die landschaftliche Farbenstimmung und die Vorlieben der Kaschub*innen hat Teodora in ihren schlichten, bewusst ländlich gehaltenen Mustern einzufangen vermocht, und traf damit zuvörderst auch den Geschmack ihrer städtischen Kund*innen sowie die in ganz Europa verbreitete Mode für Ländliches. Zweifellos hatte sie neben dem dekorativen auch den kommerziellen Nutzen im Blick und erzielte mit ihren Stickereien europaweit auf Volkskunstmessen Erfolge. Damit trug sie entscheidend zur Etablierung und Diffusion eines bis heute als kaschubisch identifizierbaren Formenschatzes bei. Mithin kommt in Teodoras Stickerei-Mustern ihre Grenzraum-Biografie zum Ausdruck: Nicht nur lassen sich die Muster als deutsch-polnisch-kaschubische Assemblagen charakterisieren, vielmehr materialisieren sich in ihnen auch Teodoras Kontakte zur deutschen Heimatbewegung, deren reformistische Ideen zur Revitalisierung des Hausfleißes sie in der Kaschubei zu implementieren suchte. Ihr Vorhaben weckte daher auch Befindlichkeiten unter den pro-polnischen Aktivist*innen der kaschubischen Regionalbewegung, und es

25 Tim Ingold: *The Perception of Environment. Essays on Livelihood, Dwelling and Skill*. London 2011, S. 26.

26 Seefried-Gulgowski (wie Anm. 24), S. 143f.

27 Ebd., S. 37.

28 Ebd., S. 140.

entflammten daraus Konflikte, die auch auf der Ebene der Ästhetik der kaschubischen Muster ausgefochten wurden: Eine von Teodoras Konkurrentinnen, die Kaschubin Franciszka Majkowska, Schwester eines bedeutenden Aktivisten der Regionalbewegung, Aleksander Majkowski – wiederum Izydors Konkurrent –, äußerte Unbehagen am freien Umgang mit den – wohlweislich von Teodora selbst entwickelten – Motiven und forderte aggressiv und öffentlich eine Kanonisierung der Muster in Form und Farbe: „Wdzydze²⁹ habe die kaschubischen Muster zerstört“, erklärt sie in einem Interview.³⁰ Im Zuge dieser Konflikte, in denen es letztlich um die Deutungshoheit über die kaschubische Symbolik und Fragen einer als kaschubisch verstandenen Identität ging, entwickelten sich mehrere Stickerei-Schulen; heute sind es derer 14.³¹

Es wirkt, als schlummerten in Teodoras Stickerei-Mustern von Anbeginn „überschüssige kulturelle Energien“³²: Sie entfalteten ein Eigenleben, entfremdeten sich von ihrer Schöpferin, befreiten sich vom Leinen, um fortan auch andere Materialien und Objekte zu besetzen. Einem von der Landschaft abgelösten, einer Kanonisierung unterworfenen Simulacrum gleich, traten die Muster ihren Weg der Emanzipation an und kehrten das Spielchen um, indem sie schrittweise die kaschubische Landschaft und Ikonosphäre zu okkupieren begannen.

4. Umfeld: Die kaschubische Ikonosphäre

Gegenwärtig sind die kaschubischen Muster – oder wie Izydor Gulgowski sie treffend nannte: die „wandernden Gesellen“ – sowohl im privaten als auch öffentlichen Raum der Kaschubei omnipräsent; sie prägen die visuelle Umgebung bzw. Ikonosphäre und agieren dabei

29 Damit deutet sie das in Wdzydze [Sanddorf] von den Gulgowskis eingerichtete Freilichtmuseen an, das als Wiege der kaschubischen Regionalbewegung gilt.

30 Aleksander Blachowski: *Hafty. Polskie szycie* [Stickerei. Polnisches Nähen]. Lublin 2004, S. 92.

31 Zur kaschubischen Regionalbewegung und zum Lebenswerk der Eheleute Gulgowski vgl. Murawska (wie Anm. 21).

32 Martin Scharfe: *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*. Köln 2002, S. 197.



Abb. 4: Im Geschäft mit kaschubischem Ethnodesign, Mai 2018
 (Foto: Master-Projekt der Mainzer Kulturanthropologie/Volkskunde zur Geschichte und Revitalisierung der kaschubischen Kultur 2018/19)

stets im Konzert unterschiedlichster Objekte und Materialien (Abb. 4): Wir finden sie auf Stiften, Kleidern, Lebensmitteln, Spielsachen, Häuserfassaden, Orts- und Straßenschildern, liturgischen Gewändern, und nicht zuletzt auf (Jumbo-)Bechern. Erwähnenswert ist das Projekt *Made in Kaszebe*³³, in dessen Rahmen Künstler*innen und Designer*innen die kaschubischen Muster weiterentwickeln. Auf der Webseite erfahren wir, dass sich das Projekt an all jene richte, die möchten, dass „das Kaschubische“ in der alltäglichen Umgebung präsent sei, und: „Damit es so kommt, müssen die Muster mit der Zeit gehen, modern werden, sich kreativ und harmonisch in unser Leben schreiben.“ Freilich nehmen die Muster heutzutage Anteil an dynamischen, globalen Design-Tendenzen, sie werden schlanker, expressiver, greller, kontrastreicher, einfacher, sie transformieren sich unablässig und kodieren als wirkmächtige Assemblagen neue

33 <http://berda.pl/made-in-kaszebe/> (Zugriff: 1.3.2023).

„kaschubisierte“ Räume. Auf diese Weise visualisieren, ästhetisieren, markieren, ethnisieren sie nicht nur den kulturellen Raum, sondern auch den geografischen Radius der Kaschubei, die ansonsten keine klar umrissenen Grenzen besitzt. Indem sich die Muster spontan, demokratisch und individuell reproduzieren, können sie als Praxis der Raumbegrenzung, -gestaltung sowie -herstellung „von unten“ verstanden werden.³⁴

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Aufdringlichkeit und Hypertrophie unseres Jumbobechers in einem neuen Licht: Er wird zum Koproduzent sowohl des kaschubischen Raumes als auch der kaschubischen Identität, deren bedeutendster Marker, wie soziologische Studien zeigen, neben der Sprache und Herkunft (im Sinne der Abstammung) die Territorialität ist.³⁵ Mithin kann die Bewertung insbesondere massenhaft hergestellter, mit kaschubischen Mustern bedruckter Gegenstände in zwei gegenläufige Richtungen weisen. Einerseits zeigt gerade die massenhafte Herstellung und die ihr vorausoder nacheilende Nachfrage die Dynamik der kaschubischen Populärkultur, die sich in einem „ständigen Siedezustand“³⁶ hält. Diese Dinge werden dann zum Ausdruck einer kollektiven Übereinkunft, der Gruppenzugehörigkeit und der Affirmation kaschubischer Identität; in ihrer Alltäglichkeit, ihrer Beiläufigkeit, ihrem Wiedererkennungswert geben sie Orientierung, Sicherheit und schaffen Ordnungen.³⁷ Andererseits werden demgegenüber die Kommodifizierung, Folklorisierung, Eventisierung, Verkitschung, Banalisierung und Inflationierung der kaschubischen Kultur durchaus auch kritisch betrachtet.

Die Ansicht, die Kaschub*innen litten an „Geschmacksverirrungen“, äußerte nicht zuletzt Gulgowski in seinen volkskundlichen

34 Zur Geschichte, Funktion und Popularität der kaschubischen Muster vgl. Cezary Obracht-Prondzyński, Tomasz Fopke, Katarzyna Kulikowska: *Współczesna kultura kaszubska* [Kaschubische Gegenwartskultur]. Gdańsk 2018; Katarzyna Kulikowska: *Wstęp* [Einleitung]. In: *Kaszubski Park Etnograficzny im. Teodory i Izydora Gulgowskich we Wdzydzach Kiszewskich* (Hg.): *Znaki Torzsamości* [Zeichen der Identität]. Wdzydze 2017, S. 5–13.

35 Vgl. ebd.

36 Obracht-Prondzyński u. a. (wie Anm. 34), S. 252.

37 Vgl. Tomasz Siemiński: *Siła obrazów i symboli. Dziedzictwo wizualne Kaszub* [Die Kraft der Bilder und Symbole. Das visuelle Erbe der Kaschubei]. In: *Acta Cassubiana* 18, 2016, S. 41–62, hier S. 58.

Studien: Wie ein roter Faden zieht sich der Vorwurf bis in die Gegenwart durch ethnologische und soziologische Abhandlungen zur Kaschubei.³⁸ Unbehagen verspüren die Kaschubei-Forscher*innen heute besonders auch im Hinblick auf den in der Kaschubei verbreiteten Hang zur Hypertrophie und Disneylandisierung der Kultur, wie er unter anderem im Freizeitpark Szymbark kultiviert wird, wo kaschubische Hütten auf dem Dach stehen und am längsten Brett der Welt kaschubisches Bier konsumiert wird. Kritisieren ließe sich ferner auch die unreflektierte Hinnahme der kaschubischen Muster als etwas Uraltes, Urkaschubisches, Volkstümliches, Archaisches, wengleich der Soziologe Cezary Obracht-Pondrzyński zu bedenken gibt, dass diese Haltung keineswegs aus Unkenntnis der Geschichte resultieren müsse:

„Auch wenn die Geschichte bekannt ist, steht diese nicht im Widerspruch zur Wahrnehmung der Muster als uralte und typisch. Die Muster entsprechen den Erwartungen der lokalen Bevölkerung, eine eigene, spezifische, unterscheidbare, historisch verwurzelte Kultur zu schaffen, die das Fundament ihrer Identität ist.“³⁹

Auch aus volkscundlicher Sicht kann es also nicht um die Fragen danach gehen, ob diese Dinge als *trash oder treasure*⁴⁰, das Werden der kaschubischen Muster als Aufstiegs- oder Verfallsgeschichte zu bewerten sind. Das volkscundliche Interesse richtet sich vielmehr auf die unterschiedlichen Lesarten der kaschubisch bemusterten Dinge und Räume und darauf, wie mit diesen Dingen und in diesen Räumen Wert- und Identitätsfragen ausgehandelt werden, wie ihre *Agency* erfahrbar wird. Auch darf bei der Analyse nicht vergessen werden, dass den mit kaschubischen Mustern verzierten Dingen immer auch Momente des Spiels, des Scherzes und der Begeisterung innewohnen, die sich so exzellent im Jumbobecher verdichten und materialisieren. Ganz beiläufig, spielerisch, humorvoll, zwanglos und ungefragt vermögen diese Dinge, auf diverse den kaschubischen Raum und das

38 Seefried-Gulgowski (wie Anm. 24), S. 139; vgl. Obracht-Prondzyński, Fopke, Kulikowska (wie Anm. 34).

39 Vgl. Obracht-Prondzyński, Fopke, Kulikowska (wie Anm. 34), S. 254.

40 Vgl. Korff (wie Anm. 8), S. 15.

kaschubische Selbstverständnis betreffende Botschaften zu verweisen und sie in der Alltagspraxis näherzubringen.

5. Semiotische und symbolische Ebene: Verweisungs- und Näherungszusammenhänge des Jumbobechers

In einem letzten Schritt sollen die bisherigen Überlegungen zusammengeführt und der Jumbobecher nun nicht mehr isoliert betrachtet werden, sondern – soweit es der Umfang des vorliegenden Beitrages erlaubt – im Zusammenwirken mit ganzen Dingensembles, derer es potenziell unendlich viele gibt: „Die Dinge sind um einiges mehr miteinander vermischt, als wir es gerne wahrhaben wollen, und zugleich sind sie eigenständiger.“⁴¹ Gleichwohl, so sei hier ganz im Sinne des in der OOO angenommenen umgekehrten Holismus eingeräumt, sind die Elemente (Dinge, Objekte) eines jeden dieser Dingensembles größer als das Ensemble selbst: „Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile, weil das Ganze Eins ist und die Teile viele sind und die Dinge, falls sie existieren, alle auf die gleiche Art existieren.“⁴² Der Jumbobecher, der Ausgangspunkt meiner Überlegungen war, ist unter anderem in einem Dinguniversum eingelassen, dessen Ordnung von kaschubischen Mustern organisiert wird. In diesem Gewebe aus materiellen Arrangements und den damit verbundenen Praktiken⁴³ wird der Becher zum Bestandteil eines kaschubischen Verweisungs- und Näherungszusammenhanges: Von hier aus entwickelt er seine dynamisierende Kraft und verweist in seiner Offenheit einerseits auf in verschiedene Richtungen weisende Botschaften und Gehalte, vermag diese aber andererseits – insbesondere im physischen Umgang mit ihm –, auch näherzubringen. Dass sich Dinge über die Fähigkeit zu nähern definieren, erklärt auch Heidegger: „Nähe waltet im Nähern als das Dingen des Dinges.“⁴⁴

41 Morton (wie Anm. 2), S. 110.

42 Ebd., S. 113.

43 Vgl. Theodore Schatzki: Materialität und soziales Leben. In: Herbert Kalthoff, Torsten Cress, Tobias Röhl (Hg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 63–88, hier S. 70.

44 Heidegger 2000 (wie Anm. 9), S. 179.

Das vermeintlich „kleine“ Ding Jumbobecher kann damit auf „große“ Dinge reduziert werden: So verweist der Jumbobecher aus seinem Dinguniversum heraus auf den als kaschubisch identifizierbaren Raum und bringt diesen näher. Dieser Raum kann dabei verstanden werden als kaschubische Landschaft – von dem sich die Muster als Simulacrum abgelöst haben und den sie fortan besetzen –, als eine mit kaschubischen Mustern geprägte Ikonosphäre, oder als kaschubisches Territorium, das mithilfe der Muster ästhetisiert, ethnisiert, markiert, gestaltet, erfahren, definiert und begrenzt wird. Der Jumbobecher vermag ferner auf die Regionalgeschichte zu verweisen und diese zu nähern: Als verdinglichter Erinnerungsträger vermittelt er die Schöpfungsgeschichte der Muster im Kontext der kaschubischen Regionalbewegung mitsamt der auf der Ebene der Ästhetik ausgeprägten Konflikte und den damit in Gang gesetzten Transformationsprozessen der Muster. Einem Alltagsmythos gleich, formulieren dabei die den Becher zierenden Muster eine zeichenhafte Aussage zu ihrer Schöpfungsgeschichte, naturalisieren und vereinheitlichen diese zugleich.⁴⁵ Nicht zuletzt gelingt dem Jumbobecher eine Verweisung auf und Näherung von kollektiv geteilten und ausgehandelten Ideen, Idealen, Ideologien, Bedürfnissen, Sehnsüchten, Moden, Werten (wie Gruppenzugehörigkeit, regionale Identität etc.) sowie die zukunftsgerichtete verdinglichte und materialisierte Arbeit an und Suche nach einer multiplen, diversen, materialisierten, verkörperten, eingelassenen und als „kaschubisch“ verstandenen Identität.

Eingelassen in die Alltagsarrangements und -praxen und im Kontext seines von kaschubischen Mustern geordneten Dinguniversums vermag der Jumbobecher in seinem Verweisungs- und Näherungscharakter nicht nur zeitliche oder räumliche Distanzen, sondern auch den Zugang zu abstrakten Ideen und Wissensgehalten zu überbrücken. Die Reduktion der Komplexität dieser Ideen und Wissensgehalten wiederum kann dann die Fortentwicklung und Entfaltung weiterer kultureller Kompliziertheiten auf anderen Gebieten kaschubischer Kultur bewirken. Obschon der Jumbobecher in seiner Hypertrophie und Unzuhandenheit unseren Blick beansprucht und sich dergestalt an uns wendet, gibt er die Fülle an Botschaften und Gehalten,

45 Vgl. Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. 3. Aufl., Berlin 2015, S. 295.

auf die er verweist und die er nähert – für die auch sein überdimensionierter Körper und sein Fassungsvermögen symbolhaft stehen –, nicht immer von sich her preis. Vielmehr setzt er seine Dinghaftigkeit dazu ein, uns in ein Spiel zu verwickeln, uns einzuladen, nicht aber zu zwingen, mit ihm in eine Art persuasive Unterhaltung zu treten, um sich letztlich unseren – an seinen Rand zum Trunk geführten – Mund für seine Narrationen zu borgen.

Wir bauen uns die Zukunft. Wie Nachhaltigkeit in niederösterreichischen Museen gelebt wird

Die Museumsszene sieht sich in den letzten Jahren zusehends mit ungeahnten Problematiken konfrontiert und braucht neue Perspektiven. In Zeiten von Pandemien, Kriegen, Klima- und Energiekrisen, kurz: einer Vielzahl an Ereignissen, die sich mehr oder weniger direkt auf jeden Einzelnen von uns beruflich wie privat auswirken, ergeben sich neue Herausforderungen für Kulturinstitutionen. Museen müssen heute aktiv daran arbeiten, für die Menschen um sich herum attraktiv zu bleiben, und sich mit der Frage auseinandersetzen, wie Nachhaltigkeit im Museumsbetrieb implementiert werden kann. Ziel ist, widerstandsfähiger zu werden, um auch in Zukunft als relevant und aktuell wahrgenommen zu werden und weiter existieren zu können. Inspirationen, wie das erreicht werden kann, bot der 26. Niederösterreichische Museumstag¹ am 19. März 2023 in Tulln.

Gut vernetzte Museen, die im sozialen Gefüge ihrer Gemeinde gut eingebürgert sind und sowohl mit der regionalen Bevölkerung als auch mit Entscheidungsträger*innen in regelmäßigem Austausch stehen, haben es leichter, notwendige Investitionen auszuverhandeln. Doch wie macht man das eigene Haus attraktiv für die Region und für Stakeholder, wie überzeugt man sie von der eigenen Relevanz? Wie vermittelt man den Menschen in der Umgebung das Gefühl, dass die eigene Institution am Stand der Zeit bleibt, welche Themen sollen angesprochen werden? Und wie kann man das eigene Haus auch wirtschaftlich und ökologisch auf bessere, sprich zukunftsfähige Beine stellen?

1 <https://www.noemuseen.at/museumstag/>.

Vor allem viele kleinere Museen stehen vor neuen Herausforderungen: durch veränderte Sozialstrukturen wird es immer schwieriger, Nachwuchs zu finden, der sich nicht nur inhaltlich einbringen möchte, sondern auch die zeitlichen Ressourcen aufbringen kann, um sich längerfristig zu engagieren. Dadurch sind zum Beispiel regelmäßige Öffnungszeiten für ehrenamtlich geführte Museen immer schwieriger zu halten. Das hat wiederum Auswirkungen auf ganz andere Bereiche: Entscheidungsträger*innen nehmen Häuser, die nur auf Anfrage geöffnet haben und damit keine Möglichkeit zu einem spontanen Besuch bieten, womöglich als weniger attraktiv wahr und haben deshalb geringeres Interesse an Investitionen. Auch für Zertifizierungsmöglichkeiten wie die Österreichische Museumsregistrierung² und das Österreichische Museumsgütesiegel³ sind regelmäßige Öffnungszeiten eine Grundvoraussetzung, diese Auszeichnungen wiederum spielen bei Förderungen eine wichtige Rolle. So kann es also vorkommen, dass gut arbeitende Museen mit außergewöhnlichen Sammlungen wegen fehlender personeller Betreuungsmöglichkeiten als weniger relevant wahrgenommen werden.

Auch ökonomisch kommt es zunehmend zu Schwierigkeiten: steigende Energiepreise und Mieten erschweren es den Museen, den Betrieb in gewohnter Weise aufrechtzuerhalten. Denn: die Heizung einfach herunterzudrehen, die Klimatisierung einzelner Bereiche im Sommer auszusetzen oder auf Feuchtigkeitsregulierung zu verzichten, bedeutet oftmals eine Gefahr für das kulturelle Erbe, das in diesen Institutionen verwahrt wird, und steht deshalb außer Frage.

Das nächste große Thema, das sich in den letzten Jahren seinen Platz im Vordergrund hart erkämpft hat, ist das der Nachhaltigkeit. Die 17 Ziele für Nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals, auch SDGs genannt)⁴ wurden 2015 von den 193 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen bei einem Gipfeltreffen verabschiedet. Sie stellen einen globalen Rahmen für eine nachhaltige Entwicklung auf wirtschaftlicher, ökologischer und sozialer Ebene dar und bauen auf dem grundlegenden Prinzip auf, alle Menschen

2 <http://www.museen-in-oesterreich.at/>.

3 <https://www.museumsguetesiegel.at/>.

4 <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/themen/nachhaltige-entwicklung-agenda-2030/ziele-der-agenda-2030.html>.

miteinzubeziehen. Museen können hierbei eine wichtige Rolle einnehmen – nicht nur, indem sie Themen gut aufbereiten und so zur Bildung ihrer Besucher*innen beitragen, sondern auch durch die Umsetzung eigener Projekte, die sie so zu Vorbildern werden lassen. Museen fungieren als Sprachrohre unserer Gesellschaft, die nicht nur historische Fakten präsentieren, sondern diese auch im Zusammenhang mit aktuellen Themen diskutieren und damit einen Aufklärungs- und Bildungsauftrag erfüllen. Dabei darf es auch ruhig einmal politisch werden: unterschiedliche Sichtweisen aufzuzeigen und den Hintergrund der Blickpunkte in einen Diskurs zu verwandeln, zeichnet gute Museumsarbeit aus.

Wie aber können Museen mit Kunst und Kultur ein Bewusstsein für ein ökologisch und sozial gerechtes Zusammenleben aller schaffen? Das Projekt *17 MUSEEN X 17 SDGs*⁵ von ICOM Österreich in Zusammenarbeit mit dem Büro für Transfer und mit Unterstützung des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport (BMKÖS) hat die Nachhaltigkeitsziele für die Museumswelt übersetzt und in praktische Beispiele gegossen, wie Museen sich diesen Zielen annähern und diese in die Museumsarbeit integrieren können. 17 österreichische Museen haben dabei ein SDG per Los gezogen, sich mit dem jeweiligen Ziel näher auseinandergesetzt und es in Einzelprojekten⁶ bearbeitet. Angefangen bei speziellen Ausstellungskonzepten, Vermittlungsangeboten und Veranstaltungsreihen zu dem jeweiligen Thema, über den Ausbau von Elektromobilität und die Erstellung von Podcasts bis hin zu Repair Cafés, Forschungsstipendien und Spendenaktionen: die Bandbreite der umgesetzten Aktionen war groß. Einige der Aktivitäten mögen eher temporären Effekt gehabt haben, andere Projekte allerdings konnten nachhaltige Veränderungen in den Institutionen hervorbringen und deren Denk- und Arbeitsweise langfristig verändern. Die 17 Nachhaltigkeitsziele sind ein Aufruf an jede*n von uns, sowohl auf individueller als auch auf institutioneller Ebene einen Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung unseres Planeten und zur Sicherung unserer Zukunftsfähigkeit zu leisten.

5 <http://icom-oesterreich.at/page/17-museen-x-17-sdgs-ziele-fuer-nachhaltige-entwicklung>.

6 <http://icom-oesterreich.at/page/die-projekte>.

Mit konkreten Projekten aus niederösterreichischen Museen verschiedenster Größe und mit unterschiedlichen Ressourcen im Hintergrund bot der heurige Niederösterreichische Museumstag, der am 19. März 2023 vom Museumsmanagement Niederösterreich ausgerichtet wurde, Inspiration für die nachhaltige Arbeit im Museum. Den Besucher*innen wurde vermittelt, wie auch kleinere Häuser mit wenigen Ressourcen die Themen in ihr Tun integrieren und dadurch widerstandsfähiger werden können – nicht nur ökologisch nachhaltiger, sondern auch wirtschaftlich stabiler und sozial besser vernetzt, eingebunden und wertgeschätzt.

Zu jedem einzelnen SDG wurde vom Team des Museumsmanagements ein passendes Projekt aus einem niederösterreichischen Museum ausgewählt – das oftmals gar nicht unbedingt in Verbindung mit Nachhaltigkeit erdacht worden war. Es ging vielmehr darum, aufzuzeigen, welche Arbeit in niederösterreichischen Museen bereits tagtäglich geleistet wird, die durchaus im Zusammenhang mit nachhaltiger Museumsarbeit steht, auch wenn sich das erst auf den zweiten Blick erschließt. Zu allen 17 Projekten wurden Poster erstellt, die im Vortragsraum zum Schmökern und Diskutieren in den Pausen zwischen den Vorträgen einladen und nun auch auf der Website des Museumsmanagements zum Download bereitstehen.⁷ Sieben der Projekte wurden zusätzlich als Kurzvortrag vorgestellt. Damit gelang der Versuch, die 17 SDGs für alle Museen lesbar, greifbar und umsetzbar zu machen.

Zu den Keynotes wurden zwei Kolleginnen aus Westösterreich, Ruth Swoboda und Edith Hessenberger, eingeladen, die sich beide bereits intensiv, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise mit dem Thema auseinandergesetzt haben. Sie boten dadurch neue Perspektiven für das Publikum und gaben zu verstehen, dass auch am anderen Ende Österreichs mit genau denselben Problemen gekämpft wird und dass es für (fast) alle Probleme Lösungen gibt.

Zur nachhaltigen Entwicklung in regionalen Museen sprach Ruth Swoboda: Das von ihr geleitete Museum, die inatura – Erlebnis Naturschau Dornbirn⁸, nahm selbst mit dem 8. SDG am Projekt *17 MUSEEN X 17 SDGs* teil und legte den Fokus dabei auf ein

7 <https://www.noemuseen.at/museumstag/>.

8 <https://www.inatura.at/>.

umfassendes Nachhaltigkeitskonzept für das Museum unter besonderer Berücksichtigung dessen, was ein „guter“ Arbeitsplatz bieten soll. Hier standen also Personalentwicklung und die ökologische Weiterentwicklung der Institution im Vordergrund – schließlich war auch eine Einreichung zum Österreichischen Umweltzeichen geplant.

In mehreren Workshops wurden Wünsche und Vorstellungen des Museumsteams diskutiert und Maßnahmen besprochen. Die verstärkte Einbindung von Themen wie Umwelt- und Klimaschutz im Bildungsprogramm von inatura lag auf der Hand. Ebenso wichtig erschien es dem Museumsteam für die Umsetzung, die Startzeiten und -orte mit dem Angebot an öffentlichen Verkehrsmitteln abzugleichen. Damit wurde ein Zeichen für die Nutzung von Bus und Bahn und gegen Individualverkehr gesetzt. Gleichzeitig erleichtert es diese Maßnahme den Besuchenden nun, diesbezüglich selbst aktiv zu werden. Das Museum ist außerdem schon seit langem regional sehr gut vernetzt: es wird sowohl von der Bevölkerung als auch von Stakeholdern als relevanter Ort wahrgenommen. Seit seiner Teilnahme am SDG-Projekt weisen im Museum an passenden Stellen Trittsteine auf die SDGs hin, die auch in Ausstellungen besonders stark thematisiert werden.

Auch Edith Hessenberger weiß, wie wichtig für Museen eine gute soziale Vernetzung ist: Die Ötztaler Museen⁹ haben unter ihrer Leitung 2021 den Museumspreis unter anderem dafür bekommen, dass sie sich in ihrer Region als relevant erweisen. „Die Ötztaler Museen präsentieren sich als Ort, der den Ötztalerinnen und Ötztalern und allen, die sich für die Talschaft interessieren, gehört. [...] Konsequenterweise sucht das Museum auch zuerst den Kontakt zu den Menschen im Tal. [...] Menschen, die sich in dieser Einrichtung aufhalten, werden nicht als kritiklose Konsumenten aufgefasst, sondern erhalten Gelegenheit, mit ihrem Wissen und mit ihren Geschichten Teil des Museums zu werden. Sie fungieren somit ihrerseits als Expertinnen und Experten für die Region, wie etwa das beeindruckende digitale Dialektwörterbuch zeigt“, so ein Auszug aus dem Gutachten des Gremiums.¹⁰ Schon auf ihrer Website präsentieren sich

⁹ <http://oetztalermuseen.at/>.

¹⁰ <http://oetztalermuseen.at/oesterreichischer-museumspreis-2021-geht-an-oetztaler-museen/>.

die Öztaler Museen als selbstdefinierte Orte der Begegnung, die für Austausch, Diskussion und Vielstimmigkeit Raum schaffen wollen. Sie scheuen nicht vor Kontroversen zurück und erweisen sich damit relevant als ein Ort, an dem Identität diskutiert und neu definiert wird: nicht nur mit dem schon erwähnten Dialektwörterbuch, sondern auch mit Interview-Sammlungen oder Kunstinstallationen wie „Solange“¹¹. Edith Hessenberger erzählte in ihrer Keynote „Gekommen, um zu bleiben“, wie es gelang, neben den Mitarbeitenden auch die regionale Bevölkerung mit ins Boot zu holen: beispielsweise, indem Themen angesprochen wurden, die die Menschen bewegen und den Bogen von ihren historischen Sammlungen zur Gegenwart schlagen.

Nachhaltig arbeiten – nur wie? Holen wir die Nachhaltigkeitsziele ins Museum!

Unter diesem Titel bot der 26. Niederösterreichische Museumstag gerade auch Regionalmuseen die Möglichkeit, sich in die Fußstapfen des Projekts *17 MUSEEN X 17 SDGs* zu wagen, und überließ ihnen die Bühne. Nur ging es hier weniger darum, aus einem zugelosten SDG ein neu aufgestelltes Projekt entstehen zu lassen, sondern vielmehr darum, jene Arbeit zu zeigen, die Museen zu diesen Themen bereits leisten – oft, ohne dass sie sich selbst dessen bewusst sind, dass sie damit auch einen bedeutenden Beitrag im Rahmen der Nachhaltigkeitsziele leisten. Bei den Nachhaltigkeitszielen geht es schließlich nicht immer um Riesenschritte, die ein großes Budget und viele Mitstreitende erfordern. Oftmals sind es eben die kleinen Hinweise in Ausstellungen, in Kulturvermittlungsprogrammen, im Tun innerhalb des Teams, die für den Unterschied sorgen. So sperrig sich die SDGs auf den ersten Blick lesen und so fern der Konnex mit der eigenen Arbeitswelt scheint: es wird schon sehr viel getan!

Das SDG 1 setzt es sich zum Ziel, Armut in all ihren Formen und überall zu beenden. Das Stadtmuseum St. Pölten¹² setzt sich bereits seit einigen Jahren thematisch mit Armut auseinander. In vergangenen und aktuellen Ausstellungen befassten sich Jugendliche und

11 <https://www.solange-theproject.com/>.

12 <https://www.stadtmuseum-stpoelten.at/>.

Kunstschaffende mit dem Thema Armut auf kreative Weise. Angeregt durch das NÖ Armutsnetzwerk entstand 2016 in Zusammenarbeit mit einer Klasse des Mary Ward Privatgymnasiums St. Pölten das Kunstprojekt *Armut ist überall*. 2022 wurde in der Ausstellung *NOVI DOM* mit Fotos von Jasmina Džanic die Erinnerung an bosnische Flüchtlinge vor dreißig Jahren thematisiert.

Den Hunger beenden, Ernährungssicherheit und eine bessere Ernährung erreichen und eine nachhaltige Landwirtschaft fördern: So lautet der Titel des zweiten SDG. Seit 2021 zeigt die Ausstellung im Museum Horn¹³ den Weg von der arbeitsintensiven zur vollmechanisierten und hochproduktiven Landwirtschaft heute. Die Landwirtschaft steht an der Schnittstelle von Natur und Gesellschaft. Sie ist Betroffene wie auch Mitverursacherin von globalen Umweltproblemen. Gleichzeitig ist sie durch die Urbanisierung aus dem Alltag der meisten Menschen verschwunden. Um hier Aufklärungsarbeit zu leisten, bietet das Museum für Kinder Vermittlungsprogramme wie *Trocken Brot macht Wangen rot an*.

Gegenwärtig ist das Thema Landwirtschaft wegen des zunehmenden Ernährungsbewusstseins und der Skepsis gegenüber industriellen Produktionsweisen ein medial stark präsent und emotional diskutiertes Thema. Darum werden auch gegenwärtige Entwicklungen und Problematiken im Bereich der Agrarwirtschaft beleuchtet. So wird sich die Sonderausstellung 2024 im Museum Horn den Wechselwirkungen zwischen Landwirtschaft und Klimawandel widmen.

Das SDG 3 will „ein gesundes Leben für alle Menschen jeden Alters gewährleisten und ihr Wohlergehen fördern“. Zum Yoga in den Museumsgärten? Das mag auf den ersten Blick etwas abwegig klingen, passt aber gut zusammen: Ursprünglich als einmalige Aktion des Ausstellungshauses Spoerri¹⁴ in Hadersdorf am Kamp im Zuge des Museumsfrühlings Niederösterreich 2022 geplant, soll die gesunde Auszeit in kunstvoller Umgebung bald ins regelmäßige Programm aufgenommen werden. Eine ausgewogene Yogaeinheit kann einen anderen Fokus für den anschließenden Ausstellungsbesuch ergeben – wie auch umgekehrt. Beides sieht das Team des Ausstellungshauses als potenzielle Ressource für ein „gesundes Leben für alle“. Einmal im

¹³ <http://www.museumhorn.at/home/>.

¹⁴ <https://www.spoerri.at/>.

Monat möchte man dazu einladen – bei Schönwetter im Obstgarten des Ausstellungshauses, alternativ in einem der Innenräume.

Inklusive, gleichberechtigte und hochwertige Bildung gewährleisten und Möglichkeiten lebenslangen Lernens für alle fördern – so lautet das vierte SDG, in dessen Sinne das engagierte Team des Stadtmuseums Korneuburg¹⁵ bereits vieles umgesetzt hat. So etwa in Zusammenarbeit mit der örtlichen Sonderschule, die ein Kunstprojekt am Hauptplatz „ausstellen“ durfte: Durch den direkten Kontakt mit der örtlichen Bevölkerung wurden Hürden abgebaut und eine Gesprächsbasis etabliert, die zu gegenseitigem Verständnis beitrug. Das LEADER-Projekt *Regionale Kulturvermittlung* half durch gegenseitiges Kennenlernen zu verstehen, warum Schulklassen aus der Region so selten die umliegenden, kleinen Museen besuchten, und bot Anknüpfungspunkte für die künftige Zusammenarbeit.

Das Museum als attraktiven Bildungsort zu manifestieren, kann auch anders geschehen: Um den unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen aus der Betreuungseinrichtung in Korneuburg Abwechslung im Alltag zu bieten und das Ankommen zu erleichtern, lädt der Museumsverein monatlich eine Gruppe mit Dolmetscher*in in das Museum ein. Anhand der ausgestellten Schiffsmodelle und eines kleinen Rätselspiels ist es auch mit Sprachschwierigkeiten möglich, ins Gespräch zu kommen und für die Jugendlichen eine lockere Atmosphäre zu erzielen.

Generationenübergreifendes Lernen gepaart mit digitaler und analoger Wissensvermittlung ist die Grundlage eines weiteren Projektes in Korneuburg: In der Web-App *MuseumMenschen*¹⁶ vermitteln verschiedene Museumsgründer Inhalte und beantworten Fragen. Dieser Idee eines Chats folgend, erklärten Jugendliche Senior*innen den Umgang mit digitalen Medien, die wiederum im Sinne der Oral History Objektgeschichten lebendig werden ließen. So wurden nicht nur gemeinsam neue Inhalte entwickelt, sondern auch Kontakte geknüpft und Erfahrungen gesammelt.

„Wo sind sie geblieben? Die Frauen von Krems“: So lautete der Titel der Ausstellung, die 2021 im museumkREMS¹⁷ gezeigt wurde.

15 <https://www.museumsverein-korneuburg.at/>.

16 <https://museumsmenschen.noemuseen.at/>.

17 <https://www.museumkREMS.at/>.

Sie erzählte die Geschichte und Leistungen der Frauen von Krems aus weiblicher Perspektive anhand von Themen, die Frauen in einer Kleinstadt wie Krems bis heute bewegen, und passte damit zum SDG 5: Geschlechtergleichstellung erreichen und alle Frauen und Mädchen zur Selbstbestimmung befähigen. In Krems sind nur einige wenige Straßennamen oder Gedenktafeln Frauen gewidmet. In den Kremser Geschichtsbüchern werden vereinzelt Frauen erwähnt, sie kommen dort aber meist nur als „Mutter von“ oder „Frau von“ und nicht als eigenständige Persönlichkeiten vor. Eine Kremser Besonderheit? Leider nicht! Die Künstlerin Iris Andraschek stellte mit ihrem Ausstellungsbeitrag *Sammelt Euch!* den Bezug zur Gegenwart der Frauen von Krems her und ging auch aus dem Museum hinaus: Sie holte die in der Zeit des NS-Regimes vertriebenen und ermordeten jüdischen Kremserinnen mit „Ich bin hier“ für den Zeitraum der Ausstellung wieder ins Bewusstsein der heutigen Stadtbevölkerung zurück. Die Künstlerin Andrea Brunner-Fohrafellner stellte mit einer Plakataktion die Frage: „Wer unterstützt die Mädchen?“. So wird durch das museumkrem.s Bewusstseinsbildung für diese nach wie vor bestehende Ungleichheit fokussiert.

Verfügbarkeit und nachhaltige Bewirtschaftung von Wasser und Sanitärversorgung für alle gewährleisten – so lautet das sechste SDG. Entlang der Ybbs finden sich heute mehrere Energiekraftwerke. Kernthemen der Führungen des modernen Schaukraftwerks Schwelölö¹⁸ sind die Wasserversorgung und Abwasserentsorgung. Auch über die Wassergenossenschaften, die in Zusammenarbeit mit der Stadt eine zuverlässige Versorgung gewährleisten, kann man sich hier informieren.

Eine Stadt wie Waidhofen an der Ybbs lebt von und mit dem Fluss und seiner unglaublichen Artenvielfalt. Im 5-Elemente-Museum¹⁹ wird in der Dauerausstellung das Bewusstsein für diese wertvolle Ressource geweckt und gestärkt. Die Stadt Waidhofen leistet mit den Ausstellungen nicht nur Aufklärungsarbeit, sondern beteiligt sich unter anderem aktiv am EU-Projekt *Proline CE*, das in überregionaler Zusammenarbeit einen Leitfaden zur Bewahrung

18 <https://waidhofen.at/schaukraftwerk-schwelloed>.

19 <https://schloss-rothschild.at/5-elemente-museum>.

von Trinkwasservorkommen sowie zum Schutz vor Hochwasser entwickelt.

Das 7. SDG strebt an, den Zugang zu bezahlbarer, verläSSLicher, nachhaltiger und moderner Energie für alle zu sichern. Die SONNENWELT²⁰ in Großschönau hat es sich zur Aufgabe gemacht, spielerisch ein Bewusstsein für Klimaschutz, Energie und Umwelt zu schaffen. Darüber hinaus wird Nachhaltigkeit auch im täglichen Betrieb gelebt, sei es bei der Energiegewinnung und -verwendung, bei der Müllvermeidung, Regionalität oder Mobilität. In der Sonderausstellung *Powerchanger* werden erneuerbare Energien in ihrer Nutzung, dem Umgang im Haushalt oder in der Mobilität aufgegriffen. Die Besucher*innen erhalten hier zahlreiche Tipps, um in ihrem Alltag Energie und somit auch Kosten zu sparen.

Auf der Sonnenseite des Lebens durch nachhaltige Energie: Die SONNENWELT ist als Plus-Energie-Gebäude mit nachhaltigen Materialien wie Holz und Lehm konzipiert. Das bedeutet, dass das Gebäude als Passivhaus errichtet wurde und die hauseigene Photovoltaikanlage nicht nur die Ausstellung und das Bürogebäude mit Strom versorgt, sondern auch noch Strom ins Netz einspeist. Die Wärmegewinnung erfolgt nachhaltig über die Biomasse-Nahwärmanlage im Ort.

Ein verändertes Mobilitätsverhalten ist wohl der anspruchsvollste Teil der Energiewende und nur gemeinsam umsetzbar. Daher wurde auch an die Anreise der Besucher*innen gedacht: Am Parkplatz der SONNENWELT gibt es eine Elektrotankstelle, zwei weitere kostenlose Ladestellen befinden sich in Gehweite. E-Bike-Fahrer*innen können ihren Akku kostenlos bei der Rezeption mit Sonnenstrom aufladen. So schließt sich im wahrsten Sinne des Wortes der Kreislauf.

Dauerhaftes, breitenwirksames und nachhaltiges Wirtschaftswachstum, produktive Vollbeschäftigung und menschenwürdige Arbeit für alle fördern: das ist der Wortlaut des achten SDG. In Schönbach im niederösterreichischen Waldviertel ist das schon längst gelebte Praxis. Der Erlebnismuseumsverein Schönbach gründete im Jahr 2007 die Kloster-Schul-Werkstätten²¹. Diese widmen sich dem

20 <https://www.sonnenwelt.at/>.

21 <https://www.handwerk-erleben.at/>.

regionalen Handwerk und der gewerblichen Herstellung von Naturseifen und Korbwaren.

Hier wird menschenwürdige Arbeit für alle gelebt: Die Arbeitszeiten werden nach Absprache an die familiären Bedürfnisse angepasst. Seit dem Jahr 2015 ist ein junger Mann mit besonderen Bedürfnissen Teil des Teams, der inzwischen mit eigenständigen Aufgaben wie dem Einflechten von Thonetstühlen mit Wiener Geflecht und Führungen im Wäschepflegemuseum 30 Stunden pro Woche beschäftigt ist.

Der Museumsverein steht für regionales und bundeslandweites Netzwerken: sein Obmann und Geschäftsführer ist auch Sprecher der ARGE Handwerk & Manufaktur im Waldviertel. In aktuell 18 Betrieben achtet man auf die Schaffung von Arbeitsplätzen, Führungen und Kurse vermitteln regionale Handwerkstechniken. Die Erzeugung von lokalen Produkten innerhalb regionaler Wirtschaftskreisläufe fördert diese Zielsetzung. Ein besonderes Anliegen ist dem Erlebnismuseumsverein Schönbach zudem die Entwicklung des nachhaltigen Tourismus.

Das neunte SDG widmet sich dem Themenbereich „eine widerstandsfähige Infrastruktur aufbauen, breitenwirksame und nachhaltige Industrialisierung fördern und Innovationen unterstützen.“

Das Wilhelmsburger Geschirr-Museum²² fungiert in Zusammenarbeit mit der New Design Universität²³ in St. Pölten als „associated partner“ im EU-Projekt Interreg Central Europe *Creative Entrepreneurship in Ceramic Regions* (CerDEE), das auf die Vernetzung von Akteur*innen im Keramikbereich aus verschiedenen Regionen abzielt, um deren Wettbewerb, Marktdurchdringung und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu optimieren. Studierende beschäftigen sich mit Fragestellungen zum Potenzial und zu den Perspektiven der ehemaligen Geschirrfabrik im Hinblick auf zukünftige Nutzung, Tradition und keramische Identität. Weitere Kooperationen des Wilhelmsburger Geschirr-Museums bestehen zur Universität für Weiterbildung Krems²⁴ und zur Künstlergruppe Stachel, die 2021 die Ausstellung *Daisyworld* gestaltet hat. Davon abgesehen werden regelmäßig Kurse

22 <https://geschirr-museum.at/>.

23 <https://www.ndu.ac.at/>.

24 <https://www.donau-uni.ac.at/>.

in den alten Werkshallen abgehalten, um das Wissen um handwerkliche Techniken in die Neuzeit zu überführen; ebenso stehen spezielle Kinder- und Jugendangebote am Programm.

Ungleichheit in und zwischen Ländern verringern: dies ist der zentrale Punkt des zehnten SDG, das der Römerstadt Carnuntum²⁵ schon beim Projekt *17 MUSEEN X 17 SDGs* aufgelöst worden ist. Basisinformationen in gedruckter Form und auf der Website in 18 Sprachen helfen, diese Ungleichheit zu umgehen. Für Besucher*innen stehen Faltkarten mit praktischen Grundinformationen und historischen Perspektiven zur Verfügung. Auch die Kulturvermittlung wird in mehreren Sprachen angeboten. Durch die Inszenierung von Themen rund um Wohnen, Essen, Körperhygiene und Alltag erfolgt ein direkter narrativer nonverbaler Zugang. Bezugnehmend auf Personen mit körperlichen Einschränkungen sind bereits einige Projekte umgesetzt worden: Neben dem Abbau der klassischen Zugangsbarrieren, gibt es für Menschen mit eingeschränktem Sprachvermögen ein Druckwerk in leichter Sprache. Menschen mit Seh- oder Höreinschränkung finden an mehreren Stationen im Gelände Infotafeln mit Brailleschrift oder Induktionsschleifen für Hörbehelfe. Im Zuge des Projekts *17 MUSEEN X 17 SDGs* sind thematische Sonderführungen zur Barrierefreiheit abgehalten worden und auch bei anderen Veranstaltungen wird verstärkt auf die besondere Vermittlung des Themas geachtet.

„Städte und Siedlungen inklusiv, sicher, widerstandsfähig und nachhaltig gestalten“ lautet die Aufforderung hinter dem elften SDG. In Baden gibt es mehrere historische, denkmalgeschützte Gebäude, die als Museen genutzt werden: Räumlichkeiten im Kaiserhaus²⁶ dienen für Ausstellungen, eine ehemalige Bäckerei ist nun eine Beethoven-Gedenkstätte²⁷ und das frühere Rathaus beherbergt das Rollett-museum²⁸ und das Stadtarchiv. Diese Bedingungen sorgen für eine besondere Atmosphäre in den Räumlichkeiten, bringen aber auch besondere Herausforderungen in klimatischer, sicherheitstechnischer und gestalterischer Hinsicht mit sich. Die nachhaltige Sanierung eines

25 <https://www.carnuntum.at/>.

26 <https://www.kaiserhaus-baden.at/>.

27 <https://www.beethovenhaus-baden.at/>.

28 <https://rollettmuseum.at/>.

Museumsgebäudes erfordert eine ganzheitliche Herangehensweise und einen hohen Informationsstand sowohl bei der Planung wie auch im Betrieb. Solche Projekte sollten folgende drei Ziele verfolgen: die Erhaltung der Gebäudesubstanz unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten, die Erfüllung konservatorischer Anforderungen mit geringem Technikaufwand sowie die Verbesserung der Gesamtenergieeffizienz. Der Fokus bei Sanierungsarbeiten darf sich jedoch nicht ausschließlich auf die raumklimatischen Anforderungen und deren Energiebilanz richten: Eine sinnvolle Schädlingsprävention ist ebenso elementar wie Konzepte für einfach zu reinigende Bodenbeläge, Brandschutz, Sicherheit oder die Erarbeitung eines Notfallplans. Gelingen all diese Vorhaben so gut wie in den Badener Museen, so lassen sich die atmosphärischen Vorzüge von alten Gebäuden noch viel besser genießen – gutes Gewissen inklusive!

Das 12. SDG setzt sich mit der Sicherung nachhaltiger Konsum- und Produktionsmuster auseinander. Ressourcenschonendes Arbeiten gilt als eine der zentralen Aufgaben unserer Zeit. Im Museumsbereich ist bei Recycling im Ausstellungsbau Kreativität gefragt, schließlich gibt es hier besondere Herausforderungen: Nicht nur, dass viele Exponate spezielle Bedürfnisse bei Lagerung, Lichtschutz und Klima haben – auch die Erwartungshaltung an ästhetisches Design in modernen Ausstellungen darf nicht außer Acht gelassen werden. Mit Kreativität, einer originellen Grafik und guten Gewerken lässt sich dieser Spagat bewerkstelligen und gleichzeitig werden Geld und Produktionsmittel gespart.

Die Ausstellung *Traismaurer Schätze* im Schloss Traismauer²⁹ zeigt, dass Nachhaltigkeit nicht nur ein Trend ist, den es gerade zu bedienen gilt. Für die neu gestaltete und 2022 eröffnete Schau wurde ausgemustertes Mobiliar der archäologischen Dauerausstellung aus dem Schlossmuseum Linz nach Traismauer transportiert und mit gänzlich neuem Konzept und neuem Design in neuer Zusammenstellung aufgebaut. Auch in Zukunft soll modular gedacht werden: welche Aufbauten lassen sich leicht revitalisieren und wiederverwenden? Was kann man schnell aufbauen, abbauen, umbauen? Muss es

29 https://www.traismauer.at/Traismauer_Erleben/Veranstaltungen/Ausstellungen_Galerien/Ausstellung_Schloss.

immer eine Neuanschaffung sein? Sind nicht auch Ausstellungsmodule auf Rollen sinnvoll? Nicht nur die Finanzen danken für solche Überlegungen, auch im Sinne der Nachhaltigkeit ist diese langfristige Planung sinnvoll.

Umgehend Maßnahmen zur Bekämpfung des Klimawandels und seiner Auswirkungen ergreifen – so der Aufruf des 13. SDG. Das Städtische Museum Neunkirchen³⁰ hat sich in den letzten Jahren intensiv mit der nachhaltigen Umgestaltung des Ausstellungsbereiches beschäftigt. Da es sich um ein historisches Gebäude handelt, bedurfte es einer genau abgestimmten Planung. Die Maßnahmen reichen vom Einbau einer Deckenheizung über den Einsatz von mehrlagigem Licht- und Insektenschutz bis hin zur Umrüstung zu einem modernen Beleuchtungskonzept durch LED-Technik. Die Installation eines mehrlagigen Lichtschutzes durch Aufkleben von UV-Folien senkt zum einen die Raumtemperatur und fungiert zeitgleich als zusätzlicher Objektschutz. Ein nachhaltiges Beleuchtungskonzept mit LED-Technik rechnet sich bei richtiger Handhabung nicht nur durch seine Langlebigkeit, sondern schon durch die geringere Wärmeemission auch die ausgestellten Objekte. Alle Maßnahmen sind leicht nachzurüsten, können aber auch getrennt voneinander implementiert werden. So bieten sie auch für weniger finanzstarke Museen und Sammlungen eine Möglichkeit zu nachhaltiger Energiewirtschaft.

„Das Leben unter Wasser im Sinne nachhaltiger Entwicklung erhalten und nachhaltig nutzen“ ist die Forderung des 14. SDG. Im Laufe der Geschichte sind Wasserläufe schon immer wichtige Kanäle für Handel und Transport gewesen. Ein sorgfältiger Umgang mit dieser wichtigen globalen Ressource ist ein wesentlicher Teil einer nachhaltigen Zukunft.

Das Wachaulabor ist ein gemeinsames Projekt von Stift³¹ und Stiftsgymnasium Melk³² und wird vom Land Niederösterreich unterstützt. Die Schüler*innen erarbeiten im Rahmen der Unverbindlichen Übung *Die Museumsmacher* eine Ausstellung zu einem gemeinsam gewählten Thema und setzen diese in Zusammenarbeit mit den Stiftswerkstätten um. Schon seit einigen Jahren rücken die Themen

30 https://www.neunkirchen.gv.at/Bildung_Kultur/Staedtisches_Museum.

31 <https://www.stiftmelk.at/de/stift-melk-wachaulabor.html>.

32 <https://www.stiftsgymnasium-melk.org/wachaulabor/>.

Klimaschutz und Nachhaltigkeit in den inhaltlichen und operativen Fokus der Ausstellungen. Viele Möbel, Installationen, Medien, Materialien der Ausstellungen werden laufend wiederverwendet. Die Schüler*innen des Stiftsgymnasiums Melk gestalteten 2019 eine Ausstellung, welche die Besucher*innen einlud, sich mit Fragen von Ökologie und Nachhaltigkeit auseinanderzusetzen. Der „one way planet“ soll aufzeigen, dass dringender Handlungsbedarf besteht, wenn wir unseren Planeten retten wollen. Damit wurde nicht nur ein Bildungsauftrag bei den Schüler*innen umgesetzt und eine wichtige, langfristige Kooperation etabliert, sondern die Problematik auch einem größeren Publikum nähergebracht und so verstärkt Aufmerksamkeit für das Thema generiert.

Das SDG 15 postuliert, wir sollten „Landökosysteme schützen, wiederherstellen und ihre nachhaltige Nutzung fördern, dem Verlust der biologischen Vielfalt ein Ende setzen“. Auch dieses Thema wurde bereits im Rahmen des Projekts *17 MUSEEN X 17 SDGs* einem niederösterreichischen Museum zugelost. Das Haus für Natur im Museum Niederösterreich³³ setzte sich intensiv mit dieser Thematik auseinander und rief ein Jahr im Zeichen der Biodiversität aus: Es zeigte 2022 ein Jahr lang ausgewählte Tier- und Pflanzenarten in einem eigens dafür geschaffenen Ausstellungsbereich, der sich dem Thema Biodiversität widmete. Neben einer aufschlussreichen Wandgrafik und Informationsmaterial war das Herzstück eine Vitrine, in die alle zwei Monate neue Objekte aus den Landessammlungen Niederösterreich einzogen. Der Schwerpunkt sollte mehr Bewusstsein für die Vielfalt an Pflanzen, Tieren und Lebensräumen in diesem Bundesland schaffen. Darauf wurde auch in den Kulturvermittlungsprogrammen besonderer Fokus gelegt.

Das SDG 16 fordert: „Friedliche und inklusive Gesellschaften für eine nachhaltige Entwicklung fördern und inklusive Institutionen auf allen Ebenen aufbauen.“ Schloss Artstetten³⁴ arbeitet daran und lädt zu friedenspädagogischen Workshops ein. Diese finden im Rahmen der Ausstellung *Durchs Schlüsselloch: Geschichte erzählt! Erzherzog Franz Ferdinand und der Erste Weltkrieg* statt und sind für Jugendliche

33 <https://www.museumnoe.at/de/haus-fuer-natur/>.

34 <https://www.schloss-artstetten.at/>.

im Klassen- oder Gruppenverband gedacht. Ziel ist es, gemeinsam und spielerisch Erkenntnisse zu erarbeiten, dass Demokratie bereits in der Familie beginnt, jeder Mensch Rechte und Pflichten hat und sich aktiv einbringen sollte. Auch die Macht der Wörter wird mit einbezogen: die Sprache von heute bestimmt das Handeln von morgen. Kindern und Jugendlichen muss Zeit und Raum gegeben werden, demokratische Prozesse einzüben, Debattenkultur zu erlernen und Selbstwirksamkeit zu erfahren, um eine friedliche Haltung zu entwickeln. Formate wie die friedenspädagogischen Workshops können hierzu einen wichtigen Beitrag leisten.

„Umsetzungsmittel stärken und die (über-)regionale Partnerschaft für nachhaltige Entwicklung mit neuem Leben erfüllen“ – die Mission hinter SDG 17. Das Heimatmuseum Wilfersdorf im Liechtenstein Schloss Wilfersdorf³⁵ verfolgte von Beginn an das Ziel, die Geschichte der Fürsten von Liechtenstein einschließlich der früheren Besitzungen in Böhmen, Mähren und Schlesien zu erzählen und damit eine „Nachbarschaft ohne Grenzen“ zu leben. Das Landschaftsensemble Lednice-Valtice und das zum touristischen Zentrum ausgebauten Liechtenstein Schloss Wilfersdorf veranstalten nun schon lange erfolgreich „Liechtenstein-Schlössertouren“, die für Reisegruppen als Ganztagesprogramm zwischen den Schlössern in Niederösterreich und Mähren angeboten werden. In den vergangenen Jahren wurden einige grenzüberschreitende Projekte mit unterschiedlichen tschechischen Partnern mit EU-Unterstützung erfolgreich umgesetzt. Mit dem Projekt *Grenzenlose Liechtensteinregion* ist es gelungen, die beinahe 900-jährige Entwicklung der Adelsfamilie aus dieser Region und die engen Zusammenhänge mit den umliegenden Orten in verschiedenen Drucksorten darzustellen. Damit ist Wilfersdorf ein gutes Beispiel für eine langfristige, grenzüberschreitende Zusammenarbeit.

Zum Schluss des Museumstages sprach Josef Schick, Geschäftsführer der Kulturvernetzung Niederösterreich, über Möglichkeiten, Veranstaltungen klimaschonend zu planen. Sein Hauptaugenmerk lag dabei auf den ganz kleinen Schritten: Fokus auf das Mobilitätsverhalten, die Art, wie wir uns ernähren, die Vermeidung von Lebensmittelverschwendung, Müllvermeidung und Mülltrennung. Seine wichtigste Prämisse: Klimamaßnahmen können und

35 <https://www.liechtenstein-schloss-wilfersdorf.at/>.

sollen Freude machen, sie sollen erfüllend sein und zu mehr motivieren. In diesem Sinne wurde auch der Museumstag selbst abgehalten: mit einem zentralen, öffentlich gut erreichbaren Austragungsort, Bedachtnahme auf Müllvermeidung in allen organisatorischen Belangen, einem rein vegetarischen/veganen Speisenangebot und mit Drucksorten, die das Umweltzeichen tragen, ging man mit gutem Beispiel voran. Und das brachte neben viel Motivation für kommende Schritte auch viel positives Feedback!

Und jetzt?

Sind wir gespannt auf das, was noch kommt – denn an Ideen und Kreativität scheint es nicht zu mangeln, hat man einmal verinnerlicht, dass jeder kleine Schritt ein großer Schritt Richtung Zukunft ist. Durch die inspirierenden Ideen des 26. Niederösterreichischen Museumstags wurde vielen Museumsmitarbeitenden bewusst, welche Punkte sie – teils ohne es zu bemerken – bereits umsetzen. Hier kommt auch die von Josef Schick angesprochene Freude an den Maßnahmen ins Spiel: in den Gesprächen wurde offenbar, dass viel Motivation da ist und – mit den richtigen Impulsen – sicherlich bald viele weitere konstruktive Schritte in eine nachhaltige Zukunft in den niederösterreichischen Museen sichtbar werden. Wir freuen uns darauf!

Berichte und Besprechungen



Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2022¹

Wenn wir uns an das Jahr 2022 erinnern, muss zuerst an jene „Zeitenwende“ gedacht werden, die der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz am 27. Februar 2022 in einer Sondersitzung des Deutschen Bundestages ausrief: „Wir erleben eine Zeitenwende. Das bedeutet: Die Welt danach ist nicht mehr dieselbe wie die Welt davor.“ Am 24. Februar 2022 frühmorgens begann Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine, und ich war gerade auf einer Skitour an einem sonnigen Wintertag. Ich sage das deshalb, weil abends unser gewohnter Denkraum Schnee von gestern war.

Es fällt schwer, all das aufzulisten, was in der kleinen Welt der Museumsarbeit gelungen ist, welche die Anstrengungen waren, die Fragen, die Unsicherheiten, wenn gerade in der Nachbarschaft die Türe für den menschlichen Wahnsinn aufgegangen ist. Wir nutzen wie viele andere auch den Hashtag *#standwithukraine* und haben – sofern möglich – verschiedenen ukrainischen Initiativen Raum zur Verfügung gestellt. Unser Sammlungskanal in den sozialen Medien hat sich solidarisiert und ukrainische Objekte präsentiert und kontextualisiert.

Die Klimakrise beschäftigt uns alle. Einfache Grafiken zeigen uns, dass wir bei gleichbleibender *Performance* in wenigen Jahren 3,5 Grad mehr Durchschnittstemperatur haben werden und schlicht verbrennen. Der Aktivismus für eine Rettung der Welt hat dabei auch die Museen betroffen. Junge Menschen klebten sich an Museumsobjekte, ohne sie zu beschädigen. Bei uns hat sich das Projekt *Realfiktion Klimarechnungshof – Klimaschutz zwischen wissenschaftlicher Evidenz und demokratischer Kontrolle* angesiedelt. Diese Realfiktion der gesellschaftlichen Forderung, einen Klimarechnungshof zu etablieren, geht von Alexa Färber, Professorin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, aus und hat uns als Austragungsort gefunden. Ökologie-, Umwelt- und Klimadiskurse haben sich im vergangenen Jahr durch mehrere Kooperationen am Museum etabliert.

1 Kurzfassung, die Vollversion ist auf www.volkskundemuseum.at/jahresberichte einzusehen.

Da ist beispielsweise das Projekt *WASSER TEILEN – Nachhaltigkeit, Gemeinschaftlichkeit, Friedensstiftung*, initiiert von der Schweizer Künstlerin Regina Hügli. Durch diese Veranstaltungsreihe sind wir in Kooperation mit dem Naturhistorischen Museum, der Universität für Angewandte Kunst und UniNetZ.

Mit dem Europäischen Haus der Geschichte in Brüssel hat sich eine fruchtbare Zusammenarbeit zum Thema Müll ergeben. *Ausgedient – Die Geschichte der modernen Wegwerfgesellschaft* heißt eine mehrsprachige und interaktive Online-Plattform, die gemeinsam mit zehn Museen aus der EU konzipiert und vom Brüsseler Team umgesetzt wurde. Wir sind mit sieben Objektbiografien und drei audiovisuellen Geschichten, umgesetzt von dem Wiener Filmemacher Mike Kren, an der Online-Plattform sowie mit einer Leihgabe an der gleichnamigen Ausstellung in Brüssel vertreten.

Unsere Online-Präsenz ist insgesamt gewachsen, vor allem aber auch die inhaltlichen Beiträge in den Repositorien und im Online-Angebot. In Vorbereitung auf die Ausstellung *Gesammelt um jeden Preis!* sammelten wir beispielsweise Beiträge von allen zur Restitution verpflichteten Bundesinstitutionen. Die virtuelle Galerie *Ein Museum – ein Objekt – eine Erzählung* ist online über unsere Webseite abrufbar.

Das Jahr war von einem regen Ausstellungsbetrieb mit teilweise parallelen Sonderausstellungen geprägt. Es begann mit einer Ausstellung gemeinsam mit der Gleichbehandlungsanwaltschaft. *Jetzt im Recht! Wege zur Gleichbehandlung* diente als Plattform, um unter anderen eine große Zahl an Nationalratsabgeordneten und weitere *Stakeholder* ins Museum zu bringen. Im Jänner eröffneten wir *Die letzten Europäer*, eine Übernahme aus dem Jüdischen Museum Hoheems. Im September folgte *Was uns wichtig ist!*, eine Ausstellung zu künstlerischen Perspektiven auf Kulturerbe. Das Ausstellungsjahr beschlossen wir mit *Ölrausch und Huzulenkult* und zeigten in Kooperation mit dem Photoinstitut Bonartes historische Fotografien aus Galizien und der Bukowina. Ebenso zu nennen ist die Ausstellung *Hilfslinien*, die das Thema Care-Arbeit in den angrenzenden Schönbornpark brachte – ein Projekt des Pavelhauses im steirischen Bad Radkersburg. Ein weiteres Kooperationsprojekt zeigte unter dem Titel *From Evin with Love* eine Sammlung handwerklich gefertigter Gegenstände von Frauen, die im Evin-Gefängnis in Teheran inhaftiert sind oder waren. Im Rahmen des *re:pair FESTIVAL* im Herbst

fanden zahlreiche Veranstaltungen und Workshops statt sowie eine Ausstellung mit reparierten Objekten aus den Sammlungen des Volkskundemuseums. Das Queer Museum Vienna war von Jänner bis August mit sieben Ausstellungen und einem reichhaltigen Veranstaltungsprogramm zu Gast. In der Passage zeigten wir insgesamt fünf Positionen aus den Sammlungen des Museums. Darüber hinaus fanden etwa 150 Veranstaltungen statt.

Im vergangenen Jahr haben wir zudem viele Planungsschritte für die Zukunft des Museums vorgenommen. Langsam, aber sicher entwickeln sich die einzelnen Parameter rund um die Generalsanierung. In allen Bereichen des Museums wurden und werden Vorbereitungen für Übersiedlungen, neue Inhalte, Schließung, Übergang, Transformation, neue Strukturen und Wiedereröffnung getroffen. Auf diesem Weg liegt viel Neues und wir wollen stets davon lernen.

MATTHIAS BEITL

Verein/Österreichisches Museum für Volkskunde 2022 Übersicht

BESUCHER*INNEN

Gesamt: 35.817

Vermittlung: 5.628

ONLINE-TEILNAHMEN

13 Online-Veranstaltungen: 290 Teilnahmen

5 Online-Ausstellungen: 1.475 Nutzer*innen

Hörgang: 1.385 Nutzer*innen

MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

Neue Mitglieder: 21

Ausgetreten: 20

Verstorben: 6

Mitgliederzahl (Stand 31.12.2022): 549

ABONNEMENTS

ÖZV-Abos: 220

Buchreihe ÖZV: 4
 Buchreihe ÖMV: 2
 Objekte im Fokus: 1
 Sonderschriften Verein: 3
 Abo Kataloge ÖMV: 2

Beiträge/Preise

VEREIN FÜR VOLKSKUNDE, MITGLIEDSBEITRAG

Normalpreis € 27,—
 Studierende bis 27. Lebensjahr € 8,—
 Förderndes Mitglied € 135,—

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE, ABONNEMENT

Normalpreis € 38,—
 Mitglieder im Verein für Volkskunde € 26,—

Einnahmen/Ausgaben

EINNAHMEN

Gesamt	€ 1.027.000,—
Davon die wichtigsten Positionen	
Subvention BMKÖS	€ 640.000,—
Förderungen (BMKÖS, andere)	€ 142.000,—
Eigene Einnahmen	€ 245.000,—
Davon Einnahmen aus Vermietungen	€ 125.000,—

AUSGABEN

Gesamt	€ 1.264.000,—
Davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand (Mieten, Betrieb, Energie, Sammlungen, Bibliothek...)	€ 459.000,—
Personalkosten Verein (inkl. Kulturvermittlung)	€ 458.000,—
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung ...)	€ 57.000,—
Reiserechnung und Transporte	€ 3.000,—
Fortbildung	€ 3.000,—
Ausstellungen	€ 109.000,—
Projekte	€ 107.000,—

Kulturvermittlung (Sachkosten/Rahmenprogramm)	€ 13.000,-
Publikationen	€ 32.000,-
PR, Werbung	€ 23.000,-

Vereinsvorstand

PRÄSIDENT

Wolfgang Muchitsch,
 ehem. Direktor Universalmuseum Joanneum Graz

VIZEPRÄSIDENT*INNEN

Alexia Gerhardus, Hemayat
 Sandra Konstatzky, Gleichbehandlungsanwaltschaft

GENERALSEKRETÄR

Matthias Beitzl, Volkskundemuseum Wien

GENERALSEKRETÄR STELLVERTRETERIN

Magdalena Puchberger, Volkskundemuseum Wien

KASSIER

Stefan Benesch, Rechtsanwalt, Wien

KASSIER STELLVERTRETERIN

Claudia Peschel-Wacha, Volkskundemuseum Wien

RECHNUNGSPRÜFER*INNEN

Bettina Denk, Steuerberatungskanzlei Umgeher
 Günther Denk, Steuerberatungskanzlei Denk

WEITERE GREMIEN

Kuratorium
 Wissenschaftlicher Beirat

Personal Österreichisches Museum für Volkskunde

ÜBERBLICK

· 31 Mitarbeiter*innen (16 Vollzeit, 15 Teilzeit)

- Davon 17 Vertragsbedienstete und 14 privatrechtlich Angestellte über den Verein

FREIWILLIGE MITARBEIT

- Arbeitsgemeinschaft Schneeball: 25 Personen, 1.409 Stunden
- Volontär*innen: 12 Personen, 1.493 Stunden
- AusTraining: 7 Personen, 336 Stunden
- Erasmus+: 3 Personen, 886 Stunden
- Internship (Amerika): 1 Person, 48 Stunden
- Projekt Neustart: 3 Personen, 240 Stunden
- Projekt Indi: 2 Personen, 128 Stunden
- Berufspraktische Tage: 1 Person, 25 Stunden

Ausstellungen

Dauerausstellung zur historischen Volkskunst
und *Die Küsten Österreichs*

AUS DEM JAHR 2021 WEITERLAUFENDE AUSSTELLUNGEN

- In der Passage: Glitzerwelten aus Glasperlen.
Gablonzer Christbaumschmuck. Nora Witzmann
- Jetzt im Recht! Wege zur Gleichbehandlung. Johanna Zechner,
Vanessa Spanbauer, Niko Wahl. In Kooperation mit der
Gleichbehandlungsanwaltschaft

SONDERAUSSTELLUNGEN IM JAHR 2022

- Die letzten Europäer. Jüdische Perspektiven auf die Krisen
einer Idee. Michaela Feurstein-Prasser, Felicitas Heimann-Jelinek
(xhibit.at, Wien). Eine Ausstellung des Jüdischen Museums
Hohenems
- Was uns wichtig ist! Künstlerische Perspektiven auf Kulturerbe.
Christa Benzer, Sabine Benzer
- Ölräusch und Huzulenkult. Fotografische Streitobjekte aus
Galizien und der Bukowina. Monika Faber, Martin Keckeis
(Photoinstitut Bonartes), Herbert Justnik
- StoryTelling:Europe! Brunnenmarkt reVisited. Fariba Mosleh,
Asma Aiad (Brunnenpassage)

- From Evin with Love, Handwerkliches von Frauen aus dem Evin-Gefängnis in Teheran. Mansoureh Shojae, Parastou Forouhar. In Kooperation mit Amnesty International
- re:pair FESTIVAL. Vor der Wegwerfgesellschaft. Reparierte Objekte aus den Sammlungen des Volkskundemuseum Wien. Tina Zickler, Claudia Peschel-Wacha
- Hilfslinien. Eine Ausstellung über 24-Stunden-Betreuung im angrenzenden Schönbornpark. Christine Braunersreuther, David Kranzellbinder (Pavelhaus / Pavlova hiša)

QUEER MUSEUM VIENNA @ VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- Alfred Rottensteiner: If there is something weird in your neighborhood. Daniela Hahn, Andrea Lehsiak, The DODO Project. Büro für Ausstellung
- Black History Month – my/his/her/queer-story wasn't taught at school. mirabella paidamwoyo dziruni
- Nino's Buch-Handlung. Vinko Nino Jaeger
- Queer Talks. Gesprächsreihe zu künstlerischer Forschung und Wissenschaft im Bereich queerer Geschichte(n) und Subjektivität(en). Christiane Erharter, Setting: Lukas Gritzner
- Honeymoon in Hennyland. qmv x vkm x susie flowers. Susie Flowers
- How does the body take shape under pressure? Nazim Ünal Yilmaz, Alper Turan
- Historisiert euch! Eine Geschichte des queeren Aktivismus in Wien. Christoph Steinberger, Eva Pecolt, Wilhelm Binder

AUSSTELLUNGEN IN DER PASSAGE

- Ausgewählt. Mitarbeiter*innen zeigen Schätze aus den Sammlungen
- Was hat das mit mir zu tun? Kulturvermittlung im Volkskundemuseum Wien
- Schreib-Zeuge. Vergessene Zeugnisse des analogen Schreibens, Claudia Peschel-Wacha
- Papierfischchen und Wollmäuse. Präventive Konservierung im Museum, Astrid Hammer
- Ich glaube was, was du nicht glaubst. Objekte zu Phänomenen von Glaube und Aberglaube, Katrin Ecker

Veranstaltungen

Rund 150 Veranstaltungen: Tagungen, Workshops, Vorträge, Podiumsgespräche, Führungen, Filmscreenings, Exkursionen. Neu: Zertifizierung als Austragungsort von Green Events

HIGHLIGHTS

- Queer Museum Vienna @ Volkskundemuseum Wien, Jänner bis August 2022
- Lange Nacht der Forschung, 20. Mai 2022, 42 Besucher*innen
- Dotdotdot, 31. Juli bis 31. August 2022, 2.830 Besucher*innen. Lisa Mai
- Tag des Denkmals, 25. September 2022, 165 Besucher*innen
- ORF Lange Nacht der Museen, 1. Oktober 2022, 334 Besucher*innen
- re:pair FESTIVAL, 15. Oktober bis 6. November 2022, mit Festivalzentrale im Volkskundemuseum: 22 Tage, über 150 Veranstaltungen und 3.200 Besucher*innen an mehreren Orten. Tina Zickler

WORKSHOPS/TAGUNGEN

- Workshop zu Museen divers denken und verändern im Rahmen des Jahrestreffens ARGE Inklusives Museum, 24. Mai 2022
- QWIEN: Queering Volkskunde – LGBTIQ*-Themen in Kulturanthropologie, Europäischer Ethnologie und Empirischer Kulturwissenschaft, 9. Juni 2022
- INJÖST: 31. Internationale Sommerakademie „Zedaka“ (hebräisch: Gerechtigkeit) – Jüdische Wohlfahrt und Armenfürsorge bis 1938, 6. bis 8. Juli 2022
- Jubiläumsveranstaltung: Wiener Tschech*innen und Slowak*innen 2022, 7. bis 9. Oktober 2022
- Initiative Minderheiten, Symposium: Minoritäre Allianzen in Zeiten von Identitätspolitik, 11. und 12. November 2022
- 300 Jahre Ludwig-Boltzmann-Institut für Grund- und Menschenrechte, Tagung: Human Rights Talk. Wem gehört das Weltkulturerbe?, 1. Dezember 2022
- Workshop: Commons & Co-Creation. Wasser Teilen im Museum. Austausch- und Diskussionsworkshop (für geladene Gäste), 6. Dezember 2022

#STANDWITHUKRAINE

- Botschaft der Ukraine in der Republik Österreich: Wyschywanka-Tag mit Präsentation von Bildern des Iwan-Hontschar-Museums, 19. Mai 2022
- Youkraine: The week of ArtUkraina. Verkauf von Kunstwerken ukrainischer Künstler*innen zur Unterstützung ukrainischer Sanitäter*innen, 4. bis 9. Dezember 2022

AKTIVITÄTEN FÜR MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

- Führung Erinnerungskultur am Beispiel Luftschutzbunker im Schönbornpark
- Exkursion ins Bezirksmuseum Josefstadt
- Tagesausflug nach Eisenstadt
- Kurator*innenführung @ QMV – *Historisiert Euch!*
- Führung Weihnachtskrippen-Gespräch
- Exkursion nach Rechnitz und zur Jubiläumsausstellung *100 Jahre Burgenland* in der Burg Schlaining
- Ganztagesexkursion in das Marchfelder Schloßereich
- Kurator*innenführung *Die letzten Europäer – Jüdische Perspektiven auf die Krisen einer Idee*
- Führung durch die Sonderausstellung *arm & reich* im Dom Museum Wien
- Kurator*innenführung *Jetzt im Recht! Wege zur Gleichbehandlung*

Projekte und Forschung

- EU-Projekt TREASURES Schätze aus Zentraleuropa. Kultur Natur Musik im Förderprogramm INTERREG V-A Slowakei-Österreich, bilaterales Ausstellungsprojekt, Oktober 2017 bis Dezember 2022, verlängert bis November 2023, Projektleitung: Claudia Peschel-Wacha
- Performing Primal Communism. Projektleitung: Paul-Julien Robert, Forschungssitz: Akademie der bildenden Künste Wien (Institut für bildende Kunst | IBK), Projektteam: Thomas Marschall, Elisabeth Schäfer, Ida Clay. FWF PEEK-Projekt [AR568], bis Jänner 2023
- Realfiction Klimarechnungshof. Klimaschutz zwischen wissenschaftlicher Evidenz und demokratischer Kontrolle, Projektteam:

Alexa Färber, Milena Bister, Anna Echterhölter, Alexander Martos, Herbert Justnik

- WASSER TEILEN – Nachhaltigkeit, Gemeinschaftlichkeit, Friedensstiftung, Oktober 2022 bis Mai 2023, Konzept und Organisation: Regina Hügli, Projekt Sharing Water, One Body of Water Association, Team Volkskundemuseum: Magdalena Puchberger, Katrin Prankl, Gesine Stern
- Ein Museum – Ein Objekt – Eine Erzählung. Virtuelle Galerie zur NS-Provenienzforschung und Restitution in österreichischen Museen, Sammlungen und Bibliotheken. Team Volkskundemuseum: Maria Raid, Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Claudia Spring
- Ausgedient – Die Geschichte der modernen Wegwerfgesellschaft, im Rahmen der European Partnership on the History of Waste des House of European History (Brüssel). Team Volkskundemuseum: Magdalena Puchberger, Lena Nothdurfter

Sammlungen

- Zuwachs (Sammlungen ohne Fotosammlung): 409 Inventarnummern (ÖMV/89.518 bis ÖMV/89.926), darunter 369 Schenkungen, 33 Objekte aus Altbestand, 2 Objekte aus Legaten und 5 angekaufte Objekte
- Zuwachs Fotosammlung: 299 Inventarnummern (pos/68.205 bis pos/68.397; dia/19.463 bis dia/19.569; neg/15.170). In Einzelobjekten betrug der Zuwachs 5.008
- Leihverkehr: 4 externe Leihgaben, 7 externe Dauerleihgaben, 110 Objekte für interne Ausstellungen aus dem eigenen Sammlungsbestand, 296 Dauerleihnahmen
- Digitalisierung: 90.925 (2021: 84.580) Karteikarten in der Sammlungsdatenbank M-Box erfasst. Das Konzept für eine neue Online-Plattform, die alle digitalen Angebote des Museums, der Bibliothek und des Archivs bündelt, wurde adaptiert und beim Call *Kulturerbe digital* des BMKÖS eingereicht (Einreichfrist 31. Jänner 2023)

Bibliothek

- 135 ins Besucherbuch eingetragene Nutzer*innen
- Gesamtdatenbestand: 62.511 (2021: 61.372) Titel
- Schriftentausch: 176 Tauschpartner weltweit

Archiv

- Ordnung, Verzeichnung und Verschachtelung: Archivbestand des Vereinsinventars des Gebirgstrachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereins „D'Achenseer“, Unterlagen zum österreichischen Museumspreis aus den Jahren 1988 bis 2001, Pressearchiv, Bestand der Klischeeabzüge (K-Nummern)
- Beginn der Umstellung von der chronologischen Ordnung auf eine thematische bzw. bestandsbildende Ordnung

Provenienzforschung

- Vorbereitung der Ausstellung *Gesammelt um jeden Preis!*, Eröffnung am 21. April 2023
- Fund eines Konvoluts Notizbücher von Konrad Mautner im Grafikdepot. Es wird ein Nachtragdossier erstellt
- Abschluss der Erb*innensuche der Rechtsnachfolger*innen von Wilhelm Hernfeld. Die Restitution erfolgt 2023
- Kontinuierlich vertiefte Recherchen zu einzelnen Erwerbungen
- Vorbereitungen für anstehende Restititionen

Verlag

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

- Neue Serie Band LXXVI Gesamtserie Band 125 Heft 1 2022
- Neue Serie Band LXXVI Gesamtserie Band 125 Heft 2 2022

NACHRICHTEN. VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- 57. 1/2022. Jänner, Februar, März
- 57. 2/2022. April, Mai, Juni
- 57. 3/2022. Juli, August, September
- 57. 4/2022. Oktober, November, Dezember

Publikationen von Mitarbeiter*innen

BEITRÄGE

- Matthias Beitzl: Die Welt besser machen? Eine kleine Träumerei. In: Museumsverband Niedersachsen und Bremen e. V. (Hg.): *museums:zeit 2022 / Gesellschaftliche Relevanz der Museen – Nachhaltig. Digital. Divers* (=Mitteilungsblatt Neue Folge Bd. 79). Hannover 2022, S. 9–10.
- Matthias Beitzl: Wie nachhaltig? Und wie der 24. Februar 2022 diese Frage erweitert. In: Landesstelle der nichtstaatlichen Museen in Bayern beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): *Gezielt/Nachhaltig/Sammeln. 21. Bayerischer Museumstag, 22.–24.9.2021 in Friedberg. München 2022, S. 26–29.*
- Astrid Hammer: Climate Change and Its Effects on Indoor Pests (Insect and Fungi) in Museums. In: Querner u. a.: *Climate*, Bd. 10, Nr. 7, 2022, S. 103. Online: <https://doi.org/10.3390/cli10070103>.
- Kathrin Pallestrang: Bericht über die Tagung „Mode und Gender“, 26. und 27. Mai 2022 mit anschließendem Jahrestreffen des netzwerk mode textil in Zürich, 28. und 29. Mai 2022. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie* Bd. LXXVI, Gesamtserie Bd. 125, H. 2, S. 301–307.
- Kathrin Pallestrang: „Wir Tiroler sind lustig. Die Rolle der Volksmusik für den Tourismus“, Sonderausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck, 10. Juni bis 27. November 2022. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie* Bd. LXXVI, Gesamtserie Bd. 125, H. 2, S. 338–343.
- Claudia Peschel-Wacha, Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger: The Octogon. Zwei Plastiken mit geschreddertem Material von den Gedenkstätten des Terroranschlags vom 2. November 2020. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie* Bd. LXXVI, Gesamtserie Bd. 125, H. 2, S. 285–297.
- Claudia Peschel-Wacha, Katja Brunn: Bericht über das 54. Internationale Keramik-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Landau an der Isar, Deutschland. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie* Bd. LXXVI, Gesamtserie Bd. 125, H. 2, S. 314–320.

- Magdalena Puchberger: „Niederösterreich und Wien – Szenen einer Ehe. Ein audiogeführter Rundgang durch das Museum Niederösterreich“, Sonderausstellung im Haus der Geschichte. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie* Bd. LXXVI, Gesamtserie Bd. 125, H. 2, S. 332–338.
- Katharina Richter-Kovarik: „Slovenský drotár vo Viedni“. In: *Ansichten/Pohlády, Zeitschrift der SlowakInnen in Österreich, XXXVII. Jg., Nr. 4, 2022, S. 17.*
- Claudia Spring: The collection of Albert Pollak in the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna: seized – acquired – restituted – involuntary donated – restituted. In: *Network of European Restitution Committees on Nazi-Looted Art, Newsletter, Mai 2022, S. 29–30.* Online: https://provenienzforschung.gv.at/wp-content/uploads/Network_Newsletter_Nr-13_2022-05.pdf

Kulturvermittlung

- 6.248 Nutzer*innen der Vermittlungsangebote
- Konzipierung und Gestaltung der Passagenausstellung *Was hat das mit mir zu tun? Kulturvermittlung im Volkskundemuseum Wien*
- Projekt *Apropos Objekte*: Podcast-Workshops gemeinsam mit gecko art, Produktion von 154 Audiobeiträgen
- K3-Projekte mit Lehrlingsgruppen, gefördert von OEAD, in Kooperation mit dem Audiokünstler Gammon bzw. RE.SI Slow Fashion.
- Projekt *Theaterlabor* gemeinsam mit Klient*innen von unik.at im Rahmen von Kultur-Transfair X, Hunger auf Kunst und Kultur
- Arbeit am Vermittlungsarchiv

KOMMUNIKATION UND MEDIEN

- Newsletter
- 41 Aussendungen
- 4.021 Abonnent*innen

HOMEPAGE

- User: 130.267 (2021: 120.966, +7,1 %)
- Sitzungen: 178.987
- Sitzungsdauer: 2 Min.

SOCIAL MEDIA

- Facebook-Abonent*innen: 6.711 (2021: 6.519)
- Instagram-Follower @volkskundemuseumwien: 5.946 (2021: 5.260)
- Instagram-Follower @textileclothingcoll.vkmvienna: 1.059 (2021: 766)
- Twitter-Follower @Volkskundemuse: 1.041

DRUCKSORTEN

- Folder, Plakate und Banner zu 4 Sonderausstellungen
- Begleithefte zu 5 Ausstellungen in der Passage
- 4 Ausgaben der Nachrichten Volkskundemuseum Wien

MEDIENPRODUKTION

- 3 Filme im Rahmen von European Partnership on the History of Waste des House of European History (Mike Kren)
- Audioformat Hörgang zum Thema Soja im Museum (DE/EN)
- Teaser-Video zum re:pair FESTIVAL
- Teaser-Video zum Museums-Speed-Dating

Kooperationspartner*innen

Akademie der bildenden Künste Wien – Kunstsammlungen, Albertina, Amerika Institut, Amnesty International Österreich – Netzwerk Frauenrechte, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung – Kulturabteilung, ARGE Inklusives Museum, Atelier Seniorenbund (im Rahmen der Initiative Achtsamer Achter), AusTraining Lern.ziel GmbH, Beacon Wave (Iași/Rumänien), Bezirk Josefstadt, Bezirksmuseum Josefstadt, BÖKWE, Brunnenpassage, Bundesdenkmalamt, Cape10 im Sonnwendviertel, Caritas der Erzdiözese Wien, Club Wien, Complexul Muzeal National Moldova Iași (Iași/Rumänien), CPA di Giuseppina Bomba (Lanciano/Italien), DIG Diakonie in der Gemeinde, Donau-Universität Krems – Institut für Kulturgeschichte und Museale Sammlungswissenschaften, dotdotdot – Verein zur Kultivierung der kurzen Form, E.S.E.L. KG – Kunst Kommunikation Gesellschaft, Espacio Rojo (Madrid/Spanien), Ethniko Kentro Erevnas kai Diasosis Sholikou Ylikou (Athen/Griechenland), Familienbund Wien, familybox – Pädagogisches Bildungsinstitut,

Forscherteam Wiener Unterwelten, Forum Obdach Wien, Fundacion Uxio Novoneyra (Lugo /Spanien), gecko art, GIF – Gesellschaft unabhängiger iranischer Frauen in Österreich, Gleichbehandlungsanwaltschaft des Bundes, Haus der Europäischen Geschichte (Brüssel), Heeresgeschichtliches Museum, Hunger auf Kunst und Kultur, ICOM Österreich, IG Bildende Kunst, IG Kultur, INDI – Individualisiertes Arbeitstraining, Insieme per Camminare (Rossano /Italien), KoGa Jugendtreff Kochgasse, Kommission für Provenienzforschung, kultur & gut e. U., kulturen in bewegung – Vienna Institute for International Dialogue and Cooperation, Kunsthistorisches Museum Wien, labprojects kulturverein – Tina Zickler, Leopold Museum, MA 57 – Frauenservice Wien, Möbelmuseum Wien, Museums for Future, Museum für angewandte Kunst, Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien, Muzeum Etnograficzne oddział Muzeum Narodowego w Poznaniu (Posen /Polen), Museumsbund Österreich, Museumsmanagement Niederösterreich, Musisches Zentrum Wien, Nachhaltiger Achtsamer 8., Naturhistorisches Museum Wien, NÖ Card, OeAD, One Body of Water Association – Regina Hügli, Orange the World mit Soroptimist Austria und UN Women, ORF Lange Nacht der Museen, Ö1 Club, Österreichische Galerie Belvedere, Österreichische Kinderfreunde – Landesorganisation Wien, Österreichische Mediathek – Technisches Museum Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Österreichische UNESCO-Kommission, Österreichischer Integrationsfonds, Pavelhaus/Pavlova hiša, Photoinstitut Bonartes, Queer Museum Vienna, queraum.kultur- und sozialforschung, RE.SI Slow Fashion, Science Center Netzwerk, Slowakisches Nationalmuseum – Historisches Museum, Slowakisches Nationalmuseum – Musikmuseum, SOS Mitmensch Pass Egal Wahl, Stadtgemeinde Marchegg, Technisches Museum Wien, Theater in der Josefstadt – JosefstädterKarte, Theatermuseum Wien, UniNEtZ, Universität Wien – Institut für Europäische Ethnologie, Universitätsbibliothek Wien, unik.at – Verein Humanisierte Arbeitsstätte, Verein NEUSTART, Verein Promenz, Verein wienXtra-Kinderaktivtage, Verein wienXtra-Schulevents, Vienna City Card /Wien-Karte, weltgewandt e. V. (Berlin), Weltmuseum Wien, Wiener Hilfswerk, WUK CoachingPlus

Wir danken unserem Hauptsponsor Erste Bank.

**„Ausgepackt. Textilien in (Alltags-)Kulturmuseen“, Expert:innen-
gespräch im LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches
Landesmuseum für Alltagskultur, 19. bis 20. August 2022**

„Ausgepackt“ – unter diesem Titel wurden am 19. und 20. August 2022 nicht etwa neueste Enthüllungen aus Kronzeug:innen-Mund publik. Vielmehr traf in der Gaststätte „Zum Weißen Roß“ im LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, eine etwas mehr als zwanzigköpfige Runde aus Deutschland und Österreich zu einem „Expert:innengespräch“ über „Textilien in (Alltags-)Kulturmuseen“ zusammen. Besonders um textilen Hausrat ging es dabei, also zum Beispiel um Betthäubchen, Handtücher und Tischtücher – ein für die frühe Neuzeit grundlegend von Jutta Zander-Seidel bearbeitetes,¹ ansonsten bis heute aber kaum erforschtes Thema. Etwa deshalb, weil es unergiebig, uninteressant und irrelevant wäre? Keineswegs, machte einleitend *Lioba Keller-Drescher* vom Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster deutlich, wobei sie einen Bogen von eigenen Erfahrungen mit dem ungenutzten textilen Erbe verstorbener weiblicher Verwandter zum Übergang nicht gänzlich aufgebrauchter Textilien in musealen Sammlungen schlug. Klar, man müsse sich nicht darauf versteifen, dass „jedes Handtuch ein Repräsentant des Weltgeschehens“ sei, „aber wenn man sich Mühe gibt, dann würde man das schon auch begründen können“ – was von den geladenen Referent:innen im Weiteren dann auch des Öfteren demonstriert wurde. Keller-Drescher hatte die Veranstaltung zusammen mit *Jan Carstensen* (Freilichtmuseum Detmold) und assistiert von *Maria Sigl* und *Karen Vogelsang* (Universität Münster) organisiert; der Verfasser war an der Entwicklung des Konzepts als Gesprächspartner beteiligt gewesen und in Detmold als Zuhörer und Mitdiskutant dabei.²

- 1 Jutta Zander-Seidel: *Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650* (=Kunstwissenschaftliche Studien, 59). München 1990.
- 2 Im Rahmen eines International Fellowships im Wintersemester 2021/22 am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster. Dieser Bericht greift einige Überlegungen aus dem von Maria Sigl und mir gestalteten Resümee am Ende der Veranstaltung auf.

Den Anlass für das Expert:innengespräch bot das Projekt *Textilland/Landtextil*,³ in dem das Münsteraner Institut in Kooperation mit dem Freilichtmuseum Detmold derzeit den Bestand „Haustextilien und regionale Trachten“ des Freilichtmuseums erforscht, was fürs Erste so viel bedeutet wie: auspacken. Handelt es sich doch um einen ausgesprochen gut verpackten Bestand; bestens konserviert und aufbewahrt und gleichzeitig wegen der klimatischen Bedingungen am Museumsgelände schwer ausstellbar – weshalb man in Detmold inzwischen häufig dazu übergegangen ist, anstelle der empfindlichen sogenannten Originale Reproduktionen zu zeigen. Was verraten die im Depot zutage tretenden Objekte über die Produktions- und Konsumgeschichte von Textilien in den klassischen Textilregionen Westfalens? Wie kann mit der Kategorie des Ländlichen umgegangen werden, die vielfach mit Phänomenen der Modernisierung – Kleidermoden etwa – kontrastiert, nur selten aber mit ihnen assoziiert wird? Und von welchen Praktiken und Konzepten des Sammelns und der Musealisierung zeugen die Objekte? Solche Fragen fanden ihre Resonanz bei den Referent:innen – Kulturwissenschaftler:innen, Historiker:innen, Museums- und Sammlungsleiter:innen, Depotmanager:innen, Ausstellungsmacher:innen und Restaurator:innen –, die Erfahrungsberichte und Problemskizzen, Denk- und Tatanstöße aus ihren jeweiligen Arbeitsfeldern mitbrachten und in der Runde zur Diskussion stellten.

Das Schlüsselreferat vorneweg kam von *Gudrun M. König*, die aus dem 2019/20 durchgeführten Lehrforschungs- und Ausstellungsprojekt *Mode. Land* des Masterstudiengangs Kulturanalyse und Kulturvermittlung der TU Dortmund heraus ihre Überlegungen entwickelte. „Ausgepackt“ worden war im Projekt das nachgelassene

Siehe auch die im Februar 2023 erschienene Zusammenfassung der Veranstaltung von Maria Sigl unter https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/organisation/mitarbeiter/zusammenfassung_ausgepackt_textilsammlungen_in_alltagskulturmuseen_hp_final.pdf. Dieser Text und der hier vorliegende Bericht entstanden unabhängig voneinander, weisen aber sich ergänzende Perspektivierungen auf. Bei Maria Sigl bedanke ich mich für den anregenden Austausch vor, während und nach Detmold.

- 3 Nähere Informationen dazu unter: https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/forschung/projektbeschreibung_textilland-landtextil.pdf.

Fotoglasplatten-Konvolut des Textilfabrikanten Carl Bauer, nach 1900 Mitbesitzer einer Leinen-, Halbleinen- und Gebild-Weberei im westmünsterländischen Laer, die Bettwäsche, Hand- und Tischtücher produzierte. Mit den Glasplatten rückte ein marginalisierter Aspekt der Fotografiegeschichte in den Blick, die Privatfotografie. In seiner Freizeit leistete Bauer sich das teure Vergnügen, mit der Kamera das Leben seiner Familie festzuhalten. Auf manchen Fotografien sieht man deren Mitglieder etwa an einem Gartentisch sitzend, der anfangs unbedeckt war und nach 1914 dann mit einem Tuch „bekleidet“ wurde.⁴ Wohl relativ absichtslos bannte Bauer damit auf die Platte, wie mit dem Tischtuch die Moderne in die Lebenswelt dörflicher Eliten einzog. Material, Farbe und Musterung der Tücher sind auf den Fotografien oft schwer zu identifizieren, was zum Vergleich mit musealen Sammlungen einlädt. König plädierte für eine „Sammlungsarchäologie“ (Ulfert Tschirner), die gerade den weniger „machtvollen“ – weil weniger Anmutungsqualität und symbolisches Kapital sowie geringere Erhaltungs- und Überlieferungschancen besitzenden – Dingen besondere analytische Sensibilität widmet. Die Haushaltswäsche, bis ins 18. Jahrhundert großteils häuslich von Frauen produziert und bis ins 20. Jahrhundert von Frauen als Aussteuer in die Ehe eingebracht, sei das vielleicht „machtloseste Objekt“. Es werde unter den Aspekten „Frauen-Arbeit“ und „Frauen-Nutzung“ und als (vermeintliche) Alltags-Banalität abgewertet. Der damit nachdrücklich betonte Gender-Aspekt wurde die beiden Tage über in Detmold öfters aufgegriffen und reflektiert, wobei Brücken vom Haushalt in die Museen und Sammlungen früher und heute geschlagen wurden: Jan Carstensen etwa meinte, dass Textilien in Museen nach wie vor als „weibliche Domäne“ gelten;⁵ er thematisierte sein „Fremdeln“ mit diesem Feld materieller Kultur. Dass in der Runde lediglich drei Männer ausgemacht wurden, von denen zwei sich zudem eher als

- 4 Vgl. Catharina Feddersen: Das Heim. Die Industrialisierung des Geschmacks. In: Michaela Haibl, Gudrun M. König (Hg.): Mode. Land. Ein Textilfabrikant fotografiert, 1900–1925. Münster, New York 2020, S. 141–159, hier S. 142 f.
- 5 Ähnlich hatte Lou Taylor 2004 aus kleidungs- und sammlungsgeschichtlicher Perspektive gezeigt und reflektiert, „that most dress curators, the world over, were and are women“. Lou Taylor: Establishing Dress History (=Studies in Design). Manchester, New York 2004, S. 311.

„Laien“ sahen, schien dem Befund nicht eben heftig zu widersprechen – während gleichzeitig der Titel „Expert:innengespräch“ dagegen Stellung bezog, binäre Klassifikationen in „männlich“ und „weiblich“ unreflektiert fortzuschreiben.

Anders als König präsentierten die weiteren Referent:innen Museen mit ihren Sammlungen, Projekten und Zukunftswünschen sowie aktuelle Ausstellungsprojekte. Auf die 1982 abgerissenen Produktionsanlagen in Laer folgte als nächster gedanklicher Schauplatz kein geringerer als die erste Fabrik auf dem Kontinent: die einstige Baumwollspinnerei Cromford, gegründet 1783/84 im rheinischen Ratingen, die als Bauwerk bis heute erhalten ist. Seit 1984 ist hier, als Teil des LVR-Industriemuseums Rheinland, die „Textilfabrik Cromford“ untergebracht, deren Leiterin *Claudia Gottfried* das „textile Sammeln“ ebendort erörterte. Das Museum – als politisch gewollte Reaktion auf Deindustrialisierungsprozesse in der Region entstanden – hatte anfangs keinerlei Bestände. Wo einst „Horror vacui“ herrschte, sind jetzt etwa 18.000 Objekte vorhanden. Von Beginn an sollte dabei keine klassische kostüm- und modegeschichtliche Sammlung angelegt werden. Gesammelt wurde und wird bis heute vor allem tatsächlich getragene – gern auch mehr oder weniger abgetragene – Alltagskleidung. Schon im Gründungstext des Museums kam der politische Wille zur „größtmöglichen Mitwirkung der Bevölkerung“ am Sammlungsaufbau zum Ausdruck. Gottfried brachte dafür anschauliche Beispiele teils aufgeforderter, teils unaufgeforderter Partizipation (ab und zu auch Partyzipation, wenn das Museum Kleidertauschpartys veranstaltet). Künftig müsse das „partizipative Sammeln“ in einem erweiterten Kreis verschiedenartiger Akteur:innen noch gesteigert werden, „wenn wir [mit den aktuellen Anforderungen an die Museumsarbeit in Ratingen, Anm. R. B.] überhaupt noch klarkommen wollen“. In diesem Kontext beschrieb Gottfried auch die Schwierigkeit, dass dem Museum immer wieder Objekte aus dem textilen Familiengedächtnis angeboten würden. Aus „Mitleid mit den Objekten“ diese anzunehmen, sei angesichts voller Depots und der längst zu konstatierenden Notwendigkeit zum „Entsammeln“ problematisch. Wichtig sei ein qualifizierendes Sammeln, das gezielt bestimmte Objektgruppen im Hinblick auf geplante Ausstellungen suche. Gottfried nannte den Klimawandel, Tierwohl und nicht zuletzt Fast Fashion als aktuelle Themen. Sie stehen beispielhaft

für die in Ratingen stets gesuchte Gegenwartsrelevanz. Angesichts solcher Erfordernisse nicht in Wissenschaftspopulismus und Enthistorisierung zu verfallen, gehört zum „Klarkommen“ freilich auch dazu und gelingt in Ratingen (so der Tenor der Diskussion) musterhaft.

Ebenfalls Musterhaftes bot danach *Hermann Josef Stenkamp* an, nämlich sogar „Muster, Muster und noch mehr Muster“, so der Titel seines Referats. Die bei Gottfried spürbare Last und Lust voller Depots verdichtete sich in dieser Präsentation noch – so sehr, dass es dem Publikum heiter schauderte. Denn Stenkamp nimmt es sportlich, was sich beim Auspacken an Abgründen vor ihm auftut. Als Leiter des „TextilWerk Bocholt“ – einer Museumsfabrik des LWL-Industriemuseum/Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur – hütet er einen „Schatz“ und eine „Altlast“: die Muster- und Geschäftsbücher, Journale, Garn- und Faserproben, Musterdecken und andere Hinterlassenschaften von insgesamt 110 Textilbetrieben vor allem des Westmünsterlands, von Baumwollspinnereien etwa, Teppichwebereien, Strickereien, Stickereien, Bandwebereien u. a. m. Der „Untergang“ dieser Industrie sei doch von erheblicher „Sammlungs- und Rettungshysterie“ begleitet gewesen. Stenkamp kommt es auf die industrielle Dimension, auf die Masse an: Eine große Zahl einfacher Gewebe diene als serielle Quelle für textiles Fachwissen, maschinelle Produktionsmöglichkeiten, Textilqualitäten und -bezeichnungen. So sei der Zugriff aufs Textile von der Produktionsseite her möglich. Die nötige Erhaltung und Bearbeitung der Objekte erzeugen freilich durchaus dramatische Probleme; dann etwa, wenn – wie aktuell angedacht – der bereits dreimal umgelagerte Bestand künftig statt auf 700 auf nur 150 Quadratmetern Platz finden soll. Solchen Problemen begegnet Stenkamp aber mit relativer Gelassenheit und mit Witz. In der Diskussion wurde der Anspruch von Industriemuseen, das Erbe der Textilindustrie zu bewahren, zu vermitteln und zu erforschen, mit den Erfordernissen praktischer Museumsarbeit kontrastiert: Das nicht selten „notgerettete“ Material erfordert Stellfläche, das Sortieren und Aussondern, Ordnen und Verzeichnen – und dies alles bei einem (ähnlich wie in Ratingen) allzu niedrigen Personalstand. Umso mehr ist der Museumsleiter gefordert, sich zum Allround-Experten (oder zum universalen „Dilettanten“ im besten, fröhlichsten Sinn des Wortes?) zu entwickeln. Stenkamps Insistieren darauf, die Masse nicht übereilt zu reduzieren, liege auf subversive Weise quer zu dem, was

heute sonst oft an Museen gedacht und getan werde, bescheinigte ihm Keller-Drescher in der Diskussion.

Für *Monika Maislinger*, *Barbara Varga* und *Carina Neischl* hatte das Beispiel Bocholt insofern etwas Tröstliches, als ihnen die „eigene Masse“ – nicht in industriegeschichtlicher, sondern „volkskundlicher“ Tradition zustande gekommen – dadurch etwas weniger massenhaft vorkam. Nicht dass in der Textil- und Bekleidungsammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien nicht auch vieles in großer Zahl vorhanden wäre, zum Beispiel an die 600 Fahnenbänder. Zwischenzeitlich hat man sich sogar dazu entschlossen, temporär keine weiteren Objekte mehr anzunehmen. Aber im Vergleich etwas lichter und luftiger ist die Situation dann doch. Dem anstehenden Umbau des Hauses, verbunden mit dessen Räumung und einem Depotumzug, sahen die Referent:innen optimistisch entgegen. Am Wiener Museum hat sich gerade in jüngster Zeit vieles bewegt. Auf einem Social-Media-Account werden zum Beispiel regelmäßig textile Beiträge gepostet. „Citizen Science“ ist ähnlich wichtig wie in Ratingen – und das nicht nur als Schlagwort. Für die Zukunft hat man sich unter anderem die noch effizientere digitale Inventarisierung der Bestände, deren bessere Verstandortung und Lagerung sowie eine Publikation zur eigenen Sammlungsgeschichte vorgenommen. Aus der Perspektive der Textilrestauratorin bzw. Sammlungs- und Depotmanagerin erzählten Maislinger, Varga und Neischl von ihrem Arbeitsalltag, in dem sie es mit sich überlagernden und neu zu etablierenden, sichtbar, anschaulich und handhabbar zu machenden Wissensordnungen zu tun haben: Wie werden Gilets nach Farbe geordnet und ausgepolstert, wie wird eine Linzer Haube verpackt? Weshalb wurde der „Trachtenkarton“ in „Ensembles“ umgetauft⁶ und warum schadet beim „Rückordnen“ von Objekten

6 Weil Franka Schneider recht hat: Einzelobjekte eines „Trachtenensembles“ wurden im früheren musealen Verständnis als unselbstständige Objekte verzeichnet, um sich in einen vermeintlich organischen ganzheitlichen Zusammenhang („Tracht“) einzufügen. – Dies.: Tracht als Karteikarte. Zur relationalen Materialität von Museumsdingen. In: Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Angela Treiber (Hg.): *Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken*. 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 26.9.2013–28.9.2013 in Nürnberg. Würzburg 2015, S. 527–533.

fotografisches Gedächtnis nicht? In der Diskussion des Referats wurde unter anderem auf die in Wien durchgeführten Arbeiten zur Verschlagwortung der Objekte eingegangen. In den Wortmeldungen kamen Problemstellungen wie das Überführen von „Altdaten“ in neue übergeordnete Datenbankstrukturen und der Mangel an standardisierten, museumsübergreifenden Thesauri im Hinblick auf Textil und Kleidung zur Sprache.

Über ein teilweise ähnliches Knowhow mit einer Ästhetik musealer Ordnungen wie Maislinger, Varga und Neischl – bei teilweise verwandten „volkskundlichen“ Objekten und Wissensordnungen – verfügen *Katharina Schlimmgen* und *Sandra Schollähn*, die anschließend zur Besichtigung von Textilwerkstatt und -sammlung in Detmold einluden. Als Schlimmgen 1990 ihren Dienst als Sammlungsmanagerin antrat, gab es noch kein Textilmagazin. Auch wenn Schlimmgen nur einen geringen Teil ihrer Arbeitszeit ausschließlich den Textilien widmen konnte, haben sich Lagerung, Sortierung und Inventarisierung der Objekte seither sehr verbessert. Erst dadurch wurde der Stellenwert von Haushaltstextilien innerhalb des Bestands deutlicher bewusst und auch für Ausstellungen genutzt. Problematischerweise fehlte stets eine fixe Textilrestaurator:innenstelle; das Projekt *Textilland/Landtextil* eröffnet hier erstmals die Chance einer weniger prekären Anstellung für die Restauratorin Schollähn. Die Sammlung sei „sehr normal“, bremste Schlimmgen die Erwartungen der Besucher:innen. Eine bessere Steilvorlage für alltagsgeschichtlich Interessierte hätte sie kaum liefern können, zumal Keller-Drescher in ihren Einleitungsworten zur Veranstaltung die Bedeutung der (vermeintlichen) „Nicht-Highlights von Museen und Sammlungen“ betont hatte. Eine der vielen kleinen Sensationen war ein schulterfreier violetter Badeanzug, Modell „Orchidee“, von Heinzelmann, der zum Nachdenken über Kultur und Körperbilder der westdeutschen 1950er anregte. Das Stück war als Teil eines Konvoluts – das unter anderem einen Teppich, Wäsche, Kleidung und Gartenmöbel beinhaltet – 2010 aus Familienbesitz ans Museum gekommen. Der Anteil der „Frauenkleidung“ am Detmolder Kleidungsbestand liege bei 90 Prozent, so Schlimmgen. Doch wie eindeutig lässt sich „Frauenkleidung“ als solche klassifizieren? Und sollte sie denn stets eindeutig von „Männerkleidung“ unterschieden werden? Der in Detmold konstatierte Mangel an „Männerkleidung“ ist jedenfalls keineswegs

Detmold-spezifisch. Ulrike Langbein hat 2019 auf die an Museen verbreitete Argumentation hingewiesen, „Männerzeug“ werde den Häusern seltener angeboten, sei langweilig, weniger schön, weniger ausgefallen. Ein bürgerlich-selektiver feminisierender Blick wirke bis heute in museale Sammlungs- und Wissensordnungen hinein – und sei zu hinterfragen.⁷ Warum also nicht auch in Detmold die weniger feminisierten „Orchideen“ suchen?

Den zweiten Veranstaltungstag eröffnete *Maria Spitz*, die eigenen Angaben zufolge aus „the middle of nowhere“ angereist kam – nämlich aus Mettingen, einer Gemeinde im Tecklenburger Land im nördlichen Westfalen, an einem zurzeit nur von Güter- und Museumszügen frequentierten Eisenbahngleis. Ebendort hat die Unternehmerfamilie Brenninkmeijer/Brenninkmeyer (affirmativ genealogisch gesprochen) ihre „Wurzeln“. Den einstigen Leinen- und Wanderhändlern („Tüötten“) gehört heute C&A. Auf einem ehemaligen Produktionsgelände in Mettingen gründeten sie 2009 die „Draiflessen Collection“,⁸ an der Spitz als Kuratorin wirkt. Neben der Unternehmens- und Familiengeschichte werden dort wechselnde Kunstausstellungen präsentiert, es gibt einen Studiensaal zu Buchkunst und Grafik, eine Plattform für Familienunternehmensforschung und ein ambitioniertes museumspädagogisches Angebot; die Finanzierung von alledem mutet traumhaft an. 2021 zelebrierte C&A – bekannt für sein Angebot für breite Kund:innenkreise – sein 180-Jahr-Jubiläum mit einer „Archive Collection“: Designer:innen von C&A ließen sich dafür von C&A-Modellen der 1960er bis 1980er Jahre in der Draiflessen Collection inspirieren, die Ergebnisse wurden 2022/23 in Mettingen ausgestellt. Die „Story dahinter“ ist laut Onlineshop eine „Reise in die Vergangenheit“, an den „Heimort“ der Firmengründer.⁹ Eine „Symbiose“¹⁰ von Archiv und Kollektion, Story und

7 Ulrike Langbein: Die Macht des Selektiven. Ein kulturalistischer Blick auf musealisierte Kleidung. In: Gudrun M. König, Gabriele Mentges (Hg.): *Musealisierte Mode. Positionen, Thesen, Perspektiven*. Münster, New York 2019, S. 107–119, hier S. 112.

8 Der Name wurde aus der Geheimsprache der Tüötten abgeleitet: „drai“ verweist auf „drei, Dreifaltigkeit, drehen, Handel treiben“, „flessen“ auf „Flachs, Leinen, Heimat“. <https://www.draiflessen.com/articles/9?locale=de> (Zugriff: 26.1.2023).

9 <https://www.c-and-a.com/at/de/shop/ueber-archive-at> (Zugriff: 26.1.2023).

History, ästhetisierendem und historisch-kritischem Blick? Spitz machte deutlich, dass bei der Konzeption der Ausstellung ein Spannungsfeld heterogener Expert:innen, Wissensformen und Zugänge, von kommerziellen und musealen Interessen beherrscht, behutsam und theoretisch reflektiert betreten wurde. Man bekam Lust, in den Bus nach Mettingen zu steigen; eine Reise nach Lübeck schien gleich anschließend aber auch angebracht.

Angela Huang, Leiterin der Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraumes am Europäischen Hansemuseum Lübeck, stellte mit der Projektmitarbeiterin *Kathrin Hüing* die 2022/23 gezeigte Sonderausstellung des Museums, *Guter Stoff. Textile Welten von der Hansezeit bis heute*, vor. Die Geschichte der Hanse seit dem Mittelalter – angestoßen durch den frühen Massenkonsum textiler Alltagswaren in wachsenden Städten und durch protoindustrielle Massenproduktion – wurde in der Ausstellung als eine „textile Vernetzungsgeschichte“ gelesen. Der Absatz der westfälischen Leinwand auf dem englischen Markt besonders im 15. Jahrhundert könnte als ein Beispiel dafür herausgegriffen werden. Da das Lübecker Museum keine eigene textile Sammlung besitzt oder anzulegen plant, wurde die Ausstellung ausschließlich mit internationalen Leihgaben bestückt, die der Weite des hanseatischen Wirtschaftsraumes entsprachen; ein Beispiel dafür sind archäologische Funde von Stoff-Fragmenten des 14./15. Jahrhunderts aus dem Stadtmuseum in Tartu. Die Ausstellung erkundete die Themen „Konsum und Mode“, „Produktion“, „Handel“ und „Nachhaltigkeit“ in globaler Dimension, dabei immer wieder zu brisanten zeitgenössischen Problemen vorstoßend. Zum ambitionierten Vermittlungskonzept gehörte es, Interessierte einzuladen, Kleidungsstücke und Geschichten dazu einzusenden: Unter dem Motto „Gebt uns euren Stoff!“ wurden persönliche und außergewöhnliche Geschichten rund um Textilien gesucht und gesammelt. Der mediale Aufsehen erregende Aufruf sensibilisierte für den Kontrast zwischen der einst oft über Generationen vererbten und aufgetragenen Kleidung und heutiger Fast Fashion.¹¹ Eine schon öfters geführte Debatte entspann sich anschließend an das Referat um das Problem einer

10 <https://www.draiflessen.com/articles/990?locale=de> (Zugriff: 26.1.2023).

11 <https://www.luebeck.de/de/presse/pressemeldungen/view/137409> (Zugriff: 26.1.2023).

Rückprojektion des modernen Begriffs der Mode auf vormoderne Zeiten;¹² in Lübeck hatte man sich unter dem Vermittlungsaspekt für den attraktiven, schillernden Begriff entschieden, um ein breites Publikum für Kleiderkonsum früher und heute zu interessieren.

Ein solches Interesse weckt seit 2010 auch das staatliche Textil- und Industriemuseum Augsburg (tim), wo *Michaela Breil* als Sammlungskuratorin für Textil und Mode zuständig ist. Zumal das tim Bettwäsche, Handtücher oder Tischwäsche so gut wie nie annehme, besitze es vor allem Zeugnisse der Wäscheproduktion. Ein Beispiel dafür sind die Musterbücher der Neuen Augsburger Kattunfabrik (vormals Schöppler & Hartmann),¹³ aus denen sich zum Beispiel ablesen lässt, wie „Satin Augusta“ – ein zu Bettwäsche verarbeitetes Baumwoll- Köpergewebe – mit vielfältigen stilisierten Blättern und Blümchen bedruckt wurde. Sich der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zuwendend, schlug Breil aber auch eine Brücke vom „Blümchen“ zum „Skandal“ und packte das Beispiel „LaBanny“ aus: Die in Augsburg produzierte vollsynthetische Bettwäschemarke der 1970er – „sexy, popig [sic], modern, farbig“¹⁴ – wurde in Anspielung auf den Playboy-Hasen benannt. Die Idee dazu hatte der Textilunternehmer Carl-Maria Diehl – zu dessen Biografie bis heute kaum etwas bekannt ist – aus den USA mitgebracht. In Prospekten räkelteten sich spärlich oder nicht bekleidete Pin-ups, vereinzelt auch Männer, in der Flowerpower-haft bedruckten Wäsche, als Bett diente die „freie Natur“. Als 1970 auch auf einer Textilmesse ein paar Hüllen fielen, war der kommerziell kalkulierte Sittlichkeitsskandal perfekt. Breils Darstellung ließ erahnen, wie lohnend es wäre, „LaBanny“ nicht nur unter Gesichtspunkten der Design- und Musterentwicklung, sondern mentalitäts-, geschlechter- und sexualitätsgeschichtlich zu betrachten: Wie weit ist hier ein Zusammenhang zu zeitgenössischen Forderungen der sexuellen Revolution erkennbar, wie weit die patriarchale und sexistische Herabwürdigung der Subjekte zu „Betthäschen“? Hätte

12 Vgl. Jutta Zander-Seidel: Alles schon mal dagewesen? Narrativ und Lesbarkeit frühneuzeitlicher Kleidung im Museum des 21. Jahrhunderts. In: König, Mentges (Hg.) (wie Anm. 7), S. 59–69, hier S. 59–61.

13 Sie wurden inzwischen aufwändig digitalisiert: <https://calico.timbayern.de/> (Zugriff: 26.1.2023).

14 <https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg/Serie-Folge-98-Als-die-Bettwaesche-bunt-wurde-id31205902.html> (Zugriff: 26.1.2023).

es noch eines weiteren Belegs für die (wenn auch mit Blick auf ganz andere historische Phasen und Zusammenhänge getroffene) Feststellung Huangs und Hüings bedurft, dass das Textile eine „politische Ware“ sei: hier wäre er zu haben gewesen.

Derart skandalös also endete die Reihe der Referate, auf die schließlich noch – vorbereitet durch ein Resümee von *Maria Sigl* und mir – eine Schlussdiskussion folgte: Deutlich wurde darin, dass die verschiedenen bei der Veranstaltung eingebrachten Perspektiven aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Europäischer Ethnologie, Kunstgeschichte, Textilrestauration und Sammlungsmanagement zu einer gewissen Vielstimmigkeit beigetragen hatten. Die Auseinandersetzung mit (Alltags-)Textilien in verschiedenen Museumstypen – wie einem Industrie- oder Freilichtmuseum in einem Landschaftsverband, einem „volkskundlichen“ Museum oder der Draiflessen-Collection – habe zum Nachdenken über das je eigene Profil angeregt, ab und zu aber auch unvermutete Schnittmengen aufgezeigt; so etwa ähnliche Probleme mit vollen Depots und wenig Personal oder in der Konservierung und Lagerung von Objekten. Davon abgesehen hatten sich bei der Veranstaltung zwei Faszinationen gegenseitig inspiriert, teils auch produktiv irritiert: die, die von den Inhalten der Sammlungen ausgeht, und die, die der Geschichte der Sammlungen gilt, ihrer Genese, Entwicklung und Veränderung.¹⁵ Im „Weißen Roß“ war dazu ein entspannter Austausch möglich; wobei die Stimmung ab und zu auch – das sei zuletzt erwähnt – ein wenig melancholisch gefärbt war. Immerhin stand Jan Carstensens Abschied als Museumsdirektor vor der Tür. Und auch Sammlungsmanagerin Katharina Schlinmgen sprach vom bald nahen Ende ihrer Dienstjahre. Umso schätzenswerter war es, die beiden langjährig aufeinander eingespielten Museumsmenschen am Ende noch bei einer Führung durch „ihr“ Zentralmagazin „Fliegerhorst“ in Aktion zu erleben – ein letzter Eindruck, der sich in Detmold einpacken ließ.

REINHARD BODNER

15 Vgl. Lioba Keller-Drescher: Sammlungen als Handlungen verstehen. Die württembergische Landesstelle für Volkskunde als Beispiel. In: Katrin Bauer, Dagmar Hänel, Thomas Leßmann (Hg.): Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände. Münster 2019, S. 65–76, hier S. 65.

„Alles Fake, ganz ehrlich!“, 7. ICOM CECA Austria Conference zum österreichischen Museumstag, und „QUANTENSPRÜNGE – Museum zwischen Kontinuität und Disruption“, 33. Österreichischer Museumstag 2022, Konzerthaus Klagenfurt, 12. bis 14. Oktober 2022

Das Landesmuseum Kärnten, der Museumsbund Österreich und ICOM Österreich luden Mitte Oktober 2022 zum Museumstag nach Klagenfurt am Wörthersee ein. Bereits seit 2016 wird davor die ICOM CECA Konferenz der Kunst- und Kulturvermittler*innen abgehalten. Diese Pre-Conference wurde von National Correspondent Monika Holzer-Kernbichler aus dem Joanneum, Isabell Fiedler (Kunstmeile Krems) und Eva Meran (Haus der Geschichte Österreich) organisiert.

Die ICOM CECA Austria Conference fand am Mittwoch, den 12. Oktober 2022 unter dem Motto „Alles Fake, ganz ehrlich!“ statt. Die eingereichten Beiträge kamen überwiegend aus den Vermittlungsabteilungen unterschiedlichster Museen Österreichs und wurden in die Kategorien „Wissen“, „Glauben“, „Erfahren“ und „Behaupten“ unterteilt. Reflektiert wurden historische und gegenwärtige Produktionen von Wissen, dabei bestehende Machtgefälle, die Deutung von Wahrheiten, Interpretationsspielräume von Fakten oder die Deutungshoheit von Museen. Es wurde gefragt, wie Kulturvermittlung auf immer neue Wissensformen, Wahrheit(en), Meinungen und Realitäten reagieren kann.

Begrüßt wurde das Publikum von *Michael Janik*, dem stellvertretenden Leiter des kärnten.museum. ICOM-Präsidentin *Bettina Leidl* berichtete über die ICOM Generalkonferenz 2022 in Prag, wo eine überarbeitete Museumsdefinition vorgestellt worden ist. In Bezug auf die Aufgaben eines Museums gab es eine Änderung: Man spricht nicht mehr von Vermitteln, sondern von „Interpretieren“. Die offizielle Übersetzung aus der englischen Sprache kündigte Leidl für 2023 an.

Ruth Swoboda, Leiterin des Museums inatura in Vorarlberg, vertrat den Präsidenten des Museumsbunds, Wolfgang Muchitsch. Sie wies auf gegenwärtige Herausforderungen hin, auf die Energiekrise, den Kampf der Museen und Universitäten als Orte der Forschung, die sich gegen Wissenschaftsfeindlichkeit stellen. Ihr Appell lautete, dass Museen ihre Werkzeuge stärker einsetzen sollen, um gehört zu werden.

Monika Holzer-Kernbichler befragte im Eingangsstatement, wie Kulturvermittlung ein kritisches Publikum fördern kann. Das Publikum sehe das Museum immer noch als Ort der „Wahrheiten“ und stelle diese selten infrage. Wie kann man dem entgegenwirken? Eine mögliche Antwort in der Kategorie „Wissen“ gab die freiberufliche Kulturvermittlerin *Angelika Doppelbauer*. In ihrem Vortrag setzte sie sich mit dem Selbstbild der Kulturvermittlung und mit deren Rolle innerhalb des Museumsbetriebs auseinander. Sie forderte mehr demokratiefördernde Methoden, man müsse gesellschaftliche Mitgestaltung stärken und das Museum als offenes Experimentierfeld nützen.

Markus Seethaler (Institut für Philosophie, Graz) und *Antonia Veitschegger* (Joanneum, Kunsthhaus Graz) stellten die Ergebnisse des vom FWF geförderten Kooperationsprojekts *The Epistemology and Metaphysics of Essence and Modality (EMoEM)* vor. Anhand ausgewählter Kunstwerke fanden philosophische Streitgespräche mit Publikum mit dem Ziel statt, die gesellschaftspolitische Relevanz von philosophischer Forschung herauszuarbeiten.

Andrea Hubin (Kunsthalle Wien) kündigte eine Workshopreihe rund um das Erlernen von Demokratie für 2023 im Volkskundemuseum Wien an und ging auf „Wahrheitssuche mit Denkbildern“. Wie soll Vermittlung mit gesellschaftlichen Widersprüchen umgehen, die sich in Krisenzeiten (Stichwort Corona) besonders deutlich zeigen? Die Gesellschaft brauche „Wahrheiten“, die gemeinsam unter Moderation von Vermittler*innen ausverhandelt werden und dann als „Tatsachen“ anerkannt würden. *Martin Hagnmayer* (Museum Arbeitswelt Steyr) stellte im ersten Beitrag in der Kategorie „Glauben“ die neu konzipierte Politikwerkstatt vor. In diesem „Lernort für Alle“ soll Demokratie als Lebens- und Gesellschaftsform vermittelt werden. Aktuell diskutiert und reflektiert man dort Fake News und Verschwörungstheorien und thematisiert demokratiegefährdende Strömungen.

Magdalena Joham-Gießauf (Joanneum Graz) befragte Deutungshoheit hinter Geschichtsschreibungen: „Stimmt es eigentlich alles, was sie da sagen?“. Sie betonte die Wichtigkeit der Multiperspektivität sowie den Bedarf an ständiger Reflexion von Narrativen in Museen. *Nathaniel Prottas* und *Michaela Kronberger* aus dem Wien Museum lobten die enge Zusammenarbeit zwischen Vermittlung,

Kuratorium und Gestaltung bei der Neuaufstellung des Wien Museum. Auch die Meinung eines Lehrer*innenbeirats wurde bei der Neukonzeption herangezogen, beispielsweise um das gängige Geschichtsbild zum Thema „Osmanische Belagerung“ zu dekonstruieren. *Irene Zauner-Leitner* (Museum Schloss Hartheim) legte in ihrem Beitrag „Was ist es, was ich sehe?“ ihren Schwerpunkt auf die Lesbarkeit des gesamten Ortes, in dem sich in der Zeit des Nationalsozialismus eine Euthanasieanstalt befunden hatte. Besucher*innen erwarten sich „Authentizität“, die man von Seiten der Institution nicht erfüllt, was zu vermittlungsintensiven Situationen führt.

Die erste Vortragende in der Kategorie „Erfahren“ war *Katharina Richter-Korarik* (Volkskundemuseum Wien). Sie stellte zwei Projekte vor, in denen es um Wissensproduktion mit Museumsnutzer*innen und Besucher*innen ging. Im Projekt *Apropos Objekte* der Kulturvermittlerin Alexandra Bröckl in Zusammenarbeit mit der Audio-Künstlergruppe *gecko art* setzten sich Teilnehmer*innen mit den Objekten in der Schausammlung auseinander und fanden dazu ihre eigenen Interpretationen, die in Podcasts einfließen. Deutungshoheiten und Narrative zu hinterfragen war Thema einer performativen Führung durch die Schausammlung, die in Zusammenarbeit mit dem QWIEN, dem Zentrum für queere Geschichte, stattfand. Realen Museumsobjekten wurde eine fiktive queere Geschichte zugeschrieben, um heteronormative Erzähl- und Lesarten bewusst zu machen und Fehlstellen aufzuzeigen.

Eva Meran stellte die Grenzen von partizipativen Projekten vor. Aufgrund von Ressourcenmangel können die zahllosen in der Sonderausstellung *Hitler entsorgen* von Besucher*innen angefertigten Objektkarten nicht adäquat erforscht werden.

Sind Erfahrungen via Virtual Reality nicht allesamt „fake“?, fragten *Claudia Pitrik* und *Isabell Fiedler* (Kunstmeile Krems). *Mona Marijke* (KinderKunstLabor, St. Pölten) stellte die Kunst-Ideenwerkstatt vor, bei der Kunst im öffentlichen Raum für Schüler*innen außerhalb des Schulbetriebs zugänglich gemacht wird.

Diane Grobe vom Fälschermuseum Wien leitete die Kategorie „Behaupten“ mit ihrem Beitrag „Fake! What else?“ ein. Sie erklärte den Unterschied zwischen Kopie und Fälschung und zeigte Beispiele namentlich bekannter Fälscher. Anhand von Praxisbeispielen widerlegte *Uwe Neuhold* von der VERDANDI Ausstellungs- und

Museumsplanungs-GmbH die Annahme, dass Daten und Zahlen in Museen „die Wahrheit“ spiegeln würden. Auch Statistiken können manipulativ eingesetzt werden und Museumsbesucher*innen sollten kritisch sein. Der Abschluss der Konferenz war „Museumszukünften“ gewidmet. *Margarita Köhl* und *Jasmin Fischbacher* von der Fachhochschule Vorarlberg erforschten im interdisziplinären Forschungsprojekt *Neue Museumswelten* einerseits das Museumspublikum sowie andererseits auch Nicht-Besucher*innen. Die Ergebnisse dienen der Entwicklung einer Toolbox für Museen, um diese bei der Entwicklung ihrer zukünftigen Ausrichtung zu unterstützen.

Aus dem Publikum erfolgte ein Plädoyer für Museen als geschützte Räume für Begegnungen, Versammlungen, Streitgespräche oder Konfrontationen mit schwierigen Themen und gesellschaftlichen Konflikten. Nur so sei eine Weiterentwicklung der Gesellschaft möglich.

Das Österreichische Museumsgütesiegel, ein Qualitätsinstrument für die Museen Österreichs, feierte 2022 sein zwanzigjähriges Bestehen. Am Abend fand die Verleihung der verlängerten Gütesiegel statt und auch das Volkskundemuseum Wien erhielt diese Auszeichnung für weitere fünf Jahre.

Anhand von beispielhaften *Quantensprüngen* in den Bereichen Wirtschaft, Technik, Kultur und Nachhaltigkeit wurde am Österreichischen Museumstag in den folgenden Tagen die Frage gestellt, wie der Brückenschlag zwischen Kontinuität und Umbruch gelingen kann. Denn Museen befinden sich in einem grundlegenden Spannungsfeld zwischen Tradition und Neuanfang. Die sich rasch wandelnde Welt macht einen fortwährenden Perspektivenwechsel, ein permanentes Reflektieren und Hinterfragen von bestehenden Herangehensweisen, sei es bei der Depotführung, der vernetzten wissenschaftlichen Arbeit oder beim Storytelling, notwendig. Bis heute nicht dagewesene Herausforderungen, zugleich aber auch Möglichkeiten und innovative Ansätze in Museumstheorie und -praxis bestimmen mittlerweile den Alltag.

Die Historikerin *Kaja Širok*, Staatssekretärin für Kultur der Republik Slowenien, hielt am Donnerstag, den 13. Oktober, die Keynote. Sie wies darauf hin, dass nichts neutral sei, weder ihre persönliche

Herkunft noch die Narrative in den Museen zur Geschichte einer Region. Širok wünscht sich weniger nationale Narrative, mehr Inklusion, Partizipation und Solidarität, und das ganz konkret für eine Grenzstadt wie die multikulturelle Stadt Nova Gorica, für die sie das Programm zur Bewerbung als Europäische Kulturhauptstadt 2025 zusammengestellt hat.

Der Ausstellungskurator *Andreas Krštof* (section.a) berichtete über eine Ausstellung im Museum Moderner Kunst in Klagenfurt, in der das architektonische Erbe von Günther Domenig analysiert wird. Zwei Motive haben dessen Architektur zeitlebens begleitet: das Moment des Widerstands und ein fluides Raumverständnis. Domenigs Schaffen wurde mit zeitgenössischen künstlerischen Positionen und ausgewählten Werken aus der Museumssammlung in Beziehung gesetzt.

Die Kulturwissenschaftlerin *Simone Egger* gab Einblicke in das neu gestaltete Museum für Alltags- und Industriegeschichte in Wattens in Tirol. Bedingt durch die Glasschleiferei des 1895 zugezogenen Daniel Swarovski und durch eine Papierfabrik wandelten sich die bäuerlich geprägten Strukturen in eine Arbeiter*innen- und Heimarbeitskultur. Trotz schlechter Quellenlage werden nun auch Frauenbiografien erzählt.

Beim Lunch-Gespräch im Restaurant Sandwirth wurde das interdisziplinäre Vernetzungsprojekt *Culture.TechHub Carinthia* vorgestellt. Ausgehend vom kärnten.museum als Präsentations- und Vermittlungsstandort sollen Universitäten, Forschungs- und Kultureinrichtungen, Start-ups und Partner aus ganz Österreich miteinander in EU-Projekten vernetzt werden.

Umgebaut, generalsaniert und neu konzipiert zeigt sich nach mehr als zehnjähriger Schließzeit das Kärntner Landesmuseum. Eine Podiumsdiskussion mit *Wolfgang Giegler* von der Agentur the spell GmbH, die Projekte betreut, deren zentrales Element die Transformation von realen, virtuellen und konzeptionellen Räumen ist, mit dem Architekten *Roland Winkler* und mit *Martin Stermitz*, Leiter der Abteilung für Landeskunde und Sprecher des wissenschaftlichen Teams, beleuchtete das Museumsprojekt und den Umbau des historischen Ausstellungshauses Rudolfinum. Während des Podiumsgesprächs wurde auf architektonische und inhaltliche Überlegungen eingegangen, wie zum Beispiel die Schaffung eines neuen Platzes um das

Gebäude, das Entkernen des Innenraums, die Nutzung des Einbaus für einen Medienraum für Veranstaltungen und Community-Projekte. Die Kurator*innen der verschiedenen Abteilungen realisierten ihre Vorstellungen in ihren eigenen Themenräumen, was ein homogenes Gesamtbild verhindert. Highlights aus der alten Aufstellung sind auch im „neuen Haus für Kärnten“ wiederzufinden. Die Räume sollen als begehbare Vitrinen gestaltet werden. Das Gespräch ließ nicht erkennen, dass ein Austausch mit anderen Museen Österreichs, die einen ähnlichen Wandel erfahren haben, stattgefunden hat, sondern vermittelte den Eindruck einer Kärntner Selbstgenügsamkeit. *Monika Kircher*, Vorsitzende des Kuratoriums des Kärntner Landesmuseums und Vorständin der Kunst- und Kulturstiftung Kärnten, erklärte, wie das neue Museum attraktiv und aktuell gemacht werden soll: räumlich, indem das Erdgeschoss als Begegnungsraum für Jugendliche gestaltet wird, und inhaltlich, indem erstmals die Geschichte der Kärntner Sloweninnen und Slowenen sowie der Zuwanderung thematisiert wird. Alle Texte sind dreisprachig, in deutscher, englischer und slowenischer Sprache verfasst.

Die folgenden Referate behandelten das Thema Nachhaltigkeit. Während sich Museen inhaltlich in ihren Ausstellungen schon seit vielen Jahren mit Nachhaltigkeitsthemen auseinandersetzen und diese den Besucher*innen näherbringen, wird erst seit wenigen Jahren der Blick auf die eigene, zumeist nicht nachhaltige Praxis hinter den Kulissen geworfen. Für die Glaubwürdigkeit ist es jedoch unerlässlich, die „Verpackung“ den Inhalten anzupassen.

Annett Baumast vom Netzwerk Nachhaltigkeit in Kunst und Kultur in Hamburg stellte einen Fünfstufenplan (*Being, Thinking, Relating, Collaborating and Acting*) vor, nach dem sich ein Museum organisatorisch aufstellen sollte, um einen Beitrag zu den 17 Sustainable Development Goals (SDGs) und den damit verbundenen Herausforderungen zu leisten. Der nächste Redner, der Publizist und Nachhaltigkeitsforscher *Fred Luks*, sah Museen als Einrichtungen, die offen und integrativ daran arbeiten sollen, Vielfalt und Nachhaltigkeit zu fördern, und daher kommt ihnen eine unverzichtbare Rolle bei der Suche nach einer nachhaltigen Entwicklung zu. Es gelte, das Publikum nicht zu belehren, sondern an Lernprozessen teilhaben zu lassen.

Am Abend gab es die Gelegenheit, den Wappensaal im Landhaus näher kennenzulernen. Ebendort erfolgte die Verleihung des

Österreichischen Museumspreises 2023 an das jüdische Museum Hohenems. Die Laudatio hielt der österreichische Schriftsteller Vladimir Vertlib. Ausgezeichnet für das Lebenswerk wurden Christine und Josef „Beppo“ Haubenwallner aus dem Dorfmuseum Mönchhof im Burgenland.

Der Freitag, der 14. Oktober, startete mit einem *Museum Rap*. *Andrea Brait* von der Universität Innsbruck stellte die Website *www.schule-im-museum.at* vor. Museen aus allen Bundesländern können dort Vermittlungsprogramme für den Geschichtsunterricht anbieten. Die Website bietet Angaben zum Lehrplanbezug als Argumentationsgrundlagen für Lehrkräfte. Unbestritten ist die Bedeutung des außerschulischen Lernens für das kritische Betrachten eines Themas und den aktiven Austausch. *Beatrice Jaschke* vom Verein schnittpunkt. ausstellungstheorie & praxis hat zusammen mit dem Büro trafo.K ein Projekt entwickelt, das am 5. Oktober 2022 gestartet ist. Das *Archiv der Vermittlung. Das Unarchivierbare aktualisieren* schafft einen virtuellen wie auch physischen Ort, an dem Positionen, Erinnerungen, Erfahrungen und Projekte an der Schnittstelle von Kunst, Bildung, Politik und Gesellschaft versammelt werden (*www.archivdervermittlung.at*). Anstoß war die Übergabe von Unterlagen der Kunstvermittlerin Heiderose Hildebrand an den ecm Masterlehrgang für Ausstellungstheorie und -praxis an der Universität für angewandte Kunst sowie von Materialien aus dem ehemaligen Büro für Kulturvermittlung aufgegangen im Institut für Kulturkontakte, heute OeAD. Den *Museum Rap* setzte *Eva Meran* mit einem Rückblick auf vier Jahre Haus der Geschichte fort.

Maria Vogeser-Kalt, kaufmännische Leiterin des Museum Arbeitswelt in Steyr, berichtete über die Feiern zu *40 Jahre Verein Museum Arbeitswelt* und über die Eröffnung des *CulturContainers* für Veranstaltungen aller Art. *Michael C. Niki Knopp* (kuratorischer Assistent, Joanneum) stellte das Projekt *Vielfalt des Lebens* vor, das 2023 Teil der Steiermark Schau in der Tierwelt Herberstein ist. Im neuen Haus der Biodiversität gibt es eine Forschungsstation mit einer ökopädagogischen Ausstellung.

Der Archäologe und ehemalige Kustos am Landesmuseum Kärnten, *Franz Glaser*, forderte zum Abschluss die Kontextualisierung und Aktualisierung von Objektbeschriftungen und somit „no fakes“ im Museum.

Viele Teilnehmer*innen nutzten nach Ende der Vorträge die Gelegenheit, im Rahmen von Gruppenführungen das kärnten.museum zu besichtigen. *Roland Bäck*, Leiter der Kulturvermittlungsabteilung und Betriebsrat im kärnten.museum, setzte bei seinem Rundgang den Fokus auf die Infrastrukturen und Herausforderungen der Vermittlungsarbeit. Ob die Ansprüche, als Kärntner Universalmuseum ein Haus der Begegnung, Bildung, Kommunikation und Konfrontation zu sein, umgesetzt werden können, wird die Zukunft weisen.¹

CLAUDIA PESCHEL-WACHA, KATHARINA RICHTER-KOVARIK
UND IRINA EDER

„Wozu sammeln?! Zur Neuverhandlung einer musealen Kernaufgabe“, Tagung im Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, 7. und 8. November 2022

Im Rahmen des Projekts *KulturWissen vernetzt* (Laufzeit: 2021–2027) organisierten die Kooperationspartner Landesmuseum Württemberg, Badisches Landesmuseum, Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart und Staufeu, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (Universität Tübingen) und Zentrum für populäre Kultur und Musik (Universität Freiburg) diese Tagung mit 120 Teilnehmenden. *KulturWissen vernetzt* möchte nachhaltige kooperative Strukturen in der Wissenslandschaft zur Alltagskultur in Baden-Württemberg aufbauen. Ein aktuell bereits erprobtes „Promotionsvolontariat“ (ein Jahr Arbeit an einem Sammlungsbestand, zwei Jahre Dissertation) zielt auf die Verstärkung der Kooperation zwischen Museum und Universität bei der Doktorand*innen- und Volontär*innenausbildung.

Mit „Wozu sammeln?!“ wählte dieser Verbund ein Tagungsthema, das Museen permanent und heute mehr denn je beschäftigt. Die Fragestellung verweist auf zwei Dimensionen, wie *Thomas Thiemeyer* (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft,

1 143 Jahre nach seiner Grundsteinlegung wurde das Kärntner Landesmuseum am 20. November 2022 als kärnten.museum wiedereröffnet.

Universität Tübingen) einführend erläuterte: Können wir uns das Sammeln noch leisten? Und zu welchen Themen? Die zweitägige Veranstaltung gliederte sich in drei Panels: (1) Sammlungen als politische Epistemologie, (2) Sammeln im Postpositivismus, (3) Neue Fragen an alte Bestände.

Im ersten Panel skizzierte *Lioba Keller-Drescher* (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Universität Münster) in ihrem Vortrag *Sammlungszeiten* unterschiedliche Phasen der Kulturwissenschaften zwischen extremem Sammeln von Objekten und der Distanzierung von „belasteter“ materieller Kultur. In einer Seminarwoche *Sammelschool. Das Alltagsmuseum*, in der sie mit Studierenden der Frage nachgegangen war, was man heute sammeln kann, um zukünftig unseren Alltag zu verstehen, kristallisierte sich etwa das Objekt „Mehrfachsteckdose“ als ein markantes Übergangsobjekt zwischen den historischen, steckdosenarmen Gebäuden des Freilichtmuseums und heutigen Wohnbedürfnissen heraus.

Ina Heumann (Museum für Naturkunde, Berlin) forderte, vom Euphemismus des Sammelns als einer großartigen Tätigkeit Abschied zu nehmen und die Bedingungen offenzulegen, unter welchen gesammelt wurde und wird. Sie berichtete aus ihren Forschungen zur kolonialen Expedition zur weltbekannten Lagerstätte für Dinosaurierfossilien Tendaguru (1909–1913) nach Tansania, bei der das Dinosaurierskelett der „Giraffatitan“, welches seit achtzig Jahren im zentralen Lichthof des Museums zu sehen ist, mitgenommen wurde. Darüber hinaus gelangten durch die Expedition 225 Tonnen Gestein, über 900 Schmetterlinge sowie Menschen- und Hyänenschädel in verschiedene Institutionen der deutschen Hauptstadt. Das Projekt *Dinosaurier in Berlin. Brachiosaurus brancai* offenbarte Befürchtungen von Museumsmitarbeiter*innen, Objekte zu verlieren, sobald koloniale Sammlungsgeschichte angesprochen wird. Nur auf Grundlage von Wissensforschung werden jedoch Sinn- und Machtverhältnisse des Sammelns deutlich.

Matthias Beitzl (Volkskundemuseum Wien) plädierte dafür, sich im Museum sowohl räumlich als auch inhaltlich Freiräume zu schaffen, um konzeptionell beweglich zu bleiben. In einem „institutionellen Zwischenjahr“ ohne Ausstellungstätigkeit hatten die Mitarbeiter*innen des Volkskundemuseums auf individuell gewählte Projekte in der Sammlungsarbeit fokussiert. Für die Neugestaltung

nach der geplanten Generalsanierung (ab 2024) soll das Museum zu einer multimedialen Plattform, als „safe space“ und Ort demokratischer Bildungsarbeit entwickelt werden. Bezogen auf ein mehrjähriges Forschungsthema soll partizipativ und themenzentriert gesammelt werden. Beitz stellte sein Konzept einer Vorstufe zur Sammlung vor, in der mit den Objekten gearbeitet und interagiert werden kann.

Im zweiten Panel berichtete *Henrietta Lidchi* (Research Center for Material Culture, Amsterdam) über ihre Erfahrungen im Umgang mit kolonialen Archiven und Native Arts. Gemeinsam mit Joe Horse Capture kuratierte sie 2020 die Ausstellung *„First Americans“: Exhibition on Turbulent Past and Present of Native Americans* am National Museum of Ethnology in Leiden, in der zeitgenössische amerikanische Künstler*innen auf historische Kunstwerke aus der Sammlung Bezug nehmen und Deutungshoheiten hinterfragen.

Natalie Bayer (Friedrichshain-Kreuzberg Museum, Berlin) gab Einblick in ein 2021 begonnenes Projekt, in dessen Rahmen Geschichten des Antirassismus gesammelt und öffentlich gemacht werden. Sie versuchen darin, Demokratisierungsgeschichte abseits der in Medien vermittelten Perspektive zu dokumentieren. Gemeinsam mit vier Community-Koordinatorinnen veranstalteten sie eine Reihe von Workshops und Podiumsdiskussionen. Das nun im Museum eingerichtete offene Archiv dient als Plattform, um Erinnerungen zu reaktivieren. Jede*r Besucher*in kann die in Kisten geordneten Fotografien und Dokumente einsehen, die private Leihgeber*innen zur Verfügung stellten. Es war eine bewusste Entscheidung, diese Objekte nach der Anfertigung von Repros wieder zurückzugeben. Sammeln heute, so Bayer, sollte nahe an und mit sozialen Bewegungen passieren. Es gilt, das Sammeln – und Präsentieren – in starker Rückkoppelung mit der Community zu gestalten. So fragte sie etwa in der Community nach, ob das offene Archiv in dieser Form überhaupt gewollt sei.

Joachim Baur (Institut für Kunst und Materielle Kultur, Technische Universität Dortmund) problematisierte den Anspruch von Museen, alles zu sammeln. Für ein Postwachstumsmuseum sei Deakzession nötig, um ein langsames Sammeln mit intensiver Sichtungsphase zu ermöglichen. Baur stellte seine Überlegungen zur Betrachtung von Sammlungen als „KOMPOST“ vor: ein Kompositum aus Ort, Material, Bewegung hin zu einer Komposition, jedoch ohne

holistischen Anspruch. Er zitierte dabei Reza Afisina und Iswanto Hartono von der indonesischen Künstlergruppe ruangrupa: „Wir kuratieren nicht. Wir nennen es lieber fermentieren, kompostieren oder zusammensetzen. Kuratieren – das ist so ein Macht-Ding. Wir wollen lieber interagieren.“

In der anschließenden Diskussion deuteten Teilnehmende das Sammeln als eine Art Gesellschaftsvertrag. Sammeln sei mehr als ein einmaliger Besitzwechsel von Zeitzeug*innen zum Museum, es sei vielmehr als weiterführendes gesellschaftliches Gespräch zu verstehen.

Die abendliche moderierte Plenardiskussion *Wozu sammeln?! Wie sieht die Kulturpolitik das Museum des 21. Jahrhunderts?* stellte Fragen nach Macht und Sprecher*innenpositionen von Sammlungen: „Für wen wird gesammelt? Wer sammelt? Wer bleibt draußen?“ Sammlungen belegen Sichtweisen auf die Welt, die jemand einmal eingenommen hat.

In Baden-Württemberg gelten Sammlungen nach einer langen museumsaffirmativen Stimmung derzeit als Problem in der politischen Debatte, der Druck auf Museen wird aufgrund der hohen Kosten erhöht. Das Sammeln wird an einigen Institutionen bereits als partizipatives Sammeln beschrieben, das auch Berufsbilder umgestaltet. Die Objektaufnahme als partizipativer Entscheidungsprozess im Museum wird dokumentiert. Für eine Demokratisierung des Sammelns wäre es aber nötig, fluidere Systeme zu schaffen und auch ein Konzept des Entsammelns transparent einzuführen. Andiskutiert wurde ebenfalls eine Unterscheidung zwischen Bewahrsammlung und didaktischer Sammlung für Vermittlungsformate. Der fehlenden Vielstimmigkeit in Museen könnte man mit Überlegungen zu Fragen wie „Worüber kann ich nicht sprechen? Wen brauche ich dafür?“ entgegenwirken. So legten etwa Künstler*innen und Aktivist*innen eine Interventionsspur „Blickwechsel: Dem Rassismus auf der Spur“ durch das Historische Museum Frankfurt.

In Panel 3 zu *Neue[n] Fragen an alte Bestände* schilderte Frank Gnegel (Museum für Kommunikation, Frankfurt am Main) die Sammlungszusammenführung der aufgelösten deutschen Postmuseen (ab 1995) in Frankfurt und Berlin, bei der etwa 25 Prozent der Objekte nicht aufgenommen wurden. Aufgrund der bevorstehenden Depoträumung 2029 wird eine systematische Befragung der Sammlung und Deakzession nach dem Sammlungskonzept durchgeführt.

Rebecca Etter (Alpines Museum der Schweiz, Bern) stellte das „Fundbüro für Erinnerungen“ vor: Themenbezogen (Skifahren, Frauen am Berg) wurden Objekte aus dem Depot zusammengestellt, gezielt nach Objekten für Sammlungslücken gefragt und Videointerviews geführt. Nach zwei Jahren im Ausstellungsraum folgte ein Auswahlprozess mit Publikumsbeteiligung, um maximal fünfzig Objekte auszuwählen.

Panel 4 zu *Gegenwart sammeln am Beispiel Coronakrise* gestalteten *Martina Nußbaumer* und *Anna Jungmayr* (Wien Museum), *Raffaella Sulzner* (Museum der Alltagskultur, Landesmuseum Württemberg) und *Jana Wittenzellner* (Museum Europäischer Kulturen, Berlin) in Form eines dicht und facettenreich kuratierten Gesprächs zwischen vier Mitgliedern des Netzwerks *Corona sammeln*. Dieses Netzwerk gründete sich im März 2021, um Herangehensweisen, Strategien und Probleme dieses Gegenwartsammelns zu besprechen. Die vier Kurator*innen präsentierten die unterschiedlich gestalteten Sammelaufrufe und -neuzugänge an ihren Institutionen. Als größte Herausforderungen schilderten sie, Formalitäten wie rechtliche Einverständniserklärungen einzuholen, sowie die emotionale Komponente in der Kommunikation mit Menschen, die zu ihrem Objekt sehr persönliche Geschichten teilten. Am Landesmuseum Württemberg war physisch ein „Amt für Coronaangelegenheiten“ eingerichtet worden, an das sich Menschen mit ihren Objekten wenden konnten. Das Team im Wien Museum sah sich mit einer starken medialen Aufmerksamkeit und Beurteilung konfrontiert, die das Projekt von Beginn an begleiteten. Dieses Panel schloss mit den Fragen, die auch die Tagung durchgängig begleiteten: Was zeigen unsere Sammlungen, was zeigen sie nicht? Wie können wir mit unseren Sammlungen eine alternative, kritische Geschichte erzählen?

ANNA ENGL

**Bericht zur Tagung „Doing Kinship by Doing Law. Zur Alltags-
bedeutung von Recht in verwandtschaftlichen Kontexten“,
Institut für Europäische Ethnologie an der Universität Wien,
9. bis 10. Dezember 2022**

Wie vielfältig und oft unscheinbar durchdringen Rechtsnormen das alltägliche Zusammenleben und das Familienleben im Speziellen? Was meint eigentlich der Begriff der „Verwandtschaft“ und in welchem Verhältnis steht er zu Konzepten von Familie? Wie können juristische Verfahren als Alltagsphänomene ethnografisch erfasst werden? Diese Fragen standen im Mittelpunkt der Konferenz *Doing Kinship by Doing Law*, die am 9. und 10. Dezember 2022 am Wiener Institut für Europäische Ethnologie stattfand und von Felix Gaillinger organisiert wurde. Über die beiden Tage hinweg bot die Tagung mit zwei Keynotes und zwölf Panel-Beiträgen ein umfassendes Programm mit interdisziplinären Perspektiven.

Beate Binder (Berlin) führte mit ihrem Keynote-Vortrag in die Fragestellungen und Ansätze der kulturalanthropologischen Rechtsforschung ein. Ihre Forderung, Recht in empirische Forschungen einzubinden, verdeutlichte sie anhand der ambivalenten Rolle des Rechts: Juristische Festlegungen können individuelles Handeln einschränken und mit Sanktionen belegen. Denkt man an historische Errungenschaften wie die Ausweitung des Wahlrechts für Frauen, schafft Recht gleichzeitig Möglichkeitsräume. Kulturalanthropolog*innen sollten zudem auch das soziale Leben des Rechts betrachten, die mit ihm verknüpften Institutionen, Materialitäten und Praktiken – also das Doing Law in den Blick nehmen. Ganz im Sinne des Tagungstitels problematisierte Binder schließlich, ob Recht überhaupt für die Regulierung des Familienlebens angemessen sei. Denn, so ihre Kritik, Gesetzestexte und Rechtsprechung sind von kapitalistischen und patriarchalen Narrativen durchzogen, was die weit verbreitete Vorstellung, wir seien alle vor dem Recht gleich, in Frage stellt.

An diese aufgeworfenen konzeptionellen Herausforderungen schloss die Soziologin *Karin Jurczyk* (München) in ihrem Vortrag an. Dabei führte sie zunächst in die begriffliche Frage ein, wie Familie definiert werden könne. Ausgehend von ihrer zeitgenössischen Diagnostik, dass es nicht mehr selbstverständlich sei, ob, wann, mit wem man

in einer Familie lebt, plädierte sie für einen Care-zentrierten Familienbegriff, der die gelebten Beziehungen in den Vordergrund stellt. Angesichts vielfältiger Familienkonstellationen – etwa bei Pflegerschaft, Adoption oder multipler Elternschaft – müsse Familie als etwas Prozesshaftes verstanden werden, das erst durch soziale Praktiken entsteht. Während sich das Bürgerliche Gesetzbuch in seinen Paragrafen zum Familienrecht bereits an diesem Doing Family orientiert, indem es gelebte soziale Beziehungen in den Vordergrund stellt, wird Verwandtschaft dort weiterhin vor allem auf biologische oder juristische Abstammung reduziert. In den sozialwissenschaftlichen Kinship Studies, so Jurczyk, fehle es an tiefgehenden Forschungen zu Verwandtschaftspraxen. Dabei sei es gerade angesichts der politisch-ideologischen Vereinnahmung des Familienbegriffs wichtig, diesen nicht fallen zu lassen. Vielmehr solle präzise herausgearbeitet werden, dass Familie nicht zwangsläufig das cisheteronormative Bild von „Vater, Mutter, Kind(ern)“ sei, sondern durch die verbindlichen Sorgepraxen füreinander hergestellt wird.

Die Unterscheidung zwischen Familie und Verwandtschaft griff *Fiona Behle* (Zürich) anschließend auf. Die Juristin erklärte zunächst die rechtlichen Besonderheiten des Familienrechts: Das österreichische, schweizerische und deutsche Privatrecht basiert je auf dem Grundsatz der Privatautonomie. Lediglich ein Bereich des Privatrechts ist davon ausgenommen – das Abstammungsrecht, da dieses als Statusrecht gefasst wird. Das Abstammungsrecht impliziert dabei jene cisheteronormative und binäre Annahme, ein Kind habe stets und ausschließlich Mutter und Vater. Somit reproduziert die Gesetzgebung mit dem Zwei-Eltern-Prinzip ein Familienbild, das der gelebten Praxis vieler Familien widerspricht. Eltern, die abstammungsrechtlich nicht als solche gelten, fehlt im Umgang mit ihren Kindern Rechtssicherheit, etwa bei medizinischen Entscheidungen.

Julia Böcker (Lüneburg) stellte in ihrem Vortrag die Ergebnisse ihrer Dissertation über den Umgang mit Fehl- und Totgeburten auf. Erst seit wenigen Jahren ermöglicht die Gesetzgebung in Österreich und in Deutschland, dass Eltern von Fehlgeborenen eine Bescheinigung mit dem Namen ihres Kindes bekommen. Damit wurde dem Engagement Betroffener Rechnung getragen, die Elternschaft zumindest symbolisch anzuerkennen. Anhand ihres empirischen Materials stellte Böcker neben den individuellen juristischen und medizinischen

Herausforderungen auch weitergehende, gesellschaftliche Aushandlungen dar: Als „Eltern“ seien im Allgemeinen jene von Lebendgeborenen gemeint, sogenannte „Sterneneltern“ blieben unsichtbar. Die Gesetzesnovellen ermöglichen ihnen zwar den juristischen Status von Elternschaft, die soziale Anerkennung von Geburt bzw. Tod eines Kindes stehe aber oft noch aus.

Mona Motakef (Dortmund) und *Christine Wimbauer* (Berlin) fokussierten in ihrem Beitrag auf die rechtlichen Hürden für LGBTQ-Familien. Anhand qualitativer Interviews stellten sie den sogenannten „Institutional lag“ dar, der sich in ungleichen rechtlichen Bedingungen für LGBTQ-Familien gegenüber cisheteronormativen Familien widerspiegelt. Eine befragte Zwei-Mütter-Familie berichtet etwa von den Sorgen hinsichtlich der anstehenden Stiefkindadoption: sie überlegen, welche der beiden Frauen schwanger werden solle und welche das gemeinsame Kind schließlich adoptieren wird. Die adoptierende Mutter solle diejenige sein, bei der weniger Hindernisse durch das Jugendamt befürchtet werden. Im Beziehungsleben kann diese Frage zu Unwohlsein führen; schließlich hat die zweite Mutter vor der Stiefkindadoption keine Rechte für das gemeinsame Kind und fühlt sich als „Mutter zweiter Klasse“. Auch die anderen empirischen Beispiele bekräftigen die Forderung der Soziologinnen, es brauche neue rechtliche Antworten auf die Vielfalt familialer Lebensweisen.

Mit Rechtsreformen, wie der 2017 in Deutschland beschlossenen „Öffnung“ der Ehe, beschäftigte sich auch *Sarah Mühlbacher* (Frankfurt am Main). Die Soziologin führte aus, dass trotz solcher juristischer Einschlüsse von queeren Lebenswirklichkeiten das bürgerliche Recht weitgehend familialistisch geprägt ist, indem dieses eine grundlegende Übereinstimmung von biologischer, juristischer und sozialer Elternschaft annimmt. Ausgehend von Hannah Arendts Feststellung, dass Menschenrechte regelmäßig bei denjenigen versagen, die deren Schutz am dringendsten bedürften, weil sie sich etwa als Geflüchtete nicht (mehr) auf staatsbürgerliche Rechte verlassen können,¹ problematisierte Mühlbacher den Zusammenhang zwischen Familie und Nationalstaat. Wie letzterer nur für seine Staatsangehörigen sorgt, beziehe sich die familiäre Fürsorge ebenfalls exklusiv auf ihre Mitglieder.

1 Vgl. Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Band 2: *Imperialismus*. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1975, S. 250–268.

Clémence Demay (Lausanne) und *Mathilde Krähenbühl* (Lausanne) präsentierten eine interdisziplinäre Forschung an der Schnittstelle von Rechtswissenschaften und Kulturanthropologie. Dazu begleiteten die Forscherinnen Gerichtsverfahren, in denen Klimaaktivist*innen wegen zivilen Ungehorsams in der Schweiz angeklagt waren. Die Verteidigung argumentierte, dass die Angeklagten aufgrund der Bedrohung durch die Klimaerhitzung keine Kinder bekommen wollen. Die angeführte Kinderlosigkeit sollte den Richter*innen die ausweglose Situation der Aktivist*innen (eco-anxiety²) deutlich machen und Verständnis für die Notwendigkeit ihrer politischen Aktionen schaffen.

Ausschnitte ihres Quellenmaterials über superreiche Familien in Deutschland zeigte *Franziska Wiest* (Köln) in ihrem Vortrag. Im Mittelpunkt ihrer Forschung steht die Frage, welche Bedeutung die Weitergabe von Vermögen in diesen Familien hat. Da die Aufrechterhaltung des Vermögens notwendigerweise an den Fortbestand der Familie selbst geknüpft ist, müssen die Familienmitglieder bestimmte Erwartungen erfüllen. Dies könne zu Konflikten führen, etwa, wenn die jüngste Generation keine Kinder bekommen kann. Um solche innerfamilialen Auseinandersetzungen zu lösen, werden externe Berater*innen und Schiedsgerichte zu Rate gezogen, die sich eigens auf diese Familienkonstellationen spezialisiert haben.

Manuel Bolz (Hamburg) stellte in seinem Beitrag die Ergebnisse seiner Masterarbeit vor. Er forschte zu ausgeführter und imaginerter Rache unter Familienmitgliedern, die sich so gegen erfahrenes Unrecht zur Wehr setzen bzw. persönliche Gerechtigkeit herstellen wollten und präsentierte ausgewählte Fallbeispiele, um die Vielfalt an Motiven für die persönliche Rache deutlich zu machen. Die Strategien der Rache selbst reichten von fantasiierter Bestrafung über das Zerstören von Gegenständen bis hin zum Entzug von Liebe oder Zuwendung. Der Kulturanthropologe schlug vor, diese Praktiken nicht psychopathologisch zu deuten, sondern sie vielmehr als Formen von Doing und Undoing Family zu verstehen.

Über den Unterhaltsstreit junger Volljähriger mit ihren Vätern referierte *Felix Gaillinger* (Wien). Im Unterschied zu Minderjährigen

2 Vgl. Pihkala Panu: Anxiety and the Ecological Crisis. An Analysis of Eco-Anxiety and Climate Anxiety. In: Sustainability 12(19), 2020, <https://doi.org/10.3390/su12197836>.

sind sie mit dem Erreichen der Volljährigkeit selbst für das Erstreiten des Unterhalts verantwortlich und befinden sich damit in einer besonders vulnerablen Position gegenüber dem unterhaltspflichtigen Elternteil. Auch wenn die Forschungspartner*innen den Familienbegriff ablehnen, lasse sich eine Orientierung an Werten und Pflichten erkennen, die wiederum auch verwandtschaftsrechtlich kodiert seien. Obwohl das Jugendamt mit dem Erlangen der Volljährigkeit nicht mehr die gesetzliche Vertretung für die jungen Menschen übernehmen darf, ergriffen die Sachbearbeiter*innen in Gaillingers Forschung unterschiedliche Strategien der Unterstützung über den 18. Geburtstag hinaus. Im emotionalen Rechtsstreit zwischen Vater und Kind kann das Jugendamt weiterhin beratend tätig werden und wird dabei von beiden Parteien unterschiedlich mobilisiert.

Die Sozialarbeiterin *Tanja Abou* (Hildesheim) beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit der Gruppe der Careleaver*innen. Zu diesen zählen einerseits junge Menschen, die im System der Kinder- und Jugendhilfe waren und nun den Übergang in ein eigenständiges Leben gestalten. Andererseits bezeichnet der Begriff auch erwachsene Menschen, die auf eine entsprechende Vergangenheit in der Jugendhilfe zurückblicken. Auch die Jugendhilfe kennt strikte Altersgrenzen: Mit 18, spätestens 21 Jahren endet deren Unterstützung, sodass Careleaver*innen aus den Wohngruppen oder Pflegefamilien entlassen werden und bisherige Bezugspersonen verlassen. Abou berichtete von rechtlichen Hürden, denen die jungen Menschen in diesem Stadium begegnen, und stellte politisch-rechtliche Vorschläge zur Diskussion.

Die zweitägige Tagung versammelte diverse Forschungsperspektiven auf die Schnittstelle von Kinship Studies und Rechtsanthropologie. Insbesondere die Notwendigkeit begrifflicher Schärfe und differenzierten Arbeitens an und mit bisherigen Konzepten wurde vielfach thematisiert und anhand empirischer Beispiele plausibilisiert. Trotz kurzfristiger krankheitsbedingter Ausfälle einiger Beiträge blieb eine große, auch interdisziplinäre, Vielfalt an inhaltlich-analytischen und methodologischen Zugängen. Die Anregungen für weitere Forschungen und gemeinsamen Austausch sind bei den Teilnehmenden der Konferenz sicherlich auf fruchtbaren Boden gefallen.

Marta Botiková, Zita Deáky: Lányok, asszonyok a szocialista Szlovákiában és Magyarországon (1955–1989) – Ahogy két etnológus nő látta / Dievčatá, ženy na Slovensku a v Maďarsku (1955–1989) Očami dvoch etnologičiek [Mädchen und Frauen in der sozialistischen Slowakei und in Ungarn (1955–1989) – Gesehen von zwei Ethnologinnen]. Übersetzung ins Slowakische: Diána Marosz. Budapest: ELTE BTK 2022, 339 Seiten, zahlr. Abb.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis einer ungewöhnlichen und offenkundig sehr produktiven Zusammenarbeit. Zwei erfahrene Ethnologinnen, die selbst die Entwicklung ihres Fachs von der traditionellen Volkskunde zur europäischen Ethnologie mit vorangetrieben haben, entwickeln hier im Dialog miteinander eine gemeinsame Sicht auf weibliches Leben in ihren Ländern – Slowakei und Ungarn – in der sozialistischen Ära. Jeweils gesondert, im Rahmen nationaler Wissenschaftssysteme, erarbeitete Ergebnisse wurden im Austausch thematisiert und schließlich gemeinsam verschriftlicht. Mit „Mädchen und Frauen in der Slowakei und in Ungarn (1955–1989)“ ist dabei ein höchst anregendes, konsequent zweisprachiges, reich mit zeitgenössischen Fotografien ausgestattetes und keineswegs nur an Fachleute adressiertes handliches Buch entstanden.

Der Beginn des Untersuchungszeitraums wurde mit 1955 angesetzt. Gegen Mitte der 50er Jahre hatte das „staatssozialistische System“ nach dem Tode Stalins und den damit einhergehenden Konvulsionen in beiden Ländern eine gewisse Stabilität erlangt (S. 16). Vor allem aber wurden beide Forscherinnen zufällig in diesem Jahr geboren und stellen sich der Tatsache, auch selbst durch diese Zeit geprägt worden zu sein. So stützen sie sich zwar selbstverständlich auf ein breites Spektrum von Forschungsergebnissen aus Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Soziologie, bekennen aber darüber hinaus: „[W]ichtig ist, dass wir als Autorinnen des Bandes zugleich auch Zeitzeuginnen sind, [...] die das Funktionieren des sozialistischen Systems, seine Wirkung auf Individuen wie Gemeinschaften selbst gesehen und erfahren haben.“ (S. 14, Übersetzung hier und im Folgenden: J. B.) Die Spannung zum fachlichen Objektivitätsanspruch, die dadurch entsteht, wird bewusst aufgegriffen und mitgeführt. Daneben steht als zweites zentrales Spannungsfeld dasjenige, das aus der

Spezifik beider Länder resultiert: Wohl waren sie Mitglieder eines politischen Blocks, vertraten formal ein gemeinsames Gesellschaftsmodell und eine entsprechende Ideologie. Von ihrem kulturellen Erbe über ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen bis hin zu den Verläufen politischer Prozesse waren sie aber im Einzelnen eben doch verschieden (S. 12, 16–18). Und von wenigen Menschen abgesehen lebte auch während des Sozialismus „die Mehrheitsgesellschaft [...] wie in parallelen Welten“. Dies zu überwinden und nach einem gemeinsamen Blick zu suchen, gehört zur Zielsetzung des Werks, was m. E. angesichts der widerstreitenden Elemente in den nationalen Narrativen beider Länder kaum hoch genug zu veranschlagen ist. In beiden Ländern begleiten Botiková und Deáky daher „den Lebensweg von Frauen und loten Aspekte des Alltagslebens wie der Feiertage aus, wobei wir vor allem volkskundliche Methoden nutzen.“ (S. 14) Es geht somit nicht um Verallgemeinerung(en) zum sozialistischen Ungarn bzw. zur Slowakei aus der Perspektive der Frauen – dies wäre gar nicht möglich. Vielmehr wollen die Autorinnen „den Prozess der Umgestaltung von Alltag und Feiertag genauer schattieren“, auch wenn sie nur ein bruchstückhaftes Bild davon geben können. (S. 16)

Nach einem sehr persönlich gehaltenen Vorwort und einer „Einführung“ zu „Ziele[n] und Rahmen“ ist der Band in fünf Großkapitel gegliedert. Sie befassen sich mit „Familie und Familienstruktur“, „Ernährung“, „Kleidung“, „Sauberkeit und Hygiene“ und „Feiertagen“. Neben einem Nachwort sowie einem Literatur- und Quellenverzeichnis sind dem Band darüber hinaus eine englische Zusammenfassung (S. 336–37) und Kurzbiografien beider Verfasserinnen beigegeben. Auf die explizite Thematisierung von Wirtschaft oder Gesellschaftsstruktur wird also verzichtet. Auch statistisches Material wird nicht beigelegt, sondern nur in zusammenfassenden Einschätzungen vorgestellt. Das Narrativ lässt freilich erkennen, dass sie sehr eingehend herangezogen wurden.

Ziel ist ausdrücklich nicht die Analyse der Machtstrukturen, die Kritik des sozialistischen Wirtschaftssystems in seinen beiden nationalen Ausprägungen oder die Entlarvung seiner Unterdrückungsapparate o. ä. Ebenso bleibt die Nationalitätenfrage ausgespart. Dabei liegt folgende Gesamteinschätzung des Systems zugrunde: „Die fachlich nicht durchdachte, von der Politik forcierte Industrialisierung, die Verstaatlichung des Privateigentums, darunter auch

des Bodens, die Kollektivierung schufen mittelbar oder unmittelbar eine Situation, die die Menschen zur Veränderung ihrer Lebensweise motivierte – oder zwang.“ (S. 18)

Diese Prozesse werden dann mit Blick auf das Leben von Frauen im Alltag und an Feiertagen in den angeführten Bereichen untersucht. Als zentral für die Umsetzung, für die Verbindung von Objektivitätsanspruch und Bewusstsein der eigenen Prägung durch jene Jahre, dem Ziel der „Darstellung als Ganzes“ (vgl. S. 16) und der Suche nach individuellen Sichtweisen der Frauen jener Zeit, erweist sich eine einführend vorgenommene Deutung. Sie betrifft die Spaltung zwischen „offizieller“ und „privater“ Sphäre als Charakteristikum der staatssozialistischen Epoche. Den staatlich gesetzten Normen musste grundsätzlich nachgekommen werden, daneben aber fand auch ein privat gelebtes, vom offiziellen mehr oder weniger abgesondertes Leben statt. Die dafür eingesetzten Strategien betrafen nicht nur faktisches Handeln, sondern auch Denken, Wortgebrauch und Kommunikation, und schufen einen permanenten Zwiespalt. „Dieser [...] bestimmte in jeder Schicht und jeder Altersgruppe eine doppelte Kommunikation, ‚nach innen bzw. nach außen‘, die schon Kleinkinder erlernten und mit der sie sich mehr oder weniger sicher in der gespaltenen Welt bewegten. Auch angesichts der diktatorischen Verhältnisse und ihrer Ideologie verhalf diese ‚doppelte‘ Lebens- und Sprechweise zu innerer Freiheit, dazu, die eigenen kleineren oder größeren Gemeinschaften hinüberzuretten und zu leben, ja sie führte in gewissem Umfang zur Stärkung der Mikrostrukturen und zum Ausloten von Möglichkeiten. Natürlich erschienen diese Tendenzen in einzelnen Orten und lokalen Gemeinschaften in unterschiedlicher Weise und Intensität, verschieden nach Geschlecht, Generation und Status.“ (S. 20)

Im Kontext der Familie wird beschrieben, wie politischer Druck ebenso wie Mangelwirtschaft die engere Familie als Freiheitsraum und Sicherheitsnetz stärkten, zugleich aber die Institutionen der erweiterten Familie und die nichtfamiliären sozialen Netzwerke schwächten, während daneben allmählich andere Familien- und Lebensmodelle aufkamen (Singlehaushalte, Alleinerziehende, „Wilde Ehen“ etc.), die sich in den gerade beschriebenen Prozess neu eingliederten. Vorsichtige Reformansätze wie die Billigung der häuslichen Nebenwirtschaft auf dem Land stärkten dann weiter das zunächst als

Schutzzone entstandene Unterstützungsnetzwerk, indem sie diesem wirtschaftliche Bedeutung verliehen und es mit dem aufkommenden „Konsumismus“ als weiterer Ausweichbewegung vor den ungelösten inneren Widersprüchen beider Länder verbanden.

Im Kapitel zu Familie eingegliedert ist die Widersprüchlichkeit der Frauenrollen, insbesondere die von formaler Gleichberechtigung, sehr hoher weiblicher Erwerbstätigkeit und dem Fortbestehen der Erwartung, auch als Mutter und Verantwortliche für den Haushalt bestehen zu müssen – nicht nur, weil die entsprechenden Männererwartungen fortexistierten, sondern auch, weil die Ideologie selbst die Familie als Grundlage der Gesellschaft betrachtete. Was das im Einzelnen bedeutete, wie sich Berufsfelder entwickelten, Kinder institutionell betreut wurden, die Haushalte modernisiert wurden, die Wohnverhältnisse sich änderten etc., ist in diesem und anderen Kapiteln detailliert nachzulesen.

Das Kapitel über die Feiertage behandelt sowohl die Feste zu den Lebensereignissen (Taufe und Namensgebungsfest, Eheschließung, Ehejubiläum, Beerdigung) als auch zu den traditionellen christlichen Feiertagen (Nikolaus, Weihnachten, Ostern, Sonntag) und zu den sogenannten „gesellschaftlichen Feiertagen“ unterschiedlicher Rangordnung (Internationaler Frauentag, Muttertag, Internationaler Tag des Kindes, Lehrertag, feierliche Übergabe des Personalausweises, Verabschiedung in die Rente, Tag der Befreiung, Tag der Arbeit, Gedenken an die Große Sozialistische Oktoberrevolution). Auch hier ist nachzuvollziehen, wie traditionelle Lösungen trotz formaler Akzeptanz neuer Vorgaben fortgeführt wurden oder aber beide verschmolzen (z. B. Namensgebung sowie Taufe und die Institution der Patenschaft). Auch die Tatsache, dass die Einbindung in den Arbeitsplatz als neue Gemeinschaft Feiernder eigene Formen hervorbrachte, wird berücksichtigt.

Das reiche Bildmaterial stammt konsequent aus beiden Ländern. Dabei wurden nicht nur Sammlungen von Museen und anderen Einrichtungen, sondern auch Privatsammlungen intensiv genutzt. Eher propagandistisch gefärbte Bilder von Arbeitswelt oder Haushalt stehen so neben laienhaften bildlichen Dokumentationen etwa des Ersten Mai auf dem sozialistischen Dorf oder der Selbstdarstellung im neuen Haus oder beim Familienfest. Die Abbildungen ergänzen und erweitern die Perspektiven des Textes – so der junge Vater mit

Kinderwagen oder das Vorschulkind (S. 97–98), die Ödnis des Arbeiterinnenwohnheims (S. 62), die – im Text nicht diskutierte – erstaunliche Ähnlichkeit zwischen sozialistischer Reklame für Frauen und dem westlichen Gegenstück (S. 102–103, 112–113 u. a.), die Bilder aus Altenheimen in enteigneten Schlössern von den 50er bis in die 80er Jahre (S. 40, 41, 236), oder die parallel zu betrachtende historische Schichtung von „passender“ Kleidung auf Hochzeitsbildern (z. B. S. 148). Gerade die privaten Aufnahmen in ihrer Vielzahl sind nicht nur eine Quelle dafür, wie die Abgebildeten sich und ihr Umfeld „angemessen“ festzuhalten bzw. in ihrer Erinnerung zu bewahren gedachten. Sie zeugen auch von einem Anspruch auf Lebensfreude, der in der Innenwelt beider Gesellschaften unterhalb der politischen Ebene gerade von jungen Frauen demonstriert wurde (z. B. S. 143, 179).

Ein sehr empfehlenswertes Buch, das auch ohne einschlägige Sprachkenntnisse quasi als Album viele Einblicke liefert.

JULIANE BRANDT

Kaspar Maase: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur. Bielefeld: transcript 2022, 189 S. Open Access:

<https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6117-0/schoenes-alltaeglich-erleben/>

Der Titel *Schönes alltäglich erleben* kann Erinnerungen an glückliche Augenblicke, überraschende Erlebnisse und heitere Stimmungen wachrufen. Angesichts empfundener oder mit immer ähnlichen Wendungen ausgedrückter Sprachlosigkeit, die solche Phänomene gewöhnlich begleiten, stellt sich jedoch die Frage, mit welcher Motivation und Legitimation sich Kulturwissenschaft hier einmischen kann und sollte. Auch das ist im Titel angedeutet, denn nach landläufiger Meinung scheint er doch Widersprüchliches zu vereinen: Kann Schönes alltäglich sein und liegt die Schönheit nicht im Objekt?

Das Anliegen von Kaspar Maases Buch ist, „eine Debatte über begrifflich-konzeptionelle Werkzeuge zur Untersuchung ästhetischer Dimensionen des Alltagslebens“ anzustoßen. (S. 11) Dazu

greift er in einzelnen Kapiteln Forschungslinien aus unterschiedlichen Disziplinen – (Kultur-)Anthropologie, Kulturgeschichte, Alltagsforschung, Philosophische Ästhetik – auf. Das macht den Gang der Argumentation für die Lektüre einerseits vielleicht etwas sprunghaft, andererseits ist sie gerade wegen dieser Vielfalt anregend und empfehlenswert.

Schon seit längerem schlägt Kaspar Maase einen Perspektivwechsel vor. Ausgehend von einer nicht nur von ihm diagnostizierten „Ästhetisierung des Alltags“ in westlichen Gesellschaften, die seit den 1970er Jahren eine neue Qualität erreicht habe, tue man sich nach wie vor schwer, „ein analytisches Verständnis von Alltag mit den Dimensionen des Ästhetischen zusammenzubringen und dabei die Perspektive der Akteurinnen einzunehmen.“ (S. 11) Dem Autor geht es darum, die wechselseitige Abhängigkeit dieser drei Dimensionen aufzuzeigen. Das ist freilich schon rein quantitativ ein anspruchsvolles Anliegen, denn ins Blickfeld gerät ein beträchtlicher Teil der Lebenszeit, den wir alle heutzutage Erzeugnissen der Massenkünste widmen. Deren Vielfalt ist erdrückend – welche Chancen haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler überhaupt, sie empirisch zu erfassen und theoretisch angemessen zu interpretieren? Zudem denkt Maase angesichts der „epochalen Ästhetisierung“ daran, auch „Naturphänomene und Gebrauchsgüter“ einzubeziehen, die „*wie Kunst*“ wahrgenommen werden. (S. 39, kursiv im Original)

Selbstverständlich muss man hier nicht bei Null beginnen, hat doch der Autor selbst dazu beigetragen, entsprechende Konzeptionen, Begriffe und Theorien zu entwickeln.¹ Im ersten Kapitel des vorliegenden Buches werden zunächst kulturanthropologische Ansätze unterschiedlicher Provenienz bemüht, um die Rolle des Ästhetischen bei der „Menschwerdung“ des Menschen darzulegen. Hier geht es auch nicht nur um förderliche Erfahrungen, sondern um ästhetische Deprivation und ihre sozialen Folgen. Allerdings wird dieser Pfad nicht weiterverfolgt, weil der Autor, wie er in einer Fußnote begründet, „positiv bewertete Empfindungen in den Mittelpunkt“ stellen will. (S. 22) Anders sei der seit dem 19. Jahrhundert zu beobachtende Ästhetisierungsprozess nicht zu verstehen, dessen geschichtlicher

1 Vgl. Kaspar Maase: Populärkulturforschung. Eine Einführung. Bielefeld 2019.

Entfaltung der zweite Teil des Kapitels gewidmet ist: „Ästhetisierung bezeichnet also die zunehmende Häufigkeit, Intensität und gezielte Herstellung von Konstellationen, in denen ästhetisches Erleben als Selbstzweck stattfindet. Dieses Erleben wird gesucht wegen der intensiven, befriedigenden oder gar beglückenden Gefühle, die es erzeugen kann.“ (S. 48f.)

Im Anschluss wird dargelegt, was in diesem Zusammenhang unter „Ästhetik“, „Schönheit“ oder „Kunst“ verstanden werden soll. Hier wird das Merkmal des „Selbstzweckhaften“ stark gemacht. Im Gegensatz zum Postulat der „Interesselosigkeit“ (Kant) nähern sich die Akteure ihren Gegenständen mit dem Ziel, sich ein Vergnügen zu bereiten. Eine solche, auf subjektive Motivationen und Empfindungen abhebende Perspektive sieht sich aber, so Maase, dem nahezu reflexhaften Vorwurf ausgesetzt, die Kehrseite, die depravierenden Momente dessen, was da rezipiert wird, zu übersehen. Dem kann der Autor ein elegantes Argument entgegensetzen: Wer sich nur auf die Objekte, die Produkte stütze, dem entgingen die vielfältigen Weisen der Rezeption. Seine Perspektive könne deshalb „als Beitrag zur ‚realistischen‘ Justierung herrschaftskritischer Argumentation“ aufgefasst und genutzt werden. (S. 66)

„Alltäglich“ ist ein weiteres, vom Titel des Buches vorgegebenes Feld, denn das in den Blick genommene „ästhetische Erleben“ müsse in den Alltag passen, um in Gang gesetzt werden zu können. Der Autor präferiert hier nachvollziehbar Konzepte, die im Umfeld von Alfred Schütz' Überlegungen zum Modus der alltäglichen Lebenswelt entstanden sind. Damit ist zugleich ein theoretisches Gegenüber gesetzt: die „wissenschaftliche Einstellung“ (Schütz), von Maase „Expertinnenästhetik“ genannt. Von hier aus wird gezeigt, dass schon das Wie und Warum der Zuwendung zu den Objekten des ästhetischen Genusses entscheidende Differenzen generiert: einerseits die methodisch und theoretisch angeleitete Wissenschaft, andererseits „Pragmatismus“, von Stimmungslagen und allerlei anderen Zufälligkeiten abhängige Formen der Rezeption.

Solche Überlegungen transzendieren allerdings noch nicht den Horizont empirischer Kulturforschung. „Deren blinder Fleck ist oft die eigentlich ästhetische Dimension: das besondere Potenzial der rezipierten Angebote und die besonderen Bemühungen der Nutzerinnen, mit diesem Potenzial (und nicht nur aus dem ‚Drumherum‘)

Vergnügen, Wohlgefallen, Lust zu erzeugen.“ (S. 116) Für diese Art von Interaktionen verwendet Maase den Begriff Ko-Laboration. Der Aufwand, der dabei getrieben wird, kann größer oder kleiner sein, Laien können zu Experten und Expertinnen mutieren – ein weiterer Beleg dafür, dass die Differenz von Alltagsmodus und wissenschaftlicher Welt in erster Linie eine analytische Kategorie ist.

Die Idee des Autors, im alltagsästhetischen Erleben von einem Kontinuum auszugehen, hat deshalb vieles für sich. Im letzten Kapitel werden sechs Dimensionen dieses Erlebens herauspräpariert: „Mitwahrnehmung und ‚Mikroerlebnisse‘; Synästhesie und Ganzheitlichkeit; Wissen; Bewusstheit/Reflexivität; Kommunikation; Stimmungen und Existenzialien.“ (S. 137) Es sind Modi des Erlebens, die, miteinander verwoben, den Wechsel zwischen unbewusstem, aber trotzdem folgenreichem Wahrnehmen bis zu jenen Momenten umfassen, die als Marksteine fundamentaler Veränderungen in der Selbst- und Welterkenntnis gelten können.

Im abschließenden Ausblick erinnert Maase daran, dass alltagsästhetische Praktiken Teil der Lebensweise aller gesellschaftlichen Gruppen sind, allerdings eingebettet in je unterschiedliche Kontexte (Habitus'). Das beeinflusst nicht nur ihr So-Sein, sondern auch die Bewertung, die sie erfahren. Was da alltäglich an Schöнем erlebt wird, sind oft Produkte einer profitorientierten Kulturindustrie. Kann hier überhaupt von Ästhetischem und von Schöнем gesprochen werden? Der Autor fordert dazu auf, die Realitäten neu zu vermessen, kritisch und solidarisch zugleich.

Auch die Lektüre dieses Buches kann „erlebt“ werden – sie weckt Assoziationen. Das liegt nicht zuletzt an den vielen Beispielen, die, wie anfangs in einer Fußnote vermerkt, zum Teil auf eigenen Erfahrungen, auf Selbstbeobachtung beruhen. Zugleich regt sich Kritik. Das einführende Eintauchen in die Welt ästhetischer Interaktionen, das wissenschaftliche Bemühen, ihre besonderen Qualitäten herauszuarbeiten, lässt ihre Einbindung in spezifische Lebensverhältnisse und die ungleiche Verteilung der Möglichkeiten, sich solche Genüsse zu organisieren, letztlich und entgegen der Absicht des Autors bedeutungsloser erscheinen als sie sind. Dabei ist weniger an soziale Herkunft oder kulturelle Kompetenz gedacht, sondern mehr an die Phasen des Lebenslaufs: Berufstätige Mütter (und Väter) können sich nur selten „Schönes“ gönnen, denn selbst auf dem

Arbeitsweg müssen sie etwa den nächsten Einkauf planen, statt sich in ihre Lieblingsmusik zu versenken. Wie weit, ist hier zu fragen, kann sich die Wirklichkeit vom Idealtypischen entfernen, ohne dass letzteres seine Plausibilität verliert?

GERLINDE IRMSCHER

Elke Krasny, Sophie Lingg, Lena Fritsch, Birgit Bosold, Vera Hofmann (Hg.): Radicalizing Care. Feminist and Queer Activism in Curating (=Publications Series of the Adademy of Fine Arts Vienna, 26), London: Sternberg Press 2021, 326 S., zahlreiche Abb.

In der Volkskunde/Europäischen Ethnologie wurde das Thema Care meist mit einem heteronormativen Geschlechterrollenverständnis in Verbindung gebracht. Die Auseinandersetzung im Fach blieb daher einige Zeit bei der Pflegearbeit und der Kinderobsorge stehen. In den letzten Jahren gewannen Diskussionen um Care-Arbeiter:innen und die Feminisierung der Pflegearbeit bei Tagungen und in diversen Publikationen an Bedeutung. Zeitgleich mit der Ausweitung dieses Diskurses fand ein zunehmender Ökonomisierungsdruck auf das Pflegepersonal statt, der heute als Pflegenotstand diskutiert wird. Die Care-Arbeit wurde ein wichtiges Thema der Frauenbewegung im globalen Westen und wird in Hinblick auf gerechtere Entlohnung besprochen sowie mit der Frage nach einer fairen Verteilung der Reproduktionsarbeit verschränkt. In letzter Zeit wird der Care-Begriff multiperspektivisch unter Einbeziehung von globalen Arbeitsverhältnissen und unter intersektionalen Aspekten erforscht.¹ Im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie wird der Begriff zunehmend stärker im Zusammenhang mit dem Kuratieren von Ausstellungen gesehen, und er spielt im künstlerischen, aktivistischen

1 Siehe dazu: Beate Binder, Sabine Hess: Politiken der Für_Sorge – Für_Sorge als Politik: Einige einleitende Überlegungen. In: Beate Binder, Christine Bischoff, Cordula Endter u. a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnografische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Berlin, Toronto 2019, S. 9–32, hier S. 9–20.

Bereich – analog wie digital – eine immer größere Rolle.² Die vorliegende Publikation von Krasny, Lingg, Fritsch, Bosold und Hofmann behandelt das Thema *Radicalizing Care* in diesem Sinne umfassend, mit vielen Beispielen aus verschiedenen Zusammenhängen, von der digitalen Kunst über aktivistische/künstlerische Gruppen bis zur Ausverhandlung in Museen.

Das Buch ist in drei Kapitel unterteilt, erstens: *Curating-as-Caring: Ethico-political Doings*, zweitens: *Material Doings* und drittens: *Activist Doings*. Jedes Kapitel beinhaltet acht bis neun Beiträge, das heißt, insgesamt besteht der Sammelband aus 25 Beiträgen. Eine umfassende Rezension aller Beiträge ist hier auch aufgrund des Umfangs des Buches nicht möglich, daher soll die Besprechung von ausgewählten Texten verschiedener Bereiche herausstreichen, was alles in Zusammenhang mit Care steht und welche relevanten Theorien sich daraus entwickeln.

In der Einleitung wird der Begriff Care im Allgemeinen beleuchtet und ein Überblick gegeben, wie dieser in feministischen Theorien im Laufe der Geschichte verstanden wurde. Das Kuratieren wird als eine kritische Praxis des Sorgetragens in Zusammenhang mit politischen, feministischen sowie queer-feministischen Herausforderungen verstanden. So wird auch das Kuratieren zur Care-Arbeit, die gegen Probleme kämpft, aber gleichzeitig Hoffnung, Freude und positive Visionen in sich trägt. Diese imaginieren und kreieren eine bessere Gesellschaft wider sozial-ökonomische Ungerechtigkeiten (S. 11–12).

Der Care-Begriff steht in Zusammenhang mit vielen gesellschaftspolitischen und auch sozialen Krisen. Wenn sie aus der Mitte der Krise heraus kritisch beleuchtet und reflektiert und als politisch betrachtet werden, so kann von *radicalizing care* gesprochen werden (S. 14), worauf sich der Titel des Buches bezieht.

Zu Beginn beschäftigt sich Elke Krasny in *Radicalizing Care: Feminist Futures for Living with an Infected Planet* (S. 28–37) mit der Covid-19-Pandemie. Sie erläutert, wie in den sozialen Medien durch viele Hashtags während der Pandemie auf das Thema „Taking Care“

2 Civa Festival 2023, Intangible Care, <https://www.civa.at/> (Zugriff: 24.2.2023).

und das gegenseitige Aufeinander-Achtgeben Bezug genommen wurde. Krasny geht auf Sprachbilder ein, wie jenes vom „Kampf gegen das Virus“ oder des Pflegepersonals als Soldat:innen, die „an der Front stehen“, welche dem militärischen Bereich entnommen sind. Sie stellt die Frage, wie mit einem Planeten umgegangen werden kann, der mit vielen Krisen infiziert ist. Eine dieser Krisen sei „the capitalist disease our planet is suffering from.“ (S. 32) Eine andere betreffe vor allem Frauen: Die Corona-Pandemie habe die Probleme in ihren prekären und feminisierten Arbeitsbereichen verstärkt. Frauen hatten in der Care-Arbeit oft keine Möglichkeit, im Homeoffice zu arbeiten, oder aber mussten im Homeoffice zusätzlich Betreuungstätigkeiten übernehmen (S. 32). Ein Weg daraus könne darin bestehen, kritisches Bewusstsein zu schaffen und eine kollektive Praxis zu leben, die in Allianz mit dem Care Feminism stehe, um auf diese Weise eine neue Agenda zu erstellen und neue Wege zu finden. Diese solle die Regeneration menschlichen Lebens im Mittelpunkt haben, außerdem eine Wiederherstellung der Solidarität sowie die Reparatur und Heilung des Planeten (S. 33). Zum Schluss fasst Krasny zusammen: „Care feminism stands up for continued living with and taking care of an infected planet where life is not subordinated to labor, and nature is not subordinated to extraction“. (S. 35)

Lesia Prokopenko postuliert in ihrem Text *Curating Theory, Mending Care* (S. 38–47), dass Care mehr beinhaltet als die bloße Reproduktion zum Erhalt des Lebens. Vielmehr geht es um ein Sorgetragen für sich selbst. Sie betrachtet den Begriff Care auch als ein Werkzeug, mit dessen Hilfe entschieden werden kann, welches Wissen wie weitergegeben wird. Daraus ergibt sich ein Zusammenhang zum Kuratieren als Weitergeben von Theorien, die von Menschen hergestellt werden, und das nicht nur im wissenschaftlichen Kontext. Doing theory im Sinne Karen Barads sei somit eine weitere Möglichkeit, Sorge zu tragen im kuratorischen Sinn, aber auch im alltäglichen Leben (S. 39).

In ihrem Text *Caring Curatorial Practice in Digital Times* (S. 48–57) setzt sich Sophia Lingg mit dem Kuratieren im digitalen Raum auseinander und damit, wie gerade hier Strategien für eine Praxis des Sorgetragens gefunden werden müssen. Dabei nimmt sie das konkrete Beispiel der Künstlerin Sophia Süßmilch in den Blick, die durch ein Facebook-Posting 2019 einen „Shitstorm“ auslöste.

Künstler:innen bzw. Kurator:innen, so Lingg, leisteten im digitalen Bereich als digitale Detoxikolog:innen Deep Care, was in Zukunft immer wichtiger werde. Ein Prozess der Transformation im digitalen Raum müsse gestartet und gestaltet werden, um einen Austausch von verschiedenen künstlerischen Formen in einem cyberfeministischen Sinn zu ermöglichen (S. 49–55).

Nataša Petrešin-Bachelez erörtert in ihrem Text *Caretaking as (is) curating* (S. 58–67), dass das Kuratieren als Praxis eng mit dem Begriff Care verwoben ist. Welches Wissen wird dargestellt, welche Institutionen erhalten eine Plattform, und wie kann das Wissen von Communitys geteilt werden, die sonst innerhalb der Institutionen nicht sichtbar sind? Letzteres könne durch die Praxis des feministischen Zuhörens und durch das Sich-gemeinsam-für-etwas-Einsetzen und -Sorgetragen bewerkstelligt werden (S. 65). Auch die Schaffung eines inklusiven Raumes, der all jenen eine Plattform bietet, die sich für andere einsetzen und sich gegen ökonomische Logiken richten, trage dazu bei (S. 74).

Der Beitrag *Crippling the Curatorial* (S. 80–91) von Hana Janečová erweitert die Perspektive, indem er danach fragt, welche Politiken des Körpers im gesellschaftlichen Diskurs eine Rolle spielen und wie Macht durch bestimmte Repräsentationen zum Ausdruck gebracht wird. Welche Körper werden in der Gesellschaft wahrgenommen, welche als positiv konnotiert, und welche sind negativen Bewertungen ausgesetzt? Janečová porträtiert dabei aktivistische Gruppen, die sich dafür einsetzen, die vorherrschenden gesellschaftlichen Körpernormierungen zu hinterfragen (S. 81–86). Im Buch findet sich außerdem das *Collective Care Manifesto* k/are von Agnieszka Habraschka und Mia von Matt (S. 92–97), das eine Inklusivität im Zugang zu Bildung, eine Beteiligung an verschiedenen Formen des Protestes sowie rechtliche und selbst organisierte Strukturen des Sorgetragens fordert.

Weitere Beiträge beschäftigen sich etwa mit der institutionellen Care-Arbeit in Zeiten von enormen finanziellen Unsicherheiten (*COVEN BERLIN, Accessibility at the Intersection of the Physical, the Digital, and the Financial*, S. 184–192) oder mit dem Wissen indigener Bevölkerungen im Zusammenhang mit Strategien des *Curating Care* (Lena Fritsch, *Caring for Decolonial Futures. Listening to the Voices of Decolonial Activism in the Museum*, S. 248–259).

Alle Beiträge sind perspektivenreich und mit vielen Theorien untermauert, reflektiert, kritisch und anschaulich. Die Länge der Beiträge lässt es zu, viele Theorien einzupflegen, was einerseits spannend, andererseits aber für Leser:innen, die sich selbst noch nicht umfassend mit diversen Theorien des Care-Begriffes auseinandergesetzt haben, teilweise sehr herausfordernd ist. Trotzdem kann der Band durchwegs auch dafür empfohlen werden, sich einen ersten Überblick über das Thema zu verschaffen. Viele Theoretiker:innen und Aktivist:innen sowie Beispiele aus der künstlerischen Praxis werden vorgestellt. Der dritte Teil des Buches, *Activist Doings*, bietet Zitate und Abbildungen, die die theoretischen Ausführungen anschaulicher und leichter verständlich machen, sowie Beispiele dafür, wie die Theorien in einer künstlerischen Praxis angewendet werden.

KATRIN PRANKL

Felix Gaillinger: Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter (=Münchener Ethnographische Schriften, 35). München: utz Verlag 2022, 136 Seiten, 2 Abb.

2016 plädierte Beate Binder auf der Tagung *Dimensionen des Politischen* für eine verstärkte Einbeziehung rechtsanthropologischer Perspektiven bei der Analyse politischer Praktiken.¹ Zwar bezogen sich ihre Ausführungen vor allem auf eine Kulturanthropologie in und über Politikfelder, politische Interventionen, soziale Kämpfe u. ä., gleichwohl können ihre Ausführungen für eine kulturwissenschaftliche Analyse alltäglicher politischer Aushandlungen in Stellung gebracht werden. Denn Recht, so Binder, ist immer auch „Verhandlungsgegenstand, Werkzeug sozialer Auseinandersetzungen, Modus der Teilhabe

1 Beate Binder: Rechtsmobilisierung. Zur Produktivität der Rechtsanthropologie für eine Kulturanthropologie des Politischen. In: Johanna Rols-hoven, Ingo Schneider (Hg.): *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft*. Berlin 2018, S. 51–62.

sowie des Konfliktmanagements“.² Wie eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung in und mit diesem Themenfeld aussehen kann, zeigt das hier rezensierte Werk von Felix Gaillinger, das sich mit den rechtlichen und sozialen Kontexten von Unterhaltskonflikten junger Volljähriger mit ihren Vätern beschäftigt. Es handelt sich dabei um eine 2022 veröffentlichte Masterarbeit, die am Münchner Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie entstand und die der Autor selbst als eine Arbeit am „Schnittpunkt von Rechtsanthropologie, Prekarisierungs- und Familienforschung“ (Umschlagtext) verortet.

Den Ausgangspunkt der Arbeit bildet der Konflikt unterhaltsberechtigter Volljähriger (weil sie sich z. B. noch in Ausbildung oder im Studium befinden) mit ihren zahlungspflichtigen Vätern. Während vor der Volljährigkeit die Unterhaltszahlungen in Deutschland staatlich geregelt werden, verändern sich mit dem 18. Geburtstag die rechtlichen Rahmungen für den Unterhalt grundlegend: Zum einen werden die Unterhaltszahlungen grundsätzlich neu berechnet (Barunterhalt müssen nun beide Eltern leisten und nicht mehr nur der Elternteil, bei dem die unterhaltsberechtigten Person lebt). Zum anderen müssen die nun Volljährigen ihren Unterhalt von dem entsprechenden Elternteil selbstständig einfordern. Die damit einhergehende Verantwortungsübertragung – von staatlichen Institutionen hin zu den jungen Erwachsenen – ist für die jungen Volljährigen sehr oft mit emotionalen und sozialen Belastungen in der Beziehung zu ihren unterhaltspflichtigen Vätern verbunden.

Es sind jene sozialen Kontexte und Beziehungspraktiken im Konflikt um Unterhaltszahlungen, die das Thema der vorliegenden Arbeit bilden. Im Zentrum der Arbeit steht also die Frage: „Wie ordnen, handeln und verhandeln die unterhaltssuchenden Volljährigen, die *nicht mehr* minderjährige Kinder von Eltern sind, die für sie die Unterhaltsfragen klären, aber *noch nicht* auf diese Unterhaltszahlungen verzichten können und wollen, weil sie *noch nicht* mit beiden Beinen im Leben stehen und ein prekäres Ausbildungsverhältnis durchlaufen“ (S. 12, kursiv im Original). Es handelt sich um eine akteurszentrierte Forschung, die auf Basis von interviewbasierten Fallanalysen und Dokumentenanalysen den Fokus auf die jungen

Volljährigen legt, um deren Perspektive nachzuzeichnen. Dargestellt werden dabei ausschließlich Unterhaltskonflikte mit Vätern. Damit spiegeln die Fälle eine gesellschaftliche Realität, in der Mütter ihren Unterhaltsverpflichtungen in der Regel „individuell und außerrechtlich“ (S. 14) nachkommen, indem sie beispielsweise mit ihren Kindern auch über das 18. Lebensjahr hinaus einen Haushalt teilen.

Von über 30 Personen, die sich auf öffentliche Aushänge des Autors gemeldet haben, bilden vor allem die Fallbeispiele dreier Personen – Laura, Dorian und Chiara – den empirischen Kern der Arbeit. Entlang des Interviewmaterials werden ihre Perspektiven, Erfahrungen und Umgangsweisen im Unterhaltskonflikt mit ihren Vätern nachgezeichnet und analytisch zugänglich gemacht. Dabei wird auch der Autor selbst immer wieder zu einem vierten involvierten und kommentierenden Feldsubjekt, das zitierte Aussagen mit eigenen Erfahrungen ergänzt oder konterkariert. Flankiert werden diese Darstellungen von Interviews mit Vertreterinnen des Münchner Stadtjugendamts sowie der Rechtsberatung des Jugendinformationszentrums, die jeweils verschiedene Beratungsangebote für unterhaltsbedürftige Volljährige anbieten. Beide Perspektiven werden als Exkurs gerahmt und in Unterkapiteln zu den Erfahrungen Chiaras angeordnet. Damit bilden sie wertvolle inhaltliche Ergänzungen zu den vorher dargestellten Erfahrungen und Umgangsweisen der jungen Volljährigen, wenngleich sie auch als ausgegliederte Kapitel gut funktioniert hätten.

In den interviewbasierten Kapiteln zeichnet der Autor die Problemlagen und Herausforderungen nach, welche die Akteur:innen sehen, wenn sie ihre rechtlichen Ansprüche innerhalb einer (mal mehr, mal weniger guten) sozialen Beziehung zu ihren Vätern durchsetzen wollen. Das Recht ist für sie dabei stets ein Referenzpunkt, der ihnen dazu dient, ihren legitimen Anspruch vor ihren Vätern zu erkennen und zu vertreten. Gleichwohl zeigen Gaillingers Analysen, dass „[n]iemand von ihnen [...] den Unterhalt eng entlang der Regelungen im Bürgerlichen Gesetzbuch aus[handelte]. Jede:r von ihnen etablierte eine eigene Praxis, die sich entlang des Beziehungsverhältnisses zum Vater durchdeklinierte und dabei nicht rein rational sein konnte.“ (S. 107, kursiv im Original) Die Akteur:innen adaptierten also einen Teil der rechtlichen Rahmungen und übersetzten ihn in eine eigenverantwortliche Praxis, die sie je nach Einschätzung der

sozialen Beziehung zu ihren Vätern gestalteten. So nutzt beispielsweise Dorian ein ausgedrucktes und zum Treffen mit dem Vater mitgebrachtes (aber letztlich nicht vorgezeigtes) Gerichtsurteil als argumentatives Backup (S. 79), während der in formal-juristischer Sprache geschriebene Brief, den Chiara mit Hilfe des Stadtjugendamts formuliert, von ihr in eine emotionalere und persönlichere Ansprache abgemildert wird, um das „eigentlich gute“ Verhältnis zu ihrem Vater nicht zu gefährden (S. 90).

Es sind jene Einblicke in die Alltagspraktiken im Umgang mit Recht, die die Studie so interessant machen. Als Ethnografin ist man gerade deshalb versucht, sich an der einen oder anderen Stelle eine längere Begleitung der vorgestellten Akteur:innen (auch im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung) zu wünschen. Gleichwohl ist die Arbeit bemerkenswert dicht an Material und Einblicken und bildet damit – unso mehr, weil es sich um eine Masterarbeit handelt – ein gelungenes Beispiel für eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit sozialen, rechtlichen wie auch letztendlich politischen Auseinandersetzungen im Alltag.

STEPHANIE SCHMIDT

Eingelangte Literatur¹

- Achhoner, Bernhard**, Musik und kulturelles Gedächtnis. Zur musikalischen Instrumentalisierung von Heimat, Kultur und Identität im Tiroler Nationalsozialismus. Bielefeld, Aisthesis Verlag, 2019. 164 Seiten, Illustrationen
- Aichinger-Rosenberger, Peter**, Wege – Hütten – Warten. St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Kunst und Kultur, 2022. 64 Seiten (=Denkmalpflege in Niederösterreich, 67) (=Mitteilungen aus Niederösterreich, 2022/8)
- Bertsch, Siegfried und Peter Steidl**, Rankweil, Brederis – Kapellen, Fußfälle, Bildstöcke, Flur-, Weg- und Unfallkreuze. Rankweil, Marktgemeinde Rankweil, 2022. 215 Seiten, Illustrationen
- Beyer, Andreas**, Künstler, Leib und Eigensinn. Die vergessene Signatur des Lebens in der Kunst. Berlin, Verlag Klaus Wagenbach, 2022. 328 Seiten, Illustrationen
- Binder, Beate, Christine Bischoff, Cordula Endter, Sabine Hess, Sabine Kienitz und Sven Bergmann (Hg.)**, Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen u. Berlin, Verlag Barbara Budrich, 2019. 342 Seiten, Illustrationen
- Bischoff, Christine (Hg.)**, Auf See. Kreuzfahrten kulturwissenschaftlich betrachtet. Münster u. New York, Waxmann, 2021. 383 Seiten, Illustrationen (=Förderblick – Kieler Schriften zur Alltagskultur, 1)
- Böth, Gitta u. a.**, Werkzeuge. Eine Typologie für Museen und Sammlungen. Teil 1: Axt – Feile, Raspel, Schaber – Hacke, Haken, Harke, Haue. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 2020. 144 Seiten, Illustrationen (=MuseumsBausteine, 20.1) (=Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik, 34) (=Materialien aus dem LWL-Museumsamt für Westfalen, 13)
- Brückner, Wolfgang**, Wirkendes Wort als gesunkenes Kulturgut. Volkskundliche Quellenstudien zu barocken Ritualien. Dettelbach, J. H. Röhl, 2021. 127 Seiten, 2 Illustrationen
- Christoph, Charlotte, Esther Kraler und Sandra Konstatzky**, „Jetzt im Recht! Wege zur Gleichbehandlung“. Ausstellung zum 30-jährigen Jubiläum der Gleichbehandlungsanwaltschaft im Volkskundemuseum Wien. Wien, Bundeskanzleramt, 2022. 45 Seiten
- Czasny, Karl**, Revolution an Inn und Salzach. Eine Erzählung über das Vergessen und Erinnern. Norderstedt, Books on Demand, 2023 203 Seiten, 1 Karte
- Dixon-Declève, Sandrine u. a.**, Earth for All. Ein Survivalguide für unseren Planeten. Der neue Bericht an den Club of Rome, 50 Jahre nach „Die Grenzen des Wachstums“. München, oekom, 2022. 249 Seiten, Diagramme, Karte
- Dressel, Gert u. a. (Hg.)**, Erzählcafés. Einblicke in Praxis und Theorie. Weinheim, Beltz Juventa, 2023. 317 Seiten, Illustrationen
- Dülmen, Moritz van (Hg.)**, Berlin global. Erschienen anlässlich von Berlin Global – Berlin Ausstellung im Humboldt Forum. Berlin, DISTANZ Verlag, 2021. 199 Seiten, Illustrationen
- Dünnebier, Anna und Gert von Paczensky**, Leere Töpfe, volle Töpfe. Die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens. Berlin, Aufbau Verlag, 2021. 501 Seiten, Illustrationen (=Die Andere Bibliothek)

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Dupont, Christine A., Stéphanie Gonçalves und Emma Teworte (Hg.)**, *Throwaway. The History of a Modern Crisis*. Luxembourg, Publications Office of the European Union, 2022. 255 Seiten
- Eigmüller, Michaela (Hg.)**, *Schützen – das Buch. 500 Jahre Kulturgeschichte in Süddeutschland*. Illerbeuren, Zweckverband Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren, 2021. 336 Seiten, Illustrationen
- Eminger, Stefan (Hg.)**, *LandUmStadt. 100 Jahre Trennung von Wien und Niederösterreich*. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2022. 152 Seiten, Illustrationen, Karten (=Studien und Forschungen aus den NÖ Institut für Landeskunde, 77)
- Ernst, Christoph u. a. (Hg.)**, *Radikale Imagination*. Bielefeld, transcript, 2022. 206 Seiten (=Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 2022/2)
- Fischer, Konrad und Peter Vogt (Hg.)**, *Aufbruch Netz Erinnerung. 300 Jahre Herrnhut*. Dresden, Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen, 2022. 304 Seiten, 350 Illustrationen
- Fitz, Paul**, *Das Kunstrückgabegesetz. Historische Verantwortung durch Selbstbindung*. Wien, Jan Sramek Verlag, 2022. XXV, 328 Seiten (=Intarsien – Auslegungen zu Kultur und Recht)
- Fremuth, Michael Lysander (Hg.)**, *70 Jahre Europäische Menschenrechtskonvention. Tagungsband zur Festveranstaltung*. Wien, MANZ Verlag Wien, 2022. XII, 149 Seiten (=Menschen.Rechte!, 1)
- Friepez, Werner u. a.**, *Um Wellenlängen voraus. Zur Autochromfotografie der Fotopionierin Erzherzogin Margaretha von Österreich-Toskana*. Linz, OÖ Landes-Kultur GmbH 2022, 237 Seiten
- Gailus, Manfred**, *Gläubige Zeiten. Religiosität im Dritten Reich*. Freiburg u. a., Herder, 2021. 223 Seiten, Illustrationen
- Hesse, Jochen u. a. (Hg.)**, *Ins Licht gezeichnet. Scheibenrisse von Amman bis Füssli*. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Schatzkammer der Zentralbibliothek Zürich, vom 18. März bis zum 2. Juli 2022.
- Petersberg, Michael Imhof Verlag, 2022. 240 Seiten
- Hirsch, Annabelle**, *Die Dinge – eine Geschichte der Frauen in 100 Objekten*. Zürich u. Berlin, Kein & Aber, 2022. 410 Seiten, Illustrationen
- Hirschfelder, Gunther u. a.**, *Foodguide Jüdische Küche. Geschichten – Menschen – Orte – Trends*. Leipzig, Henrich & Henrich, 2022. 384 Seiten, Illustrationen
- Hörl, Thomas**, *Curtain Walls & Rautenballett. Mit Texten von Simone Egger und Brigitte Felderer*. Wien, Verlag für moderne Kunst, 2022. 179 Seiten
- Hövelmann, Katharina u. a. (Hg.)**, *Atelier Bauhaus, Wien – Friedl Dicker und Franz Singer*. Erscheint zur gleichnamigen Ausstellung des Wien Museums, Wien Museum MUSA, 24. November 2022 bis 26. März 2023. Salzburg, müry salzmann, 2022. 448 Seiten (=Sonderausstellung des Wien Museums, 431)
- Jödicke, Frank u. a. (Hg.)**, *Bürokratiepolitiken*. Wien, Sonderzahl, 2021. 222 Seiten, Illustrationen (=Schriften zur Verkehrswissenschaft, 44)
- Kania-Schütz, Monika und Simon Kotter (Hg.)**, *Marosenlehen, Obersalzbergstraße 66*. Ein musealisierter Zwiefhof. Großweil, Freilichtmuseum Glentleiten, 2022. 208 Seiten, Illustrationen, Fotografien, Pläne (=Schriftenreihe des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern, 36)
- Kasper, Michael u. a.**, *Montafoner Hausgeschichten*. Bau- und Nutzungsgeschichte der Museumsgebäude in Bartholomäberg, Gaschurn, Schruns und Silbertal, Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2022. 92 Seiten, Illustrationen (=Kleine Schriften der Montafoner Museen, 2)
- Kasper, Michael und Bruno Winkler**, *15 Orte – 15 Geschichten*. Texte verorten Erinnerungen an den Nationalsozialismus in Montafon. Schruns, Vorarlberger Verlagsanstalt, 2021. 37 Seiten, Illustrationen
- Kasper, Michael und Marina Hilber (Hg.)**, *krank – heil – gesund*. Medizin-geschichte(n) aus dem Montafon.

- Innsbruck. Universitätsverlag Wagner, 2022. 394 Seiten, Illustrationen (=Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe, 31)
- Kassung, Christian**, *Fleisch. Die Geschichte einer Industrialisierung*. Paderborn, Schöningh, 2021. X, 294 Seiten, Illustrationen
- Kraus, Karl**, *Geheimkurier, Freischärler, Feuerwehrmann. Das Leben des Grafen Thomas Erdödy 1886 bis 1931*. Mattersburg, Hauptreferat Sammlungen des Landes, 2022. 296 Seiten, Illustrationen (=Burgenländische Forschungen, 114)
- Kultur ist**. Beiträge der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft e. V., 2022. 214 Seiten, Illustrationen, Diagramme (=Untersuchungen/Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 128)
- Kumkar, Nils-Christian**, *Alternative Fakten. Zur Praxis der kommunikativen Erkenntnisverweigerung*. Berlin, Suhrkamp, 2022. 332 Seiten (=edition suhrkamp, 2811)
- Künzler, Sibylle**, *Bewegte Topologien. Kulturwissenschaftliche Erkundungen augmentierter Räume*. Zürich, Chronos, 2023. 376 Seiten, Illustrationen (=Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 10)
- Mannsberger, Josef G. F.**, *Lichtmuseum & mehr. Entstehung und Aktivitäten des Museums Leobersdorf. Leobersdorf, Marktgemeinde Leobersdorf*, 2022. 23 Seiten, Illustrationen
- Marchfeld Geheimnisse gelüftet**. Rückblick auf die Niederösterreichische Landesausstellung 2022, 26. März bis 13. November 2022. Schallaburg, Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H., 2022. 127 Seiten, Illustrationen
- Margoni, Alessandro**, *No taliagn no tudësc = Né italiani né tedeschi. Origine e formazione dell'identità ladina tra Otto e Novecento*. Sèn Jan, Istitut Cultural Ladin „majon di fascegn“, 2022. 423 Seiten, Illustrationen
- Mittendrin**. 82. Telgter Krippenausstellung, 2022–2023. Telgte, RELiGIO, Westfälisches Museum für Religiöse Kultur, 2022. 153 Seiten
- Mulsow, Martin (Hg.)**, *Das Haar als Argument. Zur Wissensgeschichte von Bärten, Frisuren und Perücken*. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2022. 285 Seiten, Illustrationen (=Gothaer Forschungen zur Frühen Neuzeit, 21)
- Nitsche, Laura u. a.**, *Kaffeemilch Kaffee Kekse Topfen Marillen. Eine Hommage an die Einkaufsliste*. Mit Beiträgen u. a. v. Florian Klenk, Andrea Lunzer, Werner Meisinger, Tex Rubinowitz. München, Hirmer, 2022. 143 Seiten
- Ó Giolláin, Diarmuid**, *Exotic Dreams in the Science of the Volksgeist. Towards a Global History of European Folklore Studies*. Helsinki, The Kalevals Society, 2022. 420 Seiten (=Folklore Fellows' Communications, 325)
- Ortner, Sonja u. a. (Hg.)**, *Wir Tiroler sind lustig. Die Rolle der Volksmusik für den Tourismus*. Tiroler Volkskunstmuseum 10.6.–27.11.22. Innsbruck, Tiroler Landesmuseen, 2022. 191 Seiten
- Partl, Christian u. a. (Hg.)**, *Land – Sorten – Vielfalt. 100 Jahre Tiroler Genbank*. Tiroler Volkskunstmuseum 29.4.–30.10.2022. Innsbruck, Tiroler Landesmuseen, 2022. 183 Seiten, Illustrationen (=Studiohefte, 42)
- Pénot, Sabine und Hanna Schneck (Hg.)**, *Farbe in Schwarz-Weiß. Joseph Löwys photographische Drehscheibe (1888–1891)*. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Kunsthistorischen Museum Wien vom 28.10.2022 bis 1.5.2023. Wien, Kunsthistorisches Museum, 2022. 103 Seiten, Illustrationen
- Pfeifer, Manfred**, *Rassismus im Reisegepäck? Diskriminierungen in Internetreiseberichten über „Afrika“ – eine Stichprobe*. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2022. 287 Seiten (Kulturtransfer, 12)
- Plangg, Guntram**, *Alte Montafoner Flurnamen. 3: Lorüns, St. Anton, Stallehr, Tschagguns und Vandans*. Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2022.

- 299 Seiten, Illustrationen (=Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe, 32)
- Plüss, Mathias und Regina Hügli**, Das Wasserbuch. Überschwemmungen, Dürren, Gletscherschwund. Vier Expeditionen im Herzen Europas. Basel, Echtzeit Verlag, 2022. 199 Seiten, Illustrationen, Karte
- Pollan, Michael**, Verändere dein Bewusstsein. Die neuesten Erkenntnisse der klinischen Erforschung von Psychedelika zu Angst, Depression, Sucht und Transzendenz. München, Goldmann, 2022. 494 Seiten
- Radauer, Josef (Zgst.)**, Salzburger Hirtenlieder. Jodl sing, Maxi spring. Salzburg, Salzburger Volksliedwerk, 2022. 164 Seiten, Illustrationen (=Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg, 70)
- Ramseier, Annika (Hg.)**, Über Grenzen. Menschen in Schwaben und ihre Geschichten. Begleitheft zur Ausstellung vom 9.10.2022 bis 16.4.2023 im Museum Oberschönenfeld. Oberschönenfeld, Museum Oberschönenfeld, 2022. 48 Seiten, Illustrationen (=Kleine Schriften der Museen des Bezirks Schwaben, 10)
- Richartz, Claudia (Hg.)**, Vom Säen und Ernten. Monika Kania-Schütz und ihr Wirken für die Freilichtmuseen Glentleiten und Amerang des Bezirks Oberbayern. Festschrift zur Verabschiedung. München, Bezirk Oberbayern, 2022. 192 Seiten, Illustrationen
- Rieken, Bernd u. a. (Hg.)**, Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster, Waxmann, 2021. 351 Seiten, Illustrationen, Karten (=Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 33)
- Sauer, Walter und Vanessa Spanbauer**, Jenseits von Soliman. Afrikanische Migration und Communitybuilding in Österreich – eine Geschichte. Innsbruck u. Wien, Studienverlag, 2022. 272 Seiten, Illustrationen (=Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 63)
- Scharfe, Martin**, Das Herz der Höhe. Eine Kultur- und Seelengeschichte des Bergsteigens. Berlin, Schwabe Verlag, 2021. 429 Seiten, Illustrationen
- Schindler, Thomas, Angelika Schuster-Fox und Luzia Praxenthaler**, Schnaps. Hochprozentige Kulturgeschichte in Schlaglichtern. Flörsbachtal, Kalten-Consulting, 2022. 306 Seiten, Illustrationen
- Schwanberg, Johanna (Hg.)**, Mahlzeit = The Meal. Diese Publikation erscheint anlässlich der sechsten Themenausstellung des Dom Museum Wien vom 29. September 2022 bis 27. August 2023. Wien, Dom Museum Wien, 2022. 394 Seiten, Illustrationen
- Sobotka, Sabine u. a. (Hg.)**, Franz von Zülow – einfach vielseitig. Diese Publikation erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Sumerauerhof in St. Florian bei Linz vom 26. Juni bis 31. Oktober 2022. Linz, OÖ Landes-Kultur GmbH, 2022. 99 Seiten (=Kataloge der OÖ Landes-Kultur GmbH, 11)
- Sykäri, Venla und Nigel Fabb (Hg.)**, Rhyme and Rhyming in Verbal Art, Language, and Song. Helsinki, Finnish Literature Society, SKS 2022. 285 Seiten, Illustrationen, Karten (=Studia Fennica. Folkloristica, 25)
- Telesko, Werner, Stefanie Linsboth und Sabine Miesgang**, Die Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk in Ostösterreich. Der Heiligenkult im Spannungsfeld von Frömmigkeitspraxis und Medialisierung. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2022. 444 Seiten, Illustrationen (=Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 78)
- Vinke, Kira**, Sturmnomaden. Wie der Klimawandel uns Menschen die Heimat raubt. München, dtv, 2022. 319 Seiten, Illustrationen, Karten
- Warneken, Bernd Jürgen**, Intersoziale Begegnungen im Großstadtraum. Drei Berliner Zeitbilder. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft e. V., 2022. 267 Seiten, Illustrationen
- Weissteiner, Evi Strauß u. a.**, Der Saltner. Flurwache zwischen Amtsperson und

- Kunstfigur. Dietenheim, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, 2022. 142 Seiten, Illustrationen (=Beiträge zur Volkskunde, 4)
- Wellner, Hermann**, Franz Xaver von Schönwerths Blick auf bäuerliche Lebenswelten. Die Konstruktion der ländlichen Oberpfalz um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Münster u. New York, Waxmann, 2022. 241 Seiten (=Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 42)
- Wenzel, Heidrun-Ulrike (Hg.)**, Haus der Geschichte. St. Pölten, Niederösterreichische Museum Betriebs GmbH, 2022. 252 Seiten
- Wenzel, Heidrun-Ulrike (Hg.)**, Haus für Natur. St. Pölten, Niederösterreichische Museum Betriebs GmbH, 2022. 252 Seiten
- Wenzel, Heidrun-Ulrike (Hg.)**, Museum Niederösterreich. St. Pölten, Niederösterreichische Museum Betriebs GmbH, 2022. 80 Seiten
- Wiegandt, Klaus (Hg.)**, 3 Grad mehr. Ein Blick in die drohende Hitzezeit und wie uns die Natur helfen kann, sie zu verhindern. München, oekom, 2022. 347 Seiten, Illustrationen, Diagramme, Karten
- Woitschová, Klára (Hg.)**, Papírová ves = Paper village. Praha, Národní muzeum, 2022. 151 Seiten, Illustrationen, Karten, Pläne

Internationale Zeitschriftenschau

- Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde**. 2022. Beiträge: Simone Egger, München 1972. Konjunkturen einer offenen Stadt im Zeichen der Olympischen Spiele. 15–27; Cindy Drexler, Faszination „Wilder Westen“ – zwischen Anverwandlung und Lust auf Zeitreise. Gelebte Geschichte im Cowboy-Club München 1913 e. V. 29–47; Daniel Habit, Wem gehört der Berg? Ein alpinistischer Problemaufriss. 49–62; Lena Möller, Lena Holderried, Sophia Maier und Jule Richter, Routinen wahren – Schwellen hüten – für Sicherheit sorgen. Akteurszentrierte Perspektiven auf den Arbeitsalltag von Türsteherinnen und Türstehern. 63–91; Helmut Groschwitz, Manuela Klotzbücher und Hermann Wellner, KulturErben – Immaterielles Kulturerbe in Bayern. Ein Werkstattbericht zur virtuellen Ausstellung auf der bayerischen Kulturplattform bavarikon. de. 93–100; Marketa Spiritova, Kulturräume – KulturAkteure – KulturPraktiken. Forschungsskizze zur Bedeutung von „Kultur“ für die Dynamisierung von gesellschaftlichen Transformationsprozessen in ländlichen Räumen. 101–110.
- Jahrbuch für Hausforschung in Österreich**. Band 3.2021 (2022). Zwischen Leitha-gebirge und Ötztaler Alpen. Aktuelle Forschungen zum historischen Hausbau in Österreich. 182 Seiten, zahlreiche Illustrationen. Beiträge: Hasso Hohmann, Heubergeräume mit Ziegelgittern in der Steiermark. 12–47; Hanna A. Liebich, Die Dachwerke im Alten Rathaus von Wien – Zeugnisse einer 700-jährigen Baugeschichte. 48–68; Stefan René Buzanich, Die Dörfer und Häuser der dörflichen Untertanen der Herrschaft Litschau in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Niederösterreich). 70–97; Gabriele Schnabl und Renate Standhartinger, Bürgerhäuser in Steyr. Der Steyrer Stadtplatz und seine bauliche Struktur. 98–115; Barbara Lanz und Sonja Mitterer, Schrofenhof Pitztal – Eine erste Nennung des „höfl ze Scurfren in Püzental“ erfolgt in einer Urkunde vom 5. April 1265. Aber wie alt ist das heute bestehende Gebäude wirklich? 116–131; Oliver Fries, Lisa-Maria Gerstenbauer und Jürgen Moravi, Der Paarhof Oberer Freser und die „Bau-Kultur-Landschaft“ von Apriach am Großglockner (Kärnten).

- Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung 2019. 132–159; Daniela Brandner und Franz Mandl, Siedlungsreste auf alten Almböden. Von der Bronzezeit bis zur Neuzeit. Dachsteingebirge, Tennengebirge, Schladminger Tauern. 161–179.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde.** 118. Jahrgang, 2022, Heft 2. Beiträge: Christian Elster und Maximilian Jablonowski, Pop, empirisch*emphatisch. Für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Popforschung. 7–29; Catharina Rüß, Vom Streetstyle zum Streetfight. Faschismus im Hipstergewand. 31–49; Julian Schmitzberger, Alles vibriert. „Vibes“ als Paradigma der Pop- und Clubkultur. 51–68; Silvy Chakkalal, Body as Relation. Queer-feministische und Schwarze Spekulation im Werk Janelle Monáe. 69–88; Johannes Müske, Schlager und Pop. Ethnografisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Annäherungen und Abstossungen. 89–107.
- Zeitschrift für Volkskunde.** 118. Jahrgang, 2022. Beiträge: Martina Klausner, A More-than-digital Anthropology. Ethnographies of Participation and Administration. 5–24; Robert Stock, Mobilität und Tuning-Prozesse. Zur Reorganisation materiell-sensorischer Praktiken blinder Fußgänger:innen durch digitale Medien. 25–50; Alain Müller, Der schmale Grat zwischen Realismus und Interpretation. Ein rekursiver Dialog zwischen „realistischem“ franko-belgischem Comic und Ethnographie. 51–77; Katharina Eisch-Angus, Locked in Liminality. Angst und Methode in der Krisenerfahrung der Gegenwart. 78–103; Karin Bürkert, Kultur als rurbane Ressource. Ethnografische Perspektiven auf Steuerungsprozesse von „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“. 104–126.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Frauke Ahrens, MA

Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie
LMU München
DFG-Projekt „Akteur*innen – Narrative – Strategien. Konstellationen einer transnationalen Folklore-Forschung, 1875–1905“
80538 München, Oettingenstraße 67
frauke.ahrens@lmu.de

Dr. Matthias Beitzl

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Dr. Reinhard Bodner

Institut für Volkskultur und
Kulturentwicklung
6020 Innsbruck, Conradstraße 6
reinhard.bodner@ivkultur.at

Dr. Juliane Brandt

EKKE Történelemtudományi Intézet
3300 Eger, Eszterházy tér 1
jbrandt60@gmx.de

Mag.^a Irina Eder

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
irina.eder@volkskundemuseum.at

Anna Engl, MA BSc

Salzburg Museum
5010 Salzburg, Mozartplatz 1
anna.engl@salzburgmuseum.at

Dr. phil. habil. Gerlinde Irmischer

13059 Berlin, Prendener Straße 8
gerlinde.irmischer@t-online.de

Konstantin Mack, MA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
konstantin.mack@univie.ac.at

Dr.ⁱⁿ Oliwia Murawska

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie – Fach
Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
oliwia.murawska@uibk.ac.at

Mag.^a Patricia Nekuda

Museumsmanagement Niederösterreich
3100 St. Pölten, Neue Herrengasse 10
patricia.nekuda@noemuseen.at

Dr.ⁱⁿ Claudia Peschel-Wacha

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
claudia.peschel-wacha@
volkskundemuseum.at

Katrin Prankl, MA MA

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
katrin.prankl@volkskundemuseum.at

Mag.^a Katharina Richter-Kowarik

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
katharina.richter-kowarik@
volkskundemuseum.at

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Stephanie Schmidt

Projekt: KI und menschliches
Sinnverstehen (MEHUCO)
Kriminologische Sozialforschung,
Fachbereich Sozialwissenschaften
Universität Hamburg
20146 Hamburg, Von-Melle-Park 5
stephanie.schmidt@uni-hamburg.de

Impressum

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben

Redaktionsteam
Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Kathrin Pallestrang,
Magdalena Puchberger und Johann
Verhovsek

Redaktionsanschrift
Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. H. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at/oezv

Gesamtredaktion und Produktion
Magdalena Puchberger
magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

Abhandlungen & Essays
Katharina Eisch-Angus
Alexa Färber
Ute Holfelder
Oliwia Murawska
Magdalena Puchberger

Berichte & Besprechungen
Thassilo Hazod (Chronik/Berichte)
Magdalena Puchberger
(Chronik/Berichte)
Kathrin Pallestrang (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)
Johann Verhovsek (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)

neuerDings
Kathrin Pallestrang
Magdalena Puchberger

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,—
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,—
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH

Offenlegung

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zur Gänze im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein dient der wissenschaftlichen Erforschung der Volkskunde Österreichs im europäischen Kontext – namentlich der in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Zentral-, Ost- und Südosteuropas – und der Verbreitung volkskundlichen Wissens im Sinne einer Europäischen Ethnologie. Der Verein ist Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde gehören an: Präsident Hofrat Dr. Wolfgang Muchitsch, Vizepräsidentin Dr. Sandra Konstatzky, Vizepräsidentin Dr. Alexia Gerhardus, Generalsekretär Mag. Matthias Beitl, Generalsekretär-Stellvertreterin Mag. Magdalena Puchberger, Kassier Mag. Stefan Benesch, Kassier-Stellvertreterin Dr. Claudia Peschel-Wacha

Abhandlungen und Essays



Vom Grauen des Feldweges, Schäumen des Sees, Rutschen des Hügels, Sinken des Hains. Einstimmung auf die Tiefenzeit einer kaschubischen Landschaft im Anthropozän¹

Aus einer empirisch-posthumanistischen Perspektive werden vier Objekte eines kaschubischen Landschaftsgefüges auf ihre Zeitigungen hin befragt: Inwiefern vermögen es diese Objekte, uns mit ihrer Agency und Gestellhaftigkeit in den Kontext der deep past und deep futures des Planeten einzubinden und uns auf das Anthropozän einzustimmen? Der Artikel diskutiert die Zusammenhänge zwischen der tiefen Zeitlichkeit und Materialität eines kaschubischen Landschaftsgefüges im Anthropozän und zeigt, inwiefern das Verweilen sowie eine Fokussierung auf Sinne und Stimmung ihrer Erschließung dienlich sein können.

Das ist die MELANCHOLIE aller Landschaften.
Man steht in ihrer Schuld. Sie verlangen die unmittelbare
Deflagration des Geistes und erreichen sie unmittelbar.
Ohne diese wären sie keine Landschaften, sondern Orte.
Dennoch wird der Geist nie genug gebrannt haben.²

1 An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei den beiden Reviewer*innen für die wertvollen und in die Tiefe weisenden Anregungen bedanken. Für die Betreuung meines Textes danke ich vielmals Alexa Färber und Magdalena Puchberger.

2 Jean-François Lyotard: Das Inhumane. Plaudereien über die Zeit. Wien 1989, S. 310; Herv. i. O.

1. Einstimmung auf ein kaschubisches Landschaftsgefüge

Zeit fließt aus der Tiefe der Landschaft und fließt in sie hinein. Dabei lässt sich die Zeitlichkeit einer Landschaft aus dem Fluss ihrer in sie eingelassenen Objekte und Materien explizieren: Für eine Kulturanthropologin bedeutet dies, zunächst das materielle Landschaftsgefüge auf sich zukommen zu lassen, um dann mit einem ethnografischen Ansinnen an es heranzutreten – und in ihm zu verweilen. In der Unmittelbarkeit des „stimmungsmäßig flackernden Sehen[s]“³ gibt die Landschaft die tief in ihr eingelagerten, intrinsischen sowie von außen ihr aufgetragenen anthropozänen Rhythmen und Taktungen preis. Mithin entzündet sich die Aufmerksamkeit für die Zeitflüsse einer Landschaft besonders an den grauenden, rutschenden, schäumenden und herabsinkenden Rändern ihrer Materie, an denen Veränderungen kontrastierend zur Abhebung gelangen: Schließlich wird „Zeit als Zeit erst auffällig [...], wenn sie bei ihrem gleichmäßigen Verfließen gestört wird.“⁴ Das Vernehmen von Zeitflüssen einer Landschaft ist durch Stimmungen vorgezeichnet, was besagt, dass das Erlebnis ihrer unterschiedlichen Zeitigungen weniger chronologisch als vielmehr kaiologisch ist: Denn in je gestimmter Aufmerksamkeit lesen wir im Raume die Zeit.⁵

Aus einer *dwelling perspective*⁶ und mit einem empirisch-posthumanistischen⁷ und damit auch sinnes- und stimmungszentrierten Zugriff möchte ich vier Objekte eines kaschubischen Landschaftsgefüges aus ihrer verschwommenen Unbestimmtheit herauslösen, um sie auf ihre Zeitigungen hin zu befragen. Die Auswahl der Objekte folgt dabei ihren mich im Feld⁸ affizierenden Materien, die beim nahen

3 Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. 11. Aufl. Tübingen 1967, S. 138.

4 Peter Sloterdijk: *Das Anthropozän. Ein Prozess-Zustand am Rand der Erd-Geschichte?* In: Jürgen Renn, Bernd Scherer (Hg.): *Das Anthropozän. Zum Stand der Dinge*. Berlin 2015, S. 25–46, hier S. 31.

5 Vgl. Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. Frankfurt a. M. 2006.

6 Tim Ingold: *The Perception of Environment. Essays on Livelihood, Dwelling and Skill*. London 2011, S. 185.

7 Vgl. Oliwia Murawska: *Empirischer Posthumanismus. Wir sind schon immer posthuman gewesen*. In: *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 2 (119), 2023, S. 223–246.

8 Das diesem Text zugrunde liegende empirische Material wurde mit einem empirisch-posthumanistischen Zugriff und mittel sinnes- und

Herantreten polyrhythmische, kollidierende und kontrakreative Zeitflüsse offenbarten: ein sandiger, in der Akkumulation unzähliger Fußspuren gewordener Feldweg, der nun vom grauen Asphalt übergeben in ein Netz befahrbarer Straßen gestellt ist; ein eutrophierender Gletscherrinnensee, dessen quellender Schaum seinen eiszeitlichen Ursprung verschleiert und zugleich die Dynamik der menschengemachten, von anthropozänen Prozessen beschleunigten Veränderungen bezeugt; ein Hügel, der, in die landwirtschaftliche Praxis eingebunden, mit schwerem Gerät aufgeschichtet wird, gleichwohl er bei heftigem Regen ins Rutschen gerät und zu seiner ursprünglichen Form zurückzufinden bestrebt ist; ein junger Hain, der in einer Senke grünend auf die unter ihm fehlende, als kaschubisches Gold geborgene Kiesschicht verweist. Wie werden diese multiplen und zum Teil gegenläufigen Zeitflüsse von den in das konkrete landschaftliche Setting eingelassenen Menschen erfahren, erinnert und entworfen? Wie werden Zeitvorstellungen von der Landschaft strukturiert und wie schreiben sich Zeitvorstellungen in eine Landschaft ein? Inwiefern vermögen es die hier betrachteten Objekte, uns mit ihrer Agency⁹ und Gestellhaftigkeit¹⁰ in den Kontext tiefer Vergangenheiten und Zukünfte – der *deep past* und *deep futures* – des Planeten einzubinden¹¹ und uns damit auf das unseren Intellekt überfordernde Anthropozän einzustimmen? Welche Rolle spielen Stimmungen und das Verweilen beim Vernehmen *tiefer* landschaftlicher Zeitflüsse im Anthropozän? Um mich diesen Fragen zu nähern, werde ich zunächst einen der

stimmungszentrierter Beobachtungen, partizipativer Gespräche und Interviews während mehrerer in den Jahren 2018 bis 2022 durchgeführter Feldaufenthalte in der Südkaschubei erhoben.

- 9 Zum Begriff „Agency“ vgl. Michaela Fenske: Agency. In: Timo Heimerding, Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster, New York 2020, S. 56–76.
- 10 Zum Begriff des Gestells, das er später noch eingehender behandelt wird, vgl. Martin Heidegger: Die Frage nach der Technik (1953). In: Martin Heidegger. Gesamtausgabe, Bd. 7: Vorträge und Aufsätze (1936–1953), I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976, hg. von Friedrich-Wilhelm Herrmann. Frankfurt a. M. 2000, S. 5–36.
- 11 Vgl. dazu Dipesh Chakrabarty: Die Zukunft der Geisteswissenschaften im Zeitalter des Menschen. Eine Notiz. In: Hannes Bajohr (Hg.): Der Anthropos im Anthropozän. Die Wiederkehr des Menschen im Moment seiner vermeintlich endgültigen Verabschiedung. Berlin 2020, S. 233–237, hier S. 236.

Erforschung anthropozäner Landschaften dienlichen Begriff vorstellen: die Tiefenzeit. Sodann werde ich meinen als empirisch-posthumanistisch ausgewiesenen Zugriff offenlegen, den ich zur Erhebung, Analyse und Interpretation des Materials gewählt habe. Es folgen die Temporalitätsanalyse der vier ausgewählten Landschaftsobjekte sowie eine abschließende stimmungszentrierte Interpretation der Ergebnisse. Das Ziel des vorliegenden Artikels ist es, die Zusammenhänge zwischen der tiefen Zeitlichkeit und Materialität eines kaschubischen Landschaftsgefüges im Anthropozän herauszuarbeiten sowie die Stimmung und das Verweilen als Modi ihrer Erschließung zu diskutieren.

2. Im Fluss tiefer Zeiten: Landschaft im Anthropozän

Dem Verfließen von Zeit einer Landschaft verweilend beizuwohnen, bedeutet unweigerlich dem Anthropozän zu begegnen, einer Epoche, in der der Mensch zum geologischen Faktor avanciert, die tiefen Zeitflüsse der Landschaft verändert, und in der sich die Grenze zwischen Natur und Menschheitsgeschichte verflüssigt:¹² Doch sobald wir beginnen, darüber nachzudenken, was es eigentlich bedeutet, wenn ein Gletscherrinnensee zur Kloake, ein Feldweg zur Asphaltwüste, ein Hügel zum Plateau und ein Hain zur Senke – kurz: wenn Geologisches menschlich und Menschliches geologisch wird –, stoßen wir an die Grenzen dessen, was insbesondere mit Blick auf die Zeitlichkeit denk- und vorstellbar ist:¹³

„Indem das Anthropozän-Konzept mit der Übertragung des Anthropos in einen tiefenzeitlichen Maßstab folglich einen Zeitraum mit einbezieht, in dem der Anthropos in seiner *gegenwärtigen*, sich selbst materielle Dauerhaftigkeit verleihenden Form potentiell nicht mehr existiert, überfordert es die menschliche Vorstellungskraft in hohem Maße.“¹⁴

12 Dipesh Chakrabarty: The Climate of History: Four Theses. In: Critical Inquiry 2 (35), 2009, S. 197–222, hier S. 221.

13 Vgl. Philip Hüpkes: Der Anthropos als Skalenproblem. In: Hannes Bajohr (Hg.): Der Anthropos im Anthropozän. Die Wiederkehr des Menschen im Moment seiner vermeintlich endgültigen Verabschiedung. Berlin 2020, S. 115–130, hier S. 115.

14 Ebd., S. 127.

Gleichwohl, so möchte ich argumentieren, erlaubt uns die Einnahme einer verweilenden Perspektive auf eine Landschaft, uns auf dasjenige einzustimmen, das sich intellektuell – im Sinne der Vernunft und bloßen Rationalität – zwar nur schwer erfassen, wohl aber stimmungsmäßig erfahren lässt: Wie unter einem Brennglas gelangt in der kaschubischen Landschaft die uns überfordernde Konvergenz von Natur und Menschheitsgeschichte plötzlich zur Abhebung, und wir sehen uns gleichermaßen vor prähumane Vergangenheiten wie posthumane Zukünfte gestellt. Ferner beginnen wir zu fragen, welche Zukünfte die Menschheit im Lichte ihrer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen zerstörerischen Eingriffe in den Planeten noch erhoffen darf. Denn die stimmungsmäßige Erfahrung und Erfahrbarkeit generiert auch ein Verstehen – wenn auch nicht unbedingt ein rationales – von Welt: „*Die Stimmung hat je schon das In-der-Welt-sein als Ganzes erschlossen und macht ein Sichrichten auf ... allererst möglich.*“¹⁵

Für die nachstehende Untersuchung von Temporalität einer kaschubischen Landschaft im Anthropozän soll ein der Geologie entlehnter Begriff zur Anwendung kommen: die *Tiefenzeit* (*deep time*).¹⁶ Um das Potenzial des Begriffes für kulturanthropologische Bedürfnisse zu entfalten, bedarf es freilich einer Übersetzungsarbeit. Diese gestaltet sich einigermassen mühelos, insofern die Tiefenzeit, anders als etwa der vielfach dazu synonym verwendete Begriff der geologischen Zeit, nicht allein das *quantitative* zeitliche Ausmaß erfasst, in dem sich geologische Prozesse ereignen, sondern vielmehr auch die *qualitative* Dimension und damit das Ungreifbare geologischer

- 15 Heidegger (wie Anm. 3), S. 138. Heidegger geht davon aus, dass die Stimmung eine Weise der Erfassung und des Verstehens von Welt ist: „Jedes Verstehen hat seine Stimmung. Jede Befindlichkeit ist verstehend.“ Ebd., S. 335.
- 16 Zum Begriff „Tiefenzeit“ vgl. Philip Hüpkes: Tiefenzeit. In: Grundbegriffe des Anthropozäns. Ein interdisziplinäres Lexikon des DFG-Forschungsprojekts „Narrative des Anthropozäns in Wissenschaft und Literatur“ 2020 (https://voado.uni-vechta.de/bitstream/handle/21.11106/299/Huepkes_Philip_Tiefenzeit_2020.pdf?sequence=3&isAllowed=y [Zugriff: 7.3.2023]); Stephen Jay Gould: Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil und Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde. München 1992; John A. McPhee: Basin and Range. New York 1981. Zur Zeitlichkeit im Anthropozän vgl. auch Christoph Antweiler: Anthropologie im Anthropozän. Theoriebausteine für das 21. Jahrhundert. Darmstadt 2022, S. 422 ff.

Zeit.¹⁷ Tiefenzeit adressiert also die Ebene der Zeiterfahrung und nicht des verstandesmäßigen Begreifens von Zeit: „The human mind may not have evolved enough to be able to comprehend deep time“.¹⁸ Im Zuge der Übersetzungsarbeit möchte ich den Begriff zusätzlich dahingehend weiten, dass er – anders als in der Geologie – nicht allein Zeitspannen von Jahrmillionen oder Jahrmilliarden beschreibt,¹⁹ sondern jegliche Zeit, die den *Alltags*verstand überfordert und der gegenüber rechnendes Denken versagt, ganz gleich, ob es sich um hundert, 10 000 oder eine Milliarde Jahre handelt. Dass für die Erfahrung von Zeit weniger ihre quantitative als vielmehr ihre qualitative Dimension ausschlaggebend ist, veranschaulicht Ludwig Wittgenstein am folgenden Beispiel:

„Wenn ich sage ‚Dieser Tisch hat vor einer Stunde noch nicht existiert‘, so meine ich wahrscheinlich, er sei erst später hergestellt worden. Sage ich ‚Dieser Berg hat damals noch nicht existiert‘, so meine ich wohl, er habe sich erst später – vielleicht vulkanisch – gebildet. Sage ich ‚Dieser Berg hat vor einer halben Stunde noch nicht existiert‘, so ist das eine so seltsame Aussage, daß nicht klar ist, was ich meine. Ob ich z. B. etwas Falsches, aber Wissenschaftliches meine. Vielleicht meint man, die Aussage, der Berg habe damals noch nicht existiert, sei ganz klar, wie immer man sich den Zusammenhang denke. Aber denke, jemand sagte ‚Dieser Berg hat vor einer Minute noch nicht existiert, sondern ein genau gleicher‘. Nur die gewohnte Umgebung läßt es klar erscheinen, was gemeint ist.“²⁰

Aussagen über und somit auch Erfahrbarkeit von Zeit sind, wie Wittgenstein erläutert, hochgradig relativ und werden erst im Kontext der gewohnten Umgebung verständlich; aus diesem Grund ist für eine Temporalitätsanalyse einer Landschaft das Einnehmen einer *dwelling*

17 Hüpkas (wie Anm. 16), S. 1.

18 McPhee (wie Anm. 16), S. 127.

19 So kann Tiefenzeit hier gleichermaßen die Gletscherschmelze vor 10.000 Jahren meinen, die für die südkaschubische Landschaftsformation ursächlich ist (die Gletscherrinnenseen, die zutage geförderte Kiesschicht, die sandigen Hügel, um die es nachstehend gehen wird), oder auch das vielleicht hundertjährige Werden eines Feldweges.

20 Ludwig Wittgenstein: *Über Gewißheit*. Frankfurt a. M. 1970, S. 22 (§ 237).

perspective so wichtig – denn dem *Gewohnten*, worin Sinn entsteht, geht das *Bewohnen* voraus. Was uns Wittgensteins Überlegungen zudem vor Augen führen, ist der Umstand, dass im Kontext des Anthropozäns und der damit einhergehenden akzelerierenden Sichtbarkeit geologischer Eingriffe des Menschen recht abwegig erscheinende Aussagen wie „Der Berg, aber auch der See, der Feldweg, der Hügel oder der Hain haben vor zehn Jahren noch nicht existiert, sondern ein jeweils genau gleicher“ – jedenfalls sofern wir die gewohnte Umgebung, in der derartige Aussagen geäußert werden, kennen – mit neuem Sinn gefüllt werden. Tiefenzeit im Sinne von *deep past* und *deep future*,²¹ wie sie nachstehend verwendet wird, beschreibt die sich überlagernden und verschwimmenden Flüsse intrinsischer und extrinsischer (vom Menschen einer Landschaft aufgetragener) geologischer Zeiten einer Landschaft, die das menschliche Vorstellungsvermögen übersteigen. Doch auch wenn die anthropozäne Kakophonie von Zeit den Alltagsverstand überfordert, ist es uns sehr wohl möglich, so meine These, uns in einer gewohnten Umgebung verweilend auf sie einzustimmen und ihr mit besinnlichem Denken²² zu begegnen.

Die vorliegend zur Anwendung kommenden Kategorien Verweilen, Stimmung²³ und Tiefenzeit korrelieren daher miteinander, da sie gleichermaßen Qualitäten von Erfahrungen adressieren und zudem eine räumliche Dimension besitzen: Verweilend stimmen wir uns auf die Tiefenzeitlichkeit einer Landschaft ein, wobei der Blick in die zeitliche Vergangenheit einer Landschaft einer räumlichen Bewegung in ihre Tiefe gleicht:²⁴ Aus der räumlich erfahrbaren Tiefe

- 21 Vgl. dazu Dipesh Chakrabarty: *Humanities in the Anthropocene: The Crisis of an Enduring Kantian Fable*. In: *New Literary History* 2–3 (47), 2016, S. 377–397, hier S. 380 sowie Hüppkes (wie Anm. 16), S. 6 f.
- 22 Zum besinnlichen vs. rechnenden Denken vgl. Martin Heidegger: *Gelassenheit*. In: Martin Heidegger: *Gelassenheit*. Pfullingen 1959, S. 9–28.
- 23 Zur Kategorie der Stimmung vgl. Oliwia Murawska: *Kashubian Lake Calling: The Posthuman as Care and Stimmung*. In: *Ethnologia Fennica* 2 (47), 2020 (= *Posthumanism and Ethnology*), S. 77–102; Dies.: *Unheimlich schönes Wetter. Der gestimmte Mensch im Anthropozän*. In: Bernd Rieken, Reinhold Popp, Paolo Raile (Hg.): *Eco-Anxiety. Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 33)*. Münster 2021, S. 17–35.
- 24 Vgl. Bronislaw Szerszynski: *The Anthropocene Monument*. In: *European Journal of Social Theory* 1 (20), 2017, S. 111–131, hier S. 116.

des Hügels, des Gletscherrinnensees, des Feldweges und des Hains – aus geologischen Objekten oder jenen, die ihren Mangel bezeugen – fließt Zeit: „Indem sie in Form geologischer Objekte im raumzeitlichen Jetzt archiviert ist, kann geologische Zeit materiell zugänglich werden, wird zugleich aber gerade infolge ihrer Zugänglichkeit als weitgehend unergründlich erkennbar“.²⁵ In der verweilenden Hinwendung zur Landschaft, die eine Einstimmung auf die Temporalitäten ihrer geologischen Objekte erlaubt, begegnen wir dem Anthropozän, das uns vor die *tiefe* Vergangenheit und *tiefe* Zukunft stellt. Mithin sind es die temporalen Qualitäten der Langsamkeit und Tiefe, in denen sich die für eine Konfrontation mit dem Anthropozän notwendige Dezentrierung des Menschen vollzieht:²⁶ Denn, wie Anna Lowenhaupt Tsing feststellt, der *Anthropos* blockiert die „Aufmerksamkeit gegenüber Landschaften als Flickwerk, multipler Zeitlichkeit und veränderlichen Gefügen von Menschen und Nichtmenschen“ und damit „all die entscheidenden Aspekte gemeinschaftlichen Überlebens“.²⁷

3. Empirischer Posthumanismus im kaschubischen Einstimmungsraum

Bevor ich zur Temporalitätsanalyse des kaschubischen Landschaftsgefüges und der in sie eingelassenen Objekte übergehe, möchte ich meine Perspektive auf den Gegenstand sowie meinen ethnografischen Zugriff auf die kaschubische Landschaft offenlegen. In meinen Forschungen zur Kaschubei verfolge ich einen Ansatz, den ich als empirischen Posthumanismus bezeichne.²⁸ Darunter verstehe ich eine post-humanistische, post-dualistische, post-anthropozentrische und perspektivistische Betrachtungsweise, die eine Ethnografin im Feld einnehmen kann und die eine Verschiebung des Blickwinkels

25 Hüpkas (wie Anm. 16), S. 2.

26 Timothy Morton geht davon aus, dass das Anthropozän das erste post-anthropozentrische Konzept ist; vgl. dazu Ders.: How I Learned to Stop Worrying and Love the Term Anthropocene. In: Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 1/2, 2014, S. 257–264, hier S. 262.

27 Anna Lowenhaupt Tsing: Der Pilz am Ende der Welt. 3. Aufl. Berlin 2021, S. 35.

28 Murawska (wie Anm. 7).

vom All-zu-Menschlichen hin zum Mehr-als-Menschlichen zur Folge hat. Besonderer Aufmerksamkeit erfreuen sich dadurch jene bisher marginalisierten mehr-als-menschlichen Entitäten, die uns durch ihr höchst eigenmächtiges Verhalten affizieren, überwältigen oder verführen, ihre Aktivität von sich her offenbaren und, aus eigener Kraft aus der Peripherie ins Zentrum rückend, den Menschen dezentrieren. Dies bedeutet keineswegs, dass auf diesem Wege ein Abschied vom Menschen gefeiert wird. Im Gegenteil: Der Drang, sich der Welt mit einem posthumanistischen Ansinnen zu nähern, ist Ausdruck einer Grundverfasstheit des Menschen, namentlich seines „Über-sich-hin-aus-Seins“²⁹. Da der Mensch in diesem Sinne seit jeher posthuman,³⁰ das heißt, gleichermaßen bei und über sich hinaus gewesen ist, lässt uns das Einnehmen einer posthumanistischen Haltung nicht nur empfindsamer für das werden, was jenseits des Menschen liegt, sondern ebenso für das, was der Mensch ist und wie er seine Mitwelt erfährt.³¹

Mithin erlauben uns in Anlehnung an Francesca Ferrando eine empirisch-posthumanistische Perspektive auf eine Landschaft sowie die sich ins Bewusstsein hebende, seit jeher bestehende *posthumane Empfindsamkeit* von Ethnograf*innen³², uns mit der Möglichkeit des Möglichen, des Potentiellen und sogar des Unmöglichen einer Landschaft zu befassen.³³ Landschaft wird so zum „Horizont aller ‚Vorschläge‘, in denen mögliches und wirkliches Seiendes sich in propositioneller oder provokanter Weise dem menschlichen Bemerkten anbietet.“³⁴ Da Objekte einer Landschaft – ein See, ein Hügel, ein Weg, ein Hain – in ihrer Potenzialität als prinzipiell offen gelten und

29 Heidegger (wie Anm. 3), S. 192.

30 Vgl. Alan Smart, Josephine Smart: *Posthumanism. Anthropological Insights*. Toronto, Ontario 2017, S. 3. Die Idee, dass der Mensch seit jeher über sich hinaus gewesen sei, steht in einer langen Denktradition begonnen in der Antike, über Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Baruch de Spinoza, Jakob Johann von Uexküll, Martin Heidegger, Gilles Deleuze und Félix Guattari bis hin zum Posthumanismus.

31 Murawska (wie Anm. 7).

32 Vgl. Murawska (wie Anm. 7); zur „posthuman sensitivity“ vgl. auch Rosi Braidotti: *Posthuman Knowledge*. Cambridge 2019, S. 76 sowie Francesca Ferrando: *Philosophical Posthumanism*. London 2019, S. 54.

33 Ferrando (wie Anm. 32), S. 170.

34 Peter Sloterdijk: *Sphären. Plurale Sphärologie*, Bd. III (Schäume). Frankfurt a. M. 2004, S. 219.

es keinen adäquaten Zugriffsmodus gibt, mit dem sich alle ihre Qualitäten erschöpfend ausloten ließen, bleibt uns mit Timothy Morton nur die *Einstimmung*, um eine „lebendige, dynamische Beziehung“³⁵ zu diesen aufzubauen: „Da sich ein Ding nicht direkt oder absolut erkennen lässt, bleibt einem nur, sich mehr oder weniger intim auf es einzustimmen“³⁶. Landschaft wird zum *Einstimmungsraum*, in dem Ethnograf*innen verweilend die Objekte auf sich zukommen lassen können, um dann, in einem zweiten Schritt, mit einem sinnes- und stimmungszentrierten Ansinnen an sie heranzutreten. Mithin lädt ein ethnografisch-posthumanistischer Zugriff dazu ein, die Stimmung als eine den gesamten Feldforschungsprozess beeinflussende Größe zu betrachten, nicht zuletzt, weil in der transversal und symmetrisch zu allen Entitäten verlaufenden Stimmung Dichotomien, Kausalitäten und Hierarchien zur Aufhebung gelangen. Die körperlich-sinnliche Einlassung und das Verweilen bei sich aufdrängenden Objekten einer Landschaft stimulieren ein Nachdenken über das, was ebendiese mit einem machen, wie sie einen angehen, so oder anders auf das Vernehmen ihrer Zeitlichkeit einstimmen.

Meinen nachstehenden Analysen werde ich daher kurze auto-ethnografische *Stimmungsbilder*³⁷ voranstellen, die den Moment meiner Einstimmung, dem das Verweilen zugrunde liegt, wiederzugeben suchen: Und da das Verweilen ein fundamental zeitlicher Prozess ist, beginnt das Verstehen einer Landschaft aus der *dwelling perspective* – die stets postdualistisch und postanthropozentrisch angelegt ist³⁸ – mit der Erfassung ihrer Zeitlichkeit:

„Meaning is there to be *discovered* in the landscape, if only we know to attend it. Every feature, then, is a potential clue, a key to meaning rather than a vehicle for carrying it. The discovery procedure, wherein objects in the landscape become clues to meaning, is what distinguishes the perspective of dwelling. And since [...] the process of dwelling is fundamentally temporal,

35 Timothy Morton: *Ökologisch Sein*. Berlin 2020, S. 156.

36 Ebd.

37 Vgl. dazu Oliwia Murawska: *Unzuhausse an der freien Luft. Anthropozäne Stimmungsbilder der Kaschubei*. In: Rieken, Popp, Raile (wie Anm. 23), S. 57–74.

38 Vgl. Ingold (wie Anm. 6), S. 186 f.

the apprehension of the landscape in the dwelling perspective must begin from the recognition of its temporality.“³⁹

Ein sinnes- und stimmungszentrierter sowie verweilender Zugriff auf eine Landschaft erlaubt freilich nicht nur das Vernehmen von Zeitflüssen, sondern zugleich auch die *Integration nichtmenschlicher Akteure* in den Forschungsprozess. Denn das Wissen und Denken sind nicht allein dem Menschen vorbehalten,⁴⁰ auch landschaftliche, geologische Objekte können zu Wissenskoproduzenten werden, die im Sinne des *posthumanistischen Perspektivismus*⁴¹ interviewt werden können:

„[I]nterviewing objects means letting a thing retain its silence – its withdrawn, ‚dark‘ character in an everyday context – while gently coaxing it into the light, giving it time and space to speak so that we might take notice. Here interviewing involves a watchful wondering gaze, or respectful glances. [...] Thus, interviewing objects involves both an observational stance, and a listening attitude. The posthuman inquirer attends to the activities of things, and attunes to the ongoing whisperings.“⁴²

Die Bereitschaft, nichtmenschliche Entitäten als Wissenskoproduzenten und Interviewpartner anzuerkennen, macht einen *methodologischen Anthropomorphismus* erforderlich, der das Empfindungsvermögen für die zwischen Entitäten bestehenden materiellen Verknüpfungen und Parallelen stärkt und dabei hilft, Ähnlichkeiten zu erkennen⁴³ und sich auch in Nichtmenschliches zu versetzen. Zugleich sensibilisiert er auch für die Tiefenzeitflüsse einer Landschaft: „Um das unvorstellbare Ausmaß der Tiefenzeit vorstellbar zu machen, bedarf es folglich ihrer Anthropomorphisierung, d. h. ihrer Übersetzung in [eine]

39 Ebd., S. 208.

40 Braidotti (wie Anm. 32), S. 101.

41 Vgl. dazu Torsten Cress, Oliwia Murawska, Annika Schlitte: Posthumanismus. Versuch einer Einordnung. In: Dies. (Hg.): Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur. Paderborn 2023, S. 1–46, hier 21.

42 Catherine Adams, Terry Lynn Thompson: Researching a Posthuman World. Interviews with Digital Objects. London 2016, S. 18.

43 Jane Bennett: Lebhaftige Materie. Eine politische Ökologie der Dinge. Berlin 2020, S. 167.

vertraute Skala.“⁴⁴ Diese vertraute Skala ist die verweilend beobachtete Landschaft selbst, deren Veränderungen zum Maßstab für sonst abstrakte geologische und anthropozäne Zeitflüsse werden. Das Zulassen struktureller Parallelen zwischen Mensch und Hügel, Mensch und See, Mensch und Feldweg, Mensch und Hain fördert eine stimmungs-mäßige Erfahrbarkeit des uns mit Fragen nach Tiefenzeit konfrontierenden Anthropozäns.⁴⁵ Obschon der Posthumanismus und die Denkfigur des Anthropozäns Fragen der Verantwortung sozialer – menschlicher wie nichtmenschlicher – Akteure für die Beschädigung des Planeten, aber auch Fragen zu globalen Machtverhältnissen und ungleicher Kapitalverteilung vielfach in den Vordergrund stellen, wird vorliegend ein anderer, affirmativer Weg eingeschlagen, im Sinne des Anregens der im Sein angelegten ökologischen Verfasstheit,⁴⁶ Empathie, Melancholie und Betroffenheit. Der epistemologische Beitrag gründet weniger im Explizitmachen von Macht, Ungleichheit und „verteilter Gewalt“⁴⁷ als vielmehr im Bereiten eines Stimmungsgrundes zur (sinnlichen) Einfühlung (*indwelling*)⁴⁸ in fragile, vom Anthropos versehrte Räume, vermittelt über eine der Faszination für kaschubische Landschaften folgenden Sprache.

4. Die Zeitflüsse einer kaschubischen Landschaft im Anthropozän

4.1 Vom Rutschen des Hügels

Leicht belustigt beobachte ich, wie ein Landwirt seit Stunden einen Hügel mit schwerem Gerät aufschichtet, um seine für die kaschubische Landschaft charakteristische wellenartige Form zu einem Plateau zu begradigen, auf dem Silage-Ballen und Maschinen ihren Platz finden sollen. Doch, wie jeder hier im Ort weiß, reicht schon ein heftiger Regen, um den neu errichteten Hügel ins Rutschen zu bringen. Es

44 Hüpkas (wie Anm. 13), S. 124.

45 Auch Chakrabarty betont die Notwendigkeit einer affektiven Zugänglichkeit der Tiefenzeit. Vgl. Dipesh Chakrabarty: *Anthropocene Time: History and Theory* 1 (57), 2018, S. 5–32.

46 Morton geht davon aus, dass der Mensch seit jeher ökologisch gewesen ist. Siehe dazu Morton (wie Anm. 35).

47 Antweiler (wie Anm. 16), S. 17.

48 Michel Polanyi: *Implizites Wissen*. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 2016, S. 24.

drängt sich der Mythos von Sisyphos auf, der zur Strafe einen Felsen auf ewig den Berg hinaufwälzen muss.⁴⁹

Der für die südkaschubische Landschaft charakteristische, im Zuge der Gletscherschmelze vor rund 10.000 Jahren entstandene Hügel will sich nicht recht in die landwirtschaftliche Logik des 21. Jahrhunderts einfügen. Durch das Auftragen von Erdschichten unternimmt der Landwirt den Versuch, den Hügel zu ebnen, um ihn auf diesem Wege der landschaftlichen Praxis anzudienen. Zeitlich betrachtet, befinden sich Landwirt und Hügel im Ungleichtakt – sie verpassen sich: „fixed forms of the landscape, passive and unchanging unless acted upon from outside, are themselves in motion, albeit on a scale immeasurably slower and more majestic than on which our own activities are conducted“.⁵⁰ Die Temporalität des Hügels, die auf Langsamkeit und lange Dauer verweist, passt nicht zur Temporalität landwirtschaftlicher Arbeit, die auf Beschleunigung und kurze Dauer abzielt: Die Weise, in der sich der Hügel zeitigt und wie er von Mensch und Maschine gezeitigt wird, bringt Mensch und Hügel in ein kontrakreatives Verhältnis.

Mit jeder aufgetragenen Erdschicht wird die im Hügel akkumulierte, langsam verfließende Zeit, die an seine in der *deep past* und damit jenseits des Menschen entstandene Form erinnert, schrittweise verdeckt. Während die im Sinne landwirtschaftlicher Effizienz vorgenommene Aufschichtung als eine Strategie des Landwirtes gedeutet werden kann, die *deep future* der Landschaft zu antizipieren, eine Zukunft, in der die von Kleinbetrieben geprägte Südkaschubei nicht zuletzt aufgrund des anthropogenen Klimawandels landwirtschaftlich zunehmend unbrauchbar sein wird:⁵¹ „Es macht keinen Sinn, es zu leugnen, das sind kleine Höfe hier in der Kaschubei; das sind so wenige Hektar große, über zehn Hektar sind schon große Höfe. Und die Böden sind schwach. Leider, aus ökonomischer Perspektive, haben die Höfe keine Seinsberechtigung.“⁵² Der den Hügel bearbeitende Landwirt aber scheint dieser tiefen Zukunft zu trotzen und flößt dem Hügel stetig Zeit ein, die sich mit Timothy Morton als

49 Feldtagebuch, 31.3.2018.

50 Ingold (wie Anm. 6), S. 201.

51 Vgl. Murawska (wie Anm. 23).

52 Interview mit einem Einheimischen, 16.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

anthropozäne charakterisieren lässt, insofern sie dem Zeitregime der Agrologistik gehorcht:

„The term [agrilogistic] names a specific logistics of agriculture that arose in the Fertile Crescent and that is still plowing ahead. Logistics, because it is a technical, planned, and perfectly logical approach to built space. Logistics, because it proceeds without stepping back and rethinking the logic. A viral logistics, eventually requiring steam engines and industry to feed proliferation. Agrilogistics: an agricultural program so successful that it now dominates agricultural techniques planetwide. [...] Agrilogistics promises to eliminate fear, anxiety, and contradiction [...] by establishing thin rigid boundaries between human and nonhuman worlds and by reducing existence to sheer quantity.“⁵³

Im Akt der Aufschichtung vollzieht sich materiell und symbolisch die von Morton angesprochene Trennung zwischen Hügel und Mensch und zugleich eine das Anthropozän charakterisierende Konvergenz von Natur- und Menschheitsgeschichte, von Hügel- und Menschenzeit. Dabei wird im Verweilen in der „gewohnten Umgebung“ die Kakophonie von Hügelzeitflüssen erfahrbar und der Satz „Dieser Hügel hat vor einer Minute noch nicht existiert, sondern ein genau gleicher“ buchstäblich mit Sinn gefüllt: Er könnte beispielsweise vom Landwirt gedacht und ausgesprochen werden, wenn er nach getaner Aufschichtungsarbeit feststellen kann, dass *er* es vermochte, binnen kürzester Zeit den gleichen Hügel in Form und Funktion so zu verändern, wie er zuvor noch nicht existiert hat. Zugleich könnte der Satz sinnvoll geäußert und gedacht werden, wenn der gleiche, der landwirtschaftlichen Praxis unterstellte Hügel durch den heftigen Regen zu erodieren beginnt und in seine vermeintlich ursprüngliche Form und Funktion zurückfindet: Je sinnvoller der Satz erscheint, umso mehr gelangt die Erschütterung des In-Weltgewissheit-Lebens⁵⁴ im Lichte des Anthropozäns zur Abhebung.

53 Timothy Morton: *Dark Ecology. For a Logic of Future Coexistence.* New York 2018, S. 42f.

54 Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie.* Haag 1954, S. 145.

Die im Stimmungsbild geschilderte Szene lässt sich ferner als eine Aushandlung von Hierarchien temporaler Rhythmen deuten,⁵⁵ an der Mensch und Hügel gleichermaßen beteiligt sind. Denn der vom Landwirt herausgeforderte Hügel verharrt nicht in Passivität, sondern zeigt sich in Form und Materie widerspenstig, wenn er bei heftigem Regen von seinen Rändern her die ihm vom Mensch-Maschine-Kontinuum eingeflößte Zeit absorbiert und auf diese Weise die landwirtschaftlichen *Zeitflows* unterbricht. Der in Unruhe versetzte, zunächst vom Landwirt in die landwirtschaftliche Praxis gestellte Hügel zeigt seine Agency und wird mit Martin Heidegger zum Ge-stell, das anschließend den Landwirt stellt, herausfordert und zur Sisyphosarbeit verdammt: „Ge-stell heißt das Versammelnde jenes Stellens, das den Menschen stellt, d. h. herausfordert, das Wirkliche in der Weise des Bestellens als Bestand zu entbergen“.⁵⁶ Der den Menschen stellende, als Bestand bestellte Hügel ist eine mit Tiefenzeit ausgestattete Uhr, die sich nicht vom Mensch stellen lässt.⁵⁷ Offenbar hat der Landwirt beim Entwurf eines landwirtschaftlich nutzbaren Hügels dessen eigenen zeitlichen Maßstäbe nicht mitberücksichtigt: „Die Zukunft kommt direkt aus den Dingen, die wir entwerfen“ – vielleicht sollten wir beim Entwerfen ihre zeitlichen Maßstäbe berücksichtigen.⁵⁸

4.2 Vom Schäumen des Sees

Die Ufer des Gletscherrinnensees Šlupino sind von einer schäumen- den, schmierigen, stinkenden Schicht überzogen, hier und da hat ein Fisch den Bauch gen Himmel gerichtet. Die Leute erzählen mir, dass eine Kläranlage, die über einen schmalen Kanal mit dem See verbunden ist, schuld daran sei, dass er sich langsam in eine Kloake verwandele. Fassungslos begeben sich zum Ort des Geschehens und betrete unbefugt das Gelände der Kläranlage. Aus einem schmalen Plastikrohr plätschert stetig und unaufgeregt stinkendes Abwasser.⁵⁹

Wie der Hügel so wurde auch der See gestellt, namentlich in ein Abwassersystem. Als eine Art erweiterte Abwassergrube bestellt,

55 Vgl. Ingold (wie Anm. 6), S. 204.

56 Heidegger (wie Anm. 10), S. 21.

57 Morton (wie Anm. 35), S. 139.

58 Ebd., 139 f.

59 Feldtagebuch, 27.7.2018 und 20.8.2019.

wird ihm durch ein schmales Plastikrohr stetig anthropozäne Zeit eingeflößt. Anders als der Hügel kann der See die anthropozänen Zeitflüsse ungeachtet seiner zahlreichen Quellwasserzuflüsse nicht absorbieren, er ist zu langsam: „Der See schafft es nicht mehr“,⁶⁰ sagen die Leute. Das Tempo, mit dem sich der See zeitigt, entspricht nicht dem Tempo, mit dem er durch die Kläranlage gezeitigt wird. Doch auch der See bleibt nicht passiv, sondern fordert in seiner Gestellhaftigkeit die an seinen Ufern siedelnden Menschen heraus, hebt sich vorwurfsmäßig – schäumend und stinkend – in ihren Alltag, weckt Ängste und Stimmungen und fordert eine Verhaltung ein.⁶¹

Aus den Tiefen des Stupino fließt Zeit: Durch seinen eiszeitlichen Ursprung verweist er auf die lange Dauer seines Bestehens und legt Zeugnis seiner prähumanen Entstehung ab. Doch erst vor dem Hintergrund der Störung seiner intrinsischen Zeitflüsse und im Lichte der Dynamik seiner rasch voranschreitenden Verunreinigung rückt die Tiefenzeit des Sees ins Bewusstsein der Menschen: „Es tut weh, dass etwas zerstört wurde, was einst rein und schön war“.⁶² Dieser Satz vermittelt die stimmungsmäßige Einlassung des Informanten auf die *deep past* des Sees, insofern darin die auf seine Ursprünge verweisende Reinheit und Schönheit adressiert wird. Der See macht zugleich auch erinnerbare Zeit erfahrbar: Als einen Wandel, den die Menschen miterlebt haben, als Vergleich seiner vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustände. Seine eloquente Materie ruft sich in das kollektive Gedächtnis und katalysiert Erinnerungen an gute alte Zeiten: „Früher konnte man beim Tauchen sechs Meter weit gucken, heute würden einem die Augen verbrennen“;⁶³ gleichwohl wird sich diese heute noch erinnerbare und vorstellbare Vergangenheit – sofern die Verunreinigung nicht aufhört – für kommende Generationen zu einer ihr Vorstellungsvermögen herausfordernden *deep past* transformieren.

60 Gespräch mit einem Landwirt, 29.7.2020, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 55 Jahre, Feldtagebuch 2020.

61 Murawska (wie Anm. 23), S. 81.

62 Gespräch mit einem Einheimischen, 1.8.2019, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 65 Jahre, Feldtagebuch 2019.

63 Gespräch mit einem Landwirt, 3.8.2019, Südkaschubei (Polen), männlich, 40–50 Jahre, Feldtagebuch 2019.

In diesem Sinne verweist der See zugleich auch auf seine *deep future* und regt prognostisches Denken an: „Ich will, dass meine Enkel und ihre Kinder in diesem See baden können, so wie ich früher. Ich möchte sie nicht im Sommer in ein heißes Auto stecken müssen, um an einen anderen See zu fahren“,⁶⁴ sagt ein Landwirt, dessen Familie seit fünf Generationen an den Ufern des Szupino lebt. Ein anderer Informant entwirft ein dystopisches Szenario: „Es fließen also Abwässer [...] in den Szupino. Und sie werden weiterfließen, bis sie die ganze Landschaft zum Stinken bringen.“⁶⁵ Diese wenig verheißungsvolle Zukunftsvision transportiert eine anthropozäne, vom erreichten Kippunkt des Sees geweckte Stimmung: Denn die „Zukunftsvision, die das Anthropozän zeichnet, ist grundsätzlich dystopisch, da sie auf der Annahme beruht, dass die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen des Planeten einen tipping point erreichen wird oder bereits erreicht hat.“⁶⁶ Indem die Menschen ihre Sorgen bezüglich der Folgen der Verschmutzung für sich und die kommenden Generationen formulieren, bekennen sie zugleich ihre Schuld an einer dystopischen *deep future*: „Wir sind stolz auf die Kaschubei [...], wir sind stolz auf die Landschaft, und was machen wir? Wir verwandeln Flüsse in fließende Abwässer und Seen in stinkende Gewässer. Soll das unser Erbe sein [...]?“⁶⁷ Passend dazu schreibt Szerszynski: „it is important to realise that the truth of the Anthropocene is less about what humanity is doing, than the *traces* that humanity will leave behind.“⁶⁸

Davon, wie Spuren im Lichte anthropozäner Prozesse hinterlassen, aber auch getilgt werden, und wie die Verschmutzung des Sees eine über Jahrzehnte gewachsene intime Beziehung zwischen Mensch und Sees aufgelöst hat, erzählt ein älterer Mann:

- 64 Gespräch mit einem Landwirt, 12.8.2020, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 65 Jahre, Feldtagebuch 2020.
- 65 E-Mail von einem Einheimischen, Kommentar zu einem Zeitungsartikel, 2.8.2019, Südkaschubei (Polen), männlich, 65 Jahre.
- 66 Daniel Chernilo: Die Frage nach dem Menschen in der Anthropozän-debatte. In: Hannes Bajohr (Hg.): Der Anthropos im Anthropozän. Die Wiederkehr des Menschen im Moment seiner vermeintlich endgültigen Verabschiedung. Berlin 2020, S. 55–76, hier S. 56.
- 67 E-Mail von einem Einheimischen, Kommentar zu einem Zeitungsartikel, 2.8.2019, Südkaschubei (Polen), männlich, 65 Jahre.
- 68 Bronislaw Szerszynski: The End of the End of Nature: The Anthropocene and the Fate of the Human. In: The Oxford Literary Review 2 (34), 2012, S. 165–184, hier S. 169.

„Früher gab es hier richtige Winter [...]. Man konnte über den See gehen, das Eis war ganz durchsichtig; dann betrat man das Eis und lauschte, ob es knirschte, wenn es knirschte, dann durfte man es nicht betreten und musste warten, es später versuchen. Und dann betrat man es erneut und wenn es nicht oder nur ganz leise säuselte, konnte man es betreten und darüber laufen. Und was denken Sie konnte man sehen? [...] Man sah sein eigenes Abbild auf dem Grunde des Sees. Heute sieht man nichts mehr.“⁶⁹

Mit seinem Stimmungsbild führt uns der Mann zunächst auf seine Geworfenheit an den Ufern eines einst klaren und ihm vertrauten Sees zurück. Sinnlich beschreibt er seine winterliche Begegnung mit dem See, dessen säuselnde und knirschende Laute er mit seinen Ohren vernehmen konnte. Seine Sinne waren auf den See eingestimmt, er war mit seinem am Seegrund gespiegelten Körper in ihn eingelassen.⁷⁰ Doch dann wurden die zwischen See und Mensch herrschende „Idemität“⁷¹ sowie das In-Weltgewissheit-Leben gewaltsam unterbrochen: Anstatt auf sein Abbild am Seegrund zu blicken, schaut der Mann nun in eine von Menschen verursachte Kloake und damit in einen zwar gleichen, aber vor einiger Zeit noch nicht existierenden See. Zum geologischen Faktor avanciert, begegnet sich der Mann selbst und schaut fassungslos, wie sich in seinem Blickfeld die anthropozäne vor die geologische Zeit schiebt.

Verweilend stimmen sich die Menschen auf die Kakophonie der Tiefenzeitflüsse ihres Sees ein und beginnen, nicht nur die *deep past*, sondern auch die *deep future* ihrer Landschaft zu betrauern: „Mit der Hoffnung, dass wir eines Tages in der Realität aufwachen, die wir aus unseren Erinnerungen kennen“,⁷² schreibt ein Informant.

69 Gespräch mit einem Einheimischen: 28.8.2020, Südkaschubei (Polen), männlich, 75–80 Jahre, Feldtagebuch 2020.

70 Murawska (wie Anm. 23), S. 66.

71 Heinrich Rombach: *Strukturanthropologie*. „Der menschliche Mensch“. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 2012, S. 98. Idemität meint strukturanthropologisch die gleichzeitige Identität mit sich selbst und die Identität mit dem Sein.

72 E-Mail von einem Einheimischen, Kommentar zu einem Zeitungsartikel, 2.8.2019, Südkaschubei (Polen), männlich, 65 Jahre.

Die hierin artikulierte Stimmung offenbart sich vor dem Erfahrungsraum des Vergangenen, doch ist sie zugleich auf einen in der tiefen Zukunft liegenden Erwartungshorizont gerichtet. Ferner zeigt das See-Beispiel, was es bedeutet, verweilend dasjenige zu vernehmen, was in menschlicher Hinsicht schnell erscheint – namentlich die Degradierung des Sees –, doch im Maßstab der Erdgeschichte von langer Dauer sein wird – die Spur, die der Mensch im See hinterlässt: Das Leben im Anthropozän bedeutet, diese beiden Gegenwarten gleichzeitig zu bewohnen.⁷³

4.3 Vom Grauen des Feldweges

Benommen von der langen Anreise erschrecke ich über die Abwesenheit eines im Körpergedächtnis gespeicherten Ruckelns: Dort, wo einst Schlaglöcher den Leib in Vibrationen versetzen, rollt der Wagen nahezu geräuschlos über eine ebene asphaltierte Fläche. Obschon ich von den Bauplänen wusste, überfällt mich eine seltsame Trauer; im Traum sehe ich, wie eine zähe, graue Masse über den Feldweg rinnt und ihn unter sich verschließt. Bei Tagesanbruch folge ich dem Feldweg zu jener Stelle, an der er in die frisch asphaltierte Straße mündet.⁷⁴

In den letzten Jahren lässt sich in der Kaschubei eine rasch voranschreitende Asphaltierung nicht befestigter Feldwege beobachten: Es entstehen zuvor nicht existierende, „genau gleiche“ Wege, die zivilisatorische Spuren im Maßstab der Erdgeschichte hinterlassen werden. Der im Stimmungsbild beschriebene sandige Feldweg, von dem im Sommer Staubschleier emporstiegen und der in den Wintermonaten nur schwer passierbar war, passte wie viele andere seiner Art nicht mehr zum Lebenstempo der Menschen; die Reparaturen der durch Schlaglöcher erzeugten Schäden an den Unterböden ihrer

73 Bei Chakrabarty, 2018, S. 30 heißt es: „Anthropocene time puts pressure on another question: What does it mean to dwell, to be political, to pursue justice when we live out the everyday with the awareness that what seems ‚slow‘ in human and world-historical terms may indeed be ‚instantaneous‘ on the scale of Earth history, that living in the Anthropocene means inhabiting these two presents at the same time?“ Die Umkehrung des Satzes funktioniert, insofern *deep past* und *deep future*, wie sie vorliegend verstanden werden, austauschbar sind. Die geologischen Spuren, die der Mensch binnen kürzester Zeit hinterlässt, haben eine lange und unabsehbare Dauer.

74 Feldtagebuch, 25.12.2020.

Autos verschlangen zu viel Zeit. Daher löste bereits die Ankündigung der Baupläne zur Asphaltierung große Vorfreude aus; und auch anderenorts wird die Asphaltierung bereits sehnsüchtig erwartet: „Und als Bewohner möchten alle wirklich Asphalt haben. Weil man täglich anfahren muss.“⁷⁵ oder „Wir gehen nach vorne. Heute hat jeder ein Auto, irgendeine Maschine. Jeder möchte über glatte Straßen fahren und nicht über Schlaglöcher.“⁷⁶

Doch ein vom Auto her gedachter Feldweg, der vom grauen Asphalt bedeckt in ein Netz befahrbarer Straßen gestellt wird, schafft neue und unsichere Zukünfte und stellt alsbald die in seiner Nähe Lebenden in ein vom Navigationsgerät erfasstes Verkehrssystem: Die Menschen, die sich zunächst stolz auf ihren neuen und als schön betrachteten Weg zeigten, darin ein Symbol des Fortschritts, der Modernität, der Beschleunigung und Zivilisation erblickten⁷⁷ und ihn mit den Worten: „Die Straße ist glatt, wie eine Autobahn, wir mussten lange darauf warten“⁷⁸ würdigten, erkennen in ihm nun, da er existiert, unverhoffte und zunächst nicht antizipierte Gefahren: Nicht nur der Verkehr, auch die Fahrgeschwindigkeit nehmen zu, sodass unterdessen gar ein Autofahrer aus der Kurve geschleudert wurde. Zudem befürchten die Menschen, dass die Asphaltierung des Weges durch das gesamte Dorf fortgeführt und die Autos künftig direkt durch ihre Vorgärten leiten werde. Eine Frau, die Asphaltierung zunächst begrüßt und sich auf eine Zukunft mit staubfreien Fenstern an der Frontseite ihres Hauses gefreut hatte, sorgt sich nun um die Kinder und Haustiere im Dorf; ihre schwangere Schwiegertochter kommentiert eine potenzielle Asphaltierung des Dorfes mit den Worten: „Man hat den Tod vor Augen.“⁷⁹ Auch ein anderer

75 Interview mit einem Einheimischen, 16.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

76 Interview mit einem Einheimischen, 28.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 60 Jahre, Interviewerin: O. M.

77 Zum Asphalt als Symbol für Fortschritt vgl. Simone Wörner: Asphalt. Stoff der Grossstadt. In: Thomas Hengartner, Johanna Rolshoven (Hg.): Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik – Technisches als Alltag. Zürich 1998, S. 121–139.

78 Gespräch mit einem Einheimischen, 4.1.2020, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 65 Jahre, Feldtagebuch 2020.

79 Gespräch mit einer Einheimischen, 17.7.2022, Südkaschubei (Polen), weiblich, ca. 40 Jahre, Feldtagebuch 2020.



Abb. 1: Der sandige Feldweg, Foto: Robert Balas,
Lehrforschungsprojekt 2018/2019, Universität Mainz

Abb. 2: Das Grauen des Feldweges, Foto: Oliwia Murawska

Bewohner erblickt im Asphalt den lauerten Tod: „Der Tod läuft einem nicht hinterher, sondern er wartet.“⁸⁰

Damit zeitigt der eine geologische Schicht auf der Erdkruste bildende Asphaltstoff seine Wirkung und modifiziert auf seine Weise den Verlauf gegenwärtiger und zukünftiger Ereignisse. Während die dem Feldweg von außen eingeflößte anthropozäne Zeit⁸¹ neue Zukünfte schafft, wurden die antizipierbaren Zukünfte des ehemaligen Feldweges überdeckt, defuturisiert und mit einer neuen *deep future* ausgestattet:

„Die Zukünftigkeit lässt sich nicht aussperren, es lässt sich nicht verhindern, dass die Zeit aus den Dingen rinnt und sich ungebührlich verhält. [...] Wenn man heute eine Straße plant, muss man einfach wissen, dass sie irgendwann einmal von Fröschen gequert werden wird. Irgendwann einmal wird sie Teil einer geologischen Schicht sein. Irgendwann einmal wird eine kleine Wasserpfütze einen Lichteinfall reflektieren, einen Fahrer blenden und einen Fußgänger töten. Irgendwann einmal... Die Straße ist offen, und doch ist sie genau diese Straße, dieses Ding aus schwarzem Asphalt mit weißen Streifen darauf.“⁸²

Gerade vor dem Hintergrund des geänderten und beschleunigten Zeitflusses beginnt der einstige Feldweg vorwurfsvoll die in ihm akkumulierten unzähligen Fußspuren, die ihn in einer konkreativen Bewegung und im Zusammenspiel mit den sandigen Böden hervorbrachten, ins Bewusstsein der Bewohner*innen zu heben: „Footprints thus have a temporal existence, a duration, which is bound to the very dynamics of the ground to which they belong“, schreibt Ingold.⁸³ In seiner Form und Ausrichtung verweist der asphaltierte Feldweg noch immer auf die tiefe Vergangenheit seines Werdens und die

80 Gespräch mit einem Einheimischen, 13.9.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Feldtagebuch 2020.

81 „Anthropozän ist der einer geologischen Epoche verliehene Name, in der vom Menschen erzeugte Stoffe eine eigene Schicht in der Erdkruste gebildet haben“. Morton (wie Anm. 35), S. 52.

82 Ebd., S. 153 f.

83 Tim Ingold: *The Life of Lines*. London, New York 2015, S. 62; Ingold (wie Anm. 6), S. 204: „for every path or track shows up as the accumulated imprint of countless journeys that people have made“.

spezifische Geologie der Landschaft; noch erinnert er die Menschen an ihre Spaziergänge, die an heißen Sommertagen zum Tante-Emma-Laden führten, um sich mit Eis zu versorgen. Einige betrachten die voranschreitende Asphaltierung gar als einen Eingriff in ihr Eigentum: „Nein es ist besser, wenn sie den Weg nicht durch das Dorf führen, das hier war früher mein Weg. Als ich den Hof an meinen Sohn übergab, wurde ich gezwungen, ihn für kleines Geld an die Gemeinde zu verkaufen, aber das war mein Weg.“⁸⁴ Die drohende Asphaltierung würde die Spuren der Vorfahren dieses Mannes und die ehemals geltenden Eigentumsrechte, die mit jedem Gang bekräftigt wurden, tilgen: „It enfolds the lives and times of predecessors who, over the generations, have moved around in it and played their part in its formation. To perceive the landscape is therefore to carry out an act of remembrance“.⁸⁵ Der Mann erblickt sich und die Spuren seiner Vorfahren im von langer Dauer kündenden Feldweg, dessen fortschreitende Asphaltierung indessen den Blick unweigerlich auf die vielen Anonymen richten würde, die künftig in ihren Fahrzeugen in kürzester Zeit durch den Ort befördert werden.

Wenn die Fußspuren der Vorfahren in die Tiefen der Vergangenheit hinabsinken und unter der Last der neuen anthropogenen Asphaltenschicht begraben werden, weckt dies mitunter Stimmungen der Melancholie: „Und hier habe ich auch so gemischte Gefühle, denn da ist so ein wunderschönes Dorf, altes kaschubisches Dorf. Und jetzt machen wir den Asphalt, ja, und was dann? Das alles wird verschwinden.“⁸⁶ In dieser Stimmung wird der Feldweg zum Symbol einer gleichursprünglichen Einlassung des Menschen in die Landschaft und der Landschaft in den Menschen verklärt. Doch darf bei aller Melancholie nicht vergessen werden, dass der Asphaltweg auch positive *deep futures* bereithält: Er könnte etwa gewährleisten, dass ein Krankenwagen einen Hilfsbedürftigen gerade noch rechtzeitig in das nicht allzu nahegelegene Krankenhaus bringen wird. In den vom Grauen des Feldweges geweckten Sorgen und Stimmungen der

84 Gespräch mit einem Einheimischen, 20.8.2020, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 75–80 Jahre, Feldtagebuch 2020.

85 Ingold (wie Anm. 6), S. 189.

86 Interview mit einem Einheimischen, 16.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

Menschen zeigt sich erneut das Leben in unterschiedlichen Gegenwart sowie die Kakophonie anthropozäner Zeitflüsse: Der vom Auto her gedachte und rasch entstandene Asphaltweg verschließt die *deep past* eines über lange Zeit gewordenen und vom Gang des Menschen her gedachten Feldwegs und wirft Fragen nach den *deep futures* des Landschaftsgefüges auf.

4.4 Vom Sinken des Hains

Zwischen jungen grellgrünen Hainen führt ein schmaler labyrinthartiger Weg zu einer gleichermaßen faszinierenden wie dystopischen Landschaftsformation: Überall Sand, Kies, monströse Steine, kaum Menschen, schweres Gerät, zu allen Seiten scharfe Klippen, die sichtbar mechanisch und gewaltvoll in die Erde gerissen wurden. Oben erblicke ich am ausgefransten Horizont die Reste eines Kiefernwaldes, dessen Bäume mit ihren Wurzeln verzweifelt nach dem Boden zu greifen scheinen, der ihnen schon bald entzogenen wird. Auf dem Rückweg sehe ich, wie ein Reh durch einen neu angelegten und in einer leichten Senke liegenden Hain huscht – ganz so, als habe es bereits vergessen, dass dort vor nicht allzu langer Zeit eine Kiesgrube war.⁸⁷

Aus den Tiefen der Kiesgrube fließt Zeit; sie tropft aus den Sedimentschichten, dem Sand, den Steinen und aus dem zutage geförderten, von Mitarbeiter*innen des Werkes als kaschubisches Gold bezeichneten Kies, der der Erde unwiederbringlich entzogen wird:⁸⁸ „Man kann es nicht leugnen, dass es einen Bedarf gibt, aber das ist nichts, was sich erneuert. Es gibt davon immer weniger in der Erde.“⁸⁹ Der Abbau bedeutet einen massiven Eingriff in die Landschaft: „Da, wo der Mensch erscheint, da treten auch Veränderungen auf. So auch hier. Sie sehen es selbst. Eine Kiesgrube verändert die Landschaft.“⁹⁰ So

87 Feldtagebuch, 16.7.2022.

88 Was in der Kiesgrube ertragreiche Geschäfte bedeutet, war und ist für die südkaschubische Landwirtschaft ein Fluch: Dass auf dem dünnen Sand nicht einmal Kiefern gedeihen, schrieb schon einer der ersten Ethnografen der Kaschubei, Izydor Gulowski, doch im Kontext der zunehmenden Dürren, die der anthropogene Klimawandel mit sich bringt, hat die Landwirtschaft kaum mehr eine Zukunft.

89 Interview mit einem Einheimischen, 16.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

90 Interview mit einer Einheimischen, 28.7.2022, Südkaschubei (Polen), weiblich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.



Abb. 3: Der ausgefranzte Horizont, Foto: Oliwia Murawska

müssen Wälder der Kiesgrube weichen, und dass diese nach Abschluss der Arbeiten wieder aufgeforstet werden, lindert lediglich das Unbehagen und den Schmerz: „Manchmal tut mein Herz weh, wenn ich diesen Eingriff sehe, aber dann sehe ich die neu beforsteten Stellen, die kleinen Bäumchen, und die geben mir Trost.“ Ferner tröstet man sich mit dem Argument, dass die Rodung in „künstlichen“ bzw. „nachlandwirtschaftlichen“ Wäldern durchgeführt werde,⁹¹ die nach hundert Jahren ohnehin gerodet würden. Hieraus erklärt sich der Begriff der Rekultivierung, der den Versuch beschreibt, einen ohnedies „vom Menschen erzeugten“ Zustand wieder herbeizuführen:

„Wo wir graben und den Sand fördern, [...] wird aber sofort eine Rekultivierung durchgeführt, d. h. wir pflanzen sofort den Wald zurück, wir führen die Bedingungen in den ursprünglichen Zustand zurück. Es verändert sich praktisch nur die Ebene. Denn es ist bekannt: Wenn man etwas

abschöpft und wir schütten es wieder zu, ist da naturgemäß ein Loch und wir pflanzen dort den Wald.“⁹²

„Ursprünglich“ oder „wie vorher“ meint hier die Wiederherstellung einer Kulturlandschaft: Doch während die Beforstung kulturalisiert wird, wird der Kiesabbau qua Dauer des Bestandes des Werkes naturalisiert:

„Also ich glaube, da der Sand tatsächlich da ist, kann man sagen, dass die Mine ein Teil der Landschaft ist. In diesen Gebieten, wo sie seit einem halben Jahrhundert praktisch da sind. Denn seit den 1970er Jahren war hier der Kiestagebau Zwirownia [...]. Und das ist schon ein halbes Jahrhundert. Und so glaube ich, dass das hier hingehört. Aus natürlichen Gründen. Weil dieser Baustoff hier ist.“⁹³

Die De- und Re-naturalisierung von Eingriffen in die Umwelt⁹⁴ und die damit einhergehende Vermischung von Zeitflüssen ist charakteristisch für das Anthropozän. Doch auch wenn die anthropozäne Logik den Schmerz über die Rodung lindert, es bleiben unhintergebar die nicht zu schließenden „Lücken“, „Löcher“ und absinkenden „Ebenen“, die nicht nur ein stimmungsmäßiges Vakuum erzeugen, sondern auch bleibende anthropogene Spuren in der Geologie der Landschaft bedeuten, die fürderhin in ihre *deep future* weisen: Es wird zwar ein „genau gleicher“ Hain angepflanzt, der vor dem Abbau „noch nicht existiert“ hat, doch die grünende Senke – die auf die mit dem Kies herausgeflossene tiefe Zeit verweist – wird sich auch in Zukunft vorwurfsmäßig ins Bewusstsein heben und die sie erblickenden Menschen stellen:

„Aber klar, man wird das Gelände nicht rekultivieren können, wie es vorher war. Leider, die Vertiefung bleibt. Aber man führt Bepflanzungen durch und diese werden so sein,

92 Interview mit einem Einheimischen, 16.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

93 Interview mit einem Einheimischen, 28.7.2022, Südkaschubei (Polen), männlich, ca. 60 Jahre, Interviewerin: O. M.

94 Hannes Bajohr: Keine Quallen. Anthropozän und Negative Anthropologie. In: Ders. (Hg.): Der Anthropos im Anthropozän. Die Wiederkehr des Menschen im Moment seiner vermeintlich endgültigen Verabschiedung. Berlin 2020, S. 8.

wie die nachlandwirtschaftlichen Bepflanzungen; die Kiefer, die Birke, manchmal entsteht da ein sehr vielfältiges Landschaftsbild. Aber es ist nicht so, wie es war.“⁹⁵

5. In je gestimmter Aufmerksamkeit lesen wir in der Landschaft die Zeit

Die tiefen Zeitflüsse der vier in die kaschubische Landschaft eingelassenen Objekte, die sowohl auf ihre geologische Entstehung (*deep past*) als auch auf ihre anthropozänen Transformationen und die sich hieraus eröffnenden Zukünfte (*deep future*) verweisen, folgen ihrer je spezifischen Logik, ihren multiplen Erscheinungsformen und Existenzweisen und fordern daher unterschiedliche narrative Repräsentationsmodi ein. Dessen ungeachtet kristallisierten sich in der Analyse bestimmte narrative Motive heraus, die die strukturellen Gemeinsamkeiten der vier Objekte zur Abhebung gelangen ließen. Eine dieser strukturellen Gemeinsamkeiten besteht darin, dass die vier Objekte Bestandteil eines *kaschubischen* Landschaftsgefüges sind, wobei das, was als *Kaschubisch* ausgewiesen werden kann, vordringlich in der Weise in Erscheinung tritt, in der die Objekte gefügeartig miteinander verwoben sind; dies wiederum determiniert die Weise, in der sie dann von sich her die Flüsse ihrer tiefen Zeit preisgeben: Kaschubisch ist, wie ein postglazialer Hügel rutscht, wie ein Gletscherrinnensee schäumt, wie ein sandiger Feldweg graut, wie ein Hain hinabsinkt, wenn ihm die Kiesschicht entzogen wurde. Weil aber das Kaschubische nur ein (wenn auch bedeutsames und mit Blick auf die Kulturanalyse zentrales) Strukturelement unter vielen ist, können und sollten ähnliche Zeitflüsse und -kollisionen auch in anderen Landschaftsgefügen jenseits der Kaschubei erfahren, beobachtet und beschrieben werden. In ihrer Agency, die als Gestellhaftigkeit zum Ausdruck kommt, fordern die dies- und jenseits der Kaschubei lokalisierbaren und unweigerlich in anthropozäne Prozesse involvierten Landschaftsobjekte die in sie verweilend eingelassenen und mit ihnen unhintergebar Verstrickten heraus, konfrontieren sie immerzu

95 Interview mit einer Einheimischen, 28.7.2022, Südkaschubei (Polen), weiblich, ca. 50 Jahre, Interviewerin: O. M.

stimmungsmäßig mit der *deep past* und der *deep future* der jeweiligen Landschaft. Denn die von der Kakophonie der Zeitflüsse geweckten Stimmungen erlauben wenigstens für einen Augenblick, Verantwortung und Täterschaft nahtlos von der Ebene des Individuums in die Ebene einer planetarischen und in geologischer Zeit operierenden Menschheit zu übersetzen.⁹⁶

Gestimmt werden die Tiefenzeitflüsse von Landschaften vernehmbar: Diese unterschiedlichen tiefen Zeitflüsse der Landschaft werden dabei weniger chronologisch als vielmehr kairologisch vernommen, wonach das Erlebnis nicht vordringlich von der Abfolge der Ereignisse bestimmt wird, sondern von ihrer stimmungsmäßigen Aufladung, die ausschlägt, wenn Zeitflüsse kollidieren; oder auch, wenn im Lichte des Anthropozäns in der „gewohnten Umgebung“ (Wittgenstein) Aussagen über die Temporalität der Landschaft mit neuem Sinn gefüllt werden. Eine Landschaft kairologisch zu lesen, bedeutet ferner, verweilend und gestimmt auf ihre kollidierenden und gegenläufigen Zeitlichkeiten zu achten, die sich im Rutschen, Schäumen, Grauen, Sinken oder Ähnlichem materialisieren. Kairologisch bedeutet mithin auch, dass wir zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein müssen, um die Temporalität einer Landschaft zu vernehmen – dies gilt es auch im ethnografischen Prozess zu reflektieren: Die Ethnografin muss in einer Landschaft verweilen, um im entscheidenden Augenblick und in der richtigen Stimmung Kairos am Schopfe zu ergreifen. Denn gerade im unsteten, stimmungsmäßig flackernden Sehen der Welt, so lässt sich in Anlehnung an Heidegger folgern, zeigt sich die Temporalität einer Landschaft, die an keinem Tag dieselbe ist.⁹⁷ Obschon die in der Kaschubei verorteten Hügel, Seen, Feldwege und Haine unentwegt von ihrer Zeitlichkeit sprechen, können wir ihrer anthropozänen Sprache, die sie von uns gelernt haben, kaum mehr folgen – so wie wir für die Wahrnehmung der tiefen Zeit zu schnell sind, sind wir für die anthropozäne Zeit zu langsam.

In allen vorliegend analysierten Beispielen erschütterten die Erfahrungen zeitlicher Kollisionen und der Kakophonie von Zeitflüssen für einen kurzen Moment das In-Weltgewissheit-Leben und weckten melancholische Stimmungen, die sich nicht zuletzt auch in

96 Vgl. Hüpkas (wie Anm. 13), S. 116.

97 Heidegger (wie Anm. 3), S. 138.

die den Analysen vorangestellten Stimmungsbilder einschrieben.⁹⁸ Woher rührt die Melancholie, die Parteinahme für die vier Landschaftsobjekte und die Solidarität mit dem Hügel, dem See, dem Feldweg, dem Hain? Woher der seelische Schmerz im unterdessen voranschreitenden „fröhlichen Nihilismus“⁹⁹? Eine mögliche Antwort auf diese Fragen gibt uns Jean-François Lyotard in der Abhandlung vorangestellten Leitzitat. Lyotard spricht darin von einer den Landschaften innewohnenden Melancholie und einer Schuld, in die wir, ihrer ansichtig, *gestellt* werden. Der Mensch kann sich aus einer Landschaft nicht herausnehmen, insofern ihre Stimmung den in ihr Stehenden gleichursprünglich erschließt¹⁰⁰: Denn so wie die Landschaft die Stimmung durchschwingt, so durchschwingt die Stimmung die Landschaft, so wie eine Landschaft in die Stimmung, so ist auch die Stimmung in die Landschaft eingelassen. Daher zeitigt sich die Stimmung mit der Landschaft und die Landschaft mit der Stimmung.¹⁰¹ Die Stimmung einer Landschaft erreicht den in sie Eingelassenen und in ihr Verweilenden unmittelbar und verlangt unmittelbar die Deflagration seines Geistes im Lichte der anthropozänen Transformationen ihrer tiefen Zeitflüsse: Der Hügel, der See, der Feldweg und der Hain lassen den Geist brennen, weil der Mensch sie brennen lässt. Und weil seine Entwürfe die Eigenzeitlichkeit der Landschaftsobjekte nicht berücksichtigen und ihre Lebendigkeit verkennen, wird der fröhliche Nihilismus enthemmt um sich greifen und *deep futures* kreieren, die den Geist nie werden genug brennen lassen – das ist die Melancholie der kaschubischen Landschaft im Anthropozän.

- 98 Dass sich Stimmungen in Texte einschreiben und aus diesen wieder herauslesen lassen, zeigt Hans Ulrich Gumbrecht: *Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur*. München 2011.
- 99 Timothy Morton: Nihilismus, aktualisiert. In: Marietta Kesting, Maria Muhle, Jenny Nachtigall u. a. (Hg.): *Hybride Ökologien*. Zürich 2020, S. 95–106, hier S. 97, Herv. O. M.
- 100 Heidegger (wie Anm. 3), S. 137.
- 101 Simmel weist darauf hin, dass Stimmung und Landschaft zwei Seiten einer Medaille sind; zum Zusammenhang zwischen Landschaft und Stimmung vgl. Georg Simmel: *Philosophie der Landschaft (1913)*. In: Georg Simmel: *Brücke und Tor. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft (1913–1984)*, hg. von Michael Landmann. Stuttgart 1957, S. 141–152; vgl. auch Angelika Krebs: *Why Landscape Beauty Matters*. In: *Land 3 (3)*, 2014, S. 1251–1269.

**Of the Field Path's Greying, the Lake's Foaming, the Hill's Sliding,
the Grove's Sinking. Attunement to the Deep Time of a Kashubian
Landscape in the Anthropocene**

From an empirical-posthumanist perspective, four objects of a Kashubian landscape assemblage are questioned in terms of their temporalities: to what extent are these objects able to engage us in the context of the deep past and deep futures of the planet with their agency and Gestellhaftigkeit and to tune us into the Anthropocene? The article discusses the connections between the deep temporality and materiality of a Kashubian landscape in the Anthropocene and shows to what extent dwelling and a focus on senses and Stimmung can serve to open it up.

Die Gärten Kaisarianis. Erinnerungsrepertoires und -orte des Widerstands in Athen

*Der Beitrag beschäftigt sich mit der Erinnerungskultur des griechischen Widerstands. Anhand von Prosfygika (Προσφυγικά) – ehemaligen Flüchtlingsbauten aus den 1930er Jahren, die bis heute bewohnt sind – sowie Skopeftirio (Σκοπετήριο) – einem Ort der Hinrichtung während der Besatzungszeit und heutiger Park – werden generationenübergreifende Erinnerungsrepertoires sowie Aneignungen des urbanen Raums durch Gedenkpraxen in Kaisariani, Athen erläutert. Beide Erinnerungsorte repräsentieren eine alternative Geschichtsschreibung, die auf die Unterdrückung und Verfolgung griechischer Kommunist*innen und Linker während der Besatzungszeit und weit darüber hinaus hinweist. Sie kontrastieren Erinnerungsorte des Widerstands während der deutschen Besatzung im „roten“ Vorort Kaisariani mit weniger sichtbaren Spuren dieser Periode im Stadtzentrum Athens und deuten ebenso daraufhin, was weniger erinnert wird – der folgende Bürgerkrieg.*

*Στους κήπους της Καισαριανής
σ' έβγαζα για σεργιάνι,
όμως μας χώρισ' η ζωή
νύχτα στον Μακρηνγιάννη.*

*In den Gärten von Kaisariani
ging ich mit dir spazieren
doch das Leben hat uns getrennt
in der Nacht in der Straße von
Makrigianni*

Diese Zeilen aus Sotiria Bellous Lied *Die Gärten Kaisarianis*¹ lassen mich an Spaziergänge sowie Walk Alongs² denken, die ich selbst in

- 1 Sotiria Bellou: Kaisariani (Καισαριανή). Album: Λαϊκά προάστια (ΛΥΡΑ, 1980).
- 2 Margarethe Kusenbach: Street Phenomenology. The Go-along as Ethnographic Research Tool. In: Ethnography, 4 (3), 2003, S. 455–485.

der dem Lied namensgebenden Nachbarschaft während meiner Feldforschungsaufenthalte in Athen unternommen habe. Während einer zehnmonatigen Feldforschung für mein Dissertationsprojekt zwischen Herbst 2020 und Sommer 2021 beschäftigte ich mich mit Erinnerungs-orten und -praxen, die sich auf den griechischen Widerstand während der Besatzungszeit und den darauffolgenden griechischen Bürgerkrieg beziehen. Zunächst erfolgten die Spaziergänge notgedrungen durch den bald nach meiner Ankunft eintretenden, restriktiven Lockdown während der Corona-Maßnahmen, der meinen bisherigen methodischen Werkzeugkoffer infrage stellte. Spaziergänge stellten eine der wenigen Möglichkeiten dar, mit meinem Forschungsfeld in Kontakt zu treten. Ich suchte Gedenkstätten, -tafeln, Straßen, Gebäude, Plätze, und Nachbarschaften auf, um Bedeutungszuschreibungen bestimmter Erinnerungsorte des Widerstands nachzuspüren. Später wurden diese Spaziergänge fester Bestandteil meines Forschungsprozesses – in Form eines häufig stundenlangen Flanierens oder Walk Alongs mit meinen Forschungspartner*innen, die mir einen räumlichen und sensorischen Zugang zu deren Biografien ermöglichten und erlaubten, deren alltägliche räumliche Praktiken nachzuvollziehen.³ Während meiner Feldforschung wurden insgesamt 30 Interviews mit Aktivist*innen drei unterschiedlicher Generationen sowie mit Museumspersonal geführt. Die drei Generationen umfassen Personen, welche die Besatzungszeit miterlebt haben, Aktivist*innen, die während der Militärjunta politisch aktiv waren, und aktuelle Aktivist*innen, die sich in kommunistischen, autonomen oder anarchistischen Gruppierungen oder sozialen Projekten engagieren – drei Erfahrungsgenerationen, die unterschiedliche politische Umbrüche erlebt haben. Die in diesem Artikel angeführten Interviews wurden auf Englisch geführt.

*Σε μια αίθουσα σκοτεινή
φοιτητές δικάζουν.*

*Την πατρίδα μου κλαίω εγώ
Ωωω!!*

*In einem dunklen Saal
verurteilen sie Studenten*

*Ich beweine mein Vaterland
Oh!*

Athen ist weniger bekannt für Grünflächen oder Gärten als für ein Konglomerat chaotisch verlaufender Straßen und weißer mehrstöckiger

3 Kusenbach (wie Anm. 2), S. 478.

Wohnblöcke – *Polykatikia*⁴. Die Gärten Kaisarianis, von denen Sotiria Bellou singt, durchziehen dieses in Form von großflächigen Innenhöfen, Gemeinschaftsgärten, Vorgärten und einem Park, der sich in der Mitte der Nachbarschaft erstreckt. Der Park *Skopeftirio* ist auch eine ehemalige Hinrichtungsstätte, an welcher zwischen 1942 und 1944 griechische Widerstandskämpfer*innen durch die deutsche Wehrmacht und deren griechische Kollaborateure exekutiert wurden. Die Vorgärten gehören zu den für die im Osten Athens gelegenen Gemeinden typischen einstöckigen Wohnhäuser – *Prosfygika* – gebaut für bzw. von Flüchtlingen aus Anatolien in den 1920er Jahren. Diese Flüchtlinge sollten später eine tragende Rolle im Widerstand während der Besatzungszeit⁵ einnehmen. Sie trugen dazu bei, dass Kaisariani bis heute mit dem Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und als „ελληνικό Στάλινγκραντ“ (griechisches Stalingrad) bekannt ist.

Die Metaxas Diktatur (1936–1941), die Besatzungszeit (1941–1944), der griechische Bürgerkrieg (1946–1949) und die Militärjunta (1967–1974) führten dazu, dass in Griechenland erst ab den 1980er Jahren Demokratisierungsprozesse eingeleitet wurden. Sotiria Bellou, Autorin der Liedzeilen, war während der Besatzung Griechenlands sowie des darauffolgenden griechischen Bürgerkriegs im Widerstand tätig und spricht in ihrem Text des 1980 auf dem Album *Laika Proastia* veröffentlichten Liedes von der selbst erfahrenen Stigmatisierung und Verfolgung derjenigen, die sich dem zumindest in Führungsrängen vornehmlich kommunistischen Widerstand der EAM⁶ (Εθνικό

- 4 Polykatikia < πολύ (poly) – mehrfach; κατοικία (katikia) – Wohnsitz, meint ein mehrstöckiges Wohnhaus.
- 5 Die deutsche Wehrmacht rückte im April 1941 mit dem Hintergrund der Aktion „Barbarossa“ im ehemaligen Jugoslawien ebenso wie in Griechenland ein. Griechenland wurde durch die Besatzungsmächte Deutschland, Italien und Bulgarien besetzt und in drei Zonen aufgeteilt. Italien wurde ein Großteil des Gebiets überlassen. Bulgarien besetzte das östliche Makedonien und Thrakien. Deutschland behielt strategisch wichtige Gebiete wie Thessaloniki, den Großteil Kretas, Piräus und mehrere Dienststellen in Athen. Nach der Kapitulation Italiens Anfang September 1943 wurde die italienische Zone den deutschen Besatzungsbehörden zugewiesen. <https://www.occupation-memories.org/de/deutsche-okkupation/geschichte/index.html> (Zugriff: 2.2.2023).
- 6 EAM (Εθνικό Απελευθερωτικό Μέτωπο, *Ethnikó Apeleftherotikó Métopo*, *Nationale Befreiungsfront*) war die größte Widerstandsorganisation während der Besatzungszeit. Sie wurde im Dezember 1941 von der KKE

Apeleftherotikó Métopo, Nationale Befreiungsfront) anschlossen. Eine Bewegung, auf die heute u. a. die Gemeindepolitik Kaisarianis, das EAM-Museum, Gedenkstätten und -feiern, Straßennamen sowie Musik in den Tavernen der Nachbarschaft und aktuelle politische Bewegungen verweisen.

*Στα πεζοδρόμια περνά
κόσμος και μας κοιτάζει,
μια φυλακή ο τόπος μας
και μας καταδικάζει.*

*Auf den Gehwegen gehen
viele Leute vorbei und schauen auf uns
ein Gefängnis unser Ort
und spricht sein Urteil über uns*

Bereits Maurice Halbwachs hat darauf verwiesen, dass Erinnerungen individuelle, sowie kollektive aktuelle Bedürfnisse widerspiegeln.⁷ Gegenwärtige politische Initiativen unterschiedlicher linker Provenienz beziehen sich in Athen wie auch anderswo auf Erinnerungsorte und -repertoires, die auf vergangene Bewegungen verweisen. Es werden u.a. Slogans, Lieder, Gedichte, Orte und Held*innen der 1940er Jahre als Referenzpunkte herangezogen und aktualisiert, um auf die Kontinuität sozialer und politischer Missstände und die Kämpfe gegen diese aufmerksam zu machen. Die strategische Aneignung bestimmter Erinnerungsorte und -repertoires betont die Stärke vergangener Bewegungen, fördert die Loyalität zu einer bestimmten Gruppe, untermauert aktuelle Forderungen und vermittelt Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wie sich beispielhaft anhand von Kaisariani erläutern lässt.

Theoretisch ist das Konzept der Erinnerungsorte auf Pierre Nora zurückzuführen, welcher diese einerseits topografisch und symbolisch begreift und damit u. a. Redeweisen, Denkfiguren und soziale Umgangsformen inkludiert⁸. Nora verweist zwar auf die endlose Reproduktion und unvorhersehbare Vervielfachung⁹ und damit die

(Κομμουνιστικό Κόμμα Ελλάδας *Kommunistikó Kómma Elládas*, *griechische Kommunistischen Partei*) und weiteren kleineren Parteien gegründet. Ihr militärischer Flügel ELAS war die größte bewaffnete Guerillatruppe des Landes.

- 7 Maurice Halbwachs: *The Collective Memory*. New York 1980, S. 71–188.
- 8 Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2011, S. 21.
- 9 Pierre Nora: *Between Memory and History: Les Lieux de Memoire*. In: *Representations* 26, Special Issue: *Memory and Counter-Memory*, 1989, S. 7–24, hier S. 12 und S. 19.

Prozesshaftigkeit der *lieux de mémoire*, dennoch werden diese in seiner Analyse im Rahmen eines französischen Nationalstaates gedacht und auch novelliert¹⁰. Sie werden von ihm damit als Materialisierung der nationalen und politischen Identität verstanden¹¹ und reproduziert. Ich beziehe mich daher auch auf Lorenzo Zamponis Konzept des „memory repertoire“, hier als Erinnerungsrepertoire bezeichnet, welches sich auf die Gesamtheit mnemotechnischer Praktiken, die soziale Akteur*innen in Bezug auf die Vergangenheit anwenden, bezieht und damit die Erinnerungspraxen der Protagonist*innen in den Fokus stellt, wie dieser an der spanischen und italienischen Studierendenbewegung analysiert.¹²

Auch wenn sich Bewegungen selbst in ständigem Wandel befinden und deren Perspektiven auf die Vergangenheit dynamischen Prozessen unterworfen sind, werden Vergangenheitsbezüge vor allem im urbanen Raum greifbar, in dem individuelle Erfahrungen mit vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Erfahrungen anderer korrelieren¹³. Eine Wechselbeziehung, die ich in diesem Artikel anhand meiner Interviewpartner*innen Iro und Pantelis illustrieren möchte. Pantelis, Ende 80, ist als Kind von Vertriebenen aus Anatolien in Kaisariani aufgewachsen und hat vor Ort die Besatzungszeit miterlebt. Er hat sich Zeit seines Lebens mit Konflikten und Kriegen weltweit auseinandergesetzt. Iro, Mitte 20, ist zum Zeitpunkt unseres Interviews gerade in die Nachbarschaft gezogen, identifizierte sich aufgrund ihres Aktivismus in einer kommunistischen Gruppierung jedoch bereits davor mit der links-politischen Geschichte Kaisarianis. Ein Spaziergang mit meiner Freundin Iliana, sowie Iros und Pantelis Erzählungen führen uns nun durch die Geschichte Kaisarianis und der damit verflochtenen Vergangenheit des griechischen Widerstands.

- 10 Pim Den Boer: *Loci memoriae – Lieux de mémoire*. In: A. Erl, A. Nünning (Hg.): *A Companion to Cultural Memory Studies*. Berlin, New York 2016, S. 19–26, hier S. 21.
- 11 Jay Winter: *Sites of Memory and the Shadow of War*. In A. Erl, A. Nünning (Hg.): *A Companion to Cultural Memory Studies*. Berlin, New York 2010, S. 61–74, hier S. 63.
- 12 Lorenzo Zamponi: *Social Movements, Memory and Media: Narrative in Action in the Italian and Spanish Student Movements*. Cham 2018, S. 25 und S. 203.
- 13 David Duindam: *Fragments of the Holocaust: The Amsterdam Hollandsche Schouwburg as a Site of Memory*. Amsterdam 2018, S. 39.

Kaisariani / *Stronghold of communist action in Athens*¹⁴

Ich bin mit Iliana zu einem Spaziergang durch Kaisariani verabredet. Sie ist Anfang 20, in unterschiedlichen linken Initiativen aktiv, in einer derer wir uns auch kennenlernten. Sie wohnt seit Kurzem in der Nähe der Nachbarschaft, die sie mit mir zusammen erkunden möchte. Wir treffen uns in der Nähe des Hilton-Hotels aus den 1960er Jahren, welches das gleichnamige Viertel in seinem Modernismus und schwindenden Glamour überragt. Wir gehen ungefähr 15 Minuten Richtung Kaisariani als die chaotische Ansammlung der weißen mehrstöckigen *Polykatikia*¹⁵ an einigen Stellen von kleinen einstöckigen *Paranges*, eine Form der *Prosfygika* (*prosfygas* ist Griechisch für „Flüchtling“, verweisend auf Flüchtlingsbauten) durchbrochen wird. „It seems like a Greek village where our grandparents live and where we would spend our summer“¹⁶, kommentiert Iliana den plötzlichen Szenenwechsel. Das dröhnende Verkehrschaos Athens rückt in den Hintergrund und ein Geräuschteppich aus vereinzelt Stimmen, Vogelgezwitscher und Grillenzirpen breitet sich aus. Die dorfähnliche Atmosphäre ruft bei mir Bilder der 1920er Jahre hervor, auf denen Kaisariani abgebildet ist wie ein Feld dicht gesprenkelt mit weißen Zelten der Geflüchteten. Die Vorgärten, an denen wir vorbeigehen, sind mal mehr, mal weniger gepflegt, manchmal voller Blumen, dann wieder verwahrlost. Die Häuser von damals bestanden meist aus einem Zimmer für ganze Familien, ohne Sanitäreinrichtungen und fließendem Wasser, wie mir später Pantelis, der in einem solchen aufgewachsen ist, erzählt:

„At that time in 1922, Kaisariani was empty, it was like a mountain. They put some tents in the first days. They put tents also at the Acropolis. Can you believe that? [...] Hundreds of tents because they had no place to stay. Then they started building small houses. One room, one kitchen and a bathroom for families. It didn't matter how many children they had.“

14 Interview mit Despina und ihrem Vater Panos. Athen, Skopetirio 13.3.2021.

15 Polykatikia < πολύ (poly) – mehrfach; κατοικία (katikia) – Wohnsitz, meint ein mehrstöckiges Wohnhaus.

16 Feldnotizen, 18.2.2021.

Ab den 1950er Jahren wurden die Paranges großflächig durch die für Athen typischen mehrstöckigen Apartmentblöcke ersetzt. Die Bewohner*innen wurden angehalten, ihre Häuser gegen Wohnungen in den neue gebauten Apartmentblöcken einzutauschen – für viele eine Möglichkeit, ihre Lebensbedingungen zu verbessern.

„Most of them became higher apartment blocks. Especially at the main roads you can't see any *Prosfygika* anymore. [...] People gave their little apartments, their houses to get new ones, more modern ones. The people had no facilities there. It was one big room, four beds. We were sleeping two and two. It was an emergency. [...] Now of course the picture has changed. No more little houses.“¹⁷

Prosfygika wurden in den 1920er Jahren in ganz Griechenland erbaut, um Vertriebene aus Kleinasien, wie auch Pantelis Familie, nach dem Beschluss des Vertrags von Lausanne 1923¹⁸, eine als Friedensakt präsentierte Zwangsumsiedelung, unterzubringen. Damals stieg die griechische Bevölkerung durch etwa zwei Millionen Griechisch-Orthodoxe aus Kleinasien um ein Viertel. Sie wurden im heutigen Anatolien durch etwas mehr als 380.000 Muslim*innen aus Griechenland „ersetzt“.¹⁹ Der Vertrag von Lausanne sollte später zum Vorbild für die Bevölkerungspolitik im Nationalisierungsprozess des 20. Jahrhunderts und weitere Zwangsvertreibungen werden. „Greece would be an almost entirely Orthodox Christian country, while in Turkey, the overwhelming majority of citizens would be Muslim. Anybody who lived in the ‚wrong‘ place, from the viewpoint of religion, would

- 17 Interview mit Pantelis, 24.7.2021. Pantelis zeigte beruflich als Fotojournalist politische Missstände im In- und Ausland auf. Er dokumentierte Kriege weltweit sowie die Studierendenbewegung während der griechischen Militärjunta.
- 18 Karl Strupp: Der Vertrag von Lausanne: Text mit Erläuterungen und ausführlicher Einleitung über die Entwicklung des Reparationsproblems. Gießen u. a. 1932, <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11126733?page=18,19>, Kurzinfo: https://eoo.aau.at/eoo.aau.at/index-cfaf.html?title=Lausanne_%28Vertrag%29 (Zugriff: 25.7.2022).
- 19 Eleni Bastea: Athens, 1890–1940: Transitory Modernism and National Realities. In: Jan Behrends, Martin Kohlrausch (Hg.): Races to Modernity. Metropolitan Aspirations in Eastern Europe, 1890–1940. Budapest, New York 2014, S. 139 f.



Abb. 1: Das Dreieck Kaisarianis, Foto: Christina Sterniša, 18.02.2021.

be deported across the Aegean to start a new life in the ‚right‘ country.“²⁰ Religionszugehörigkeit als Ordnungsprinzip wurde dadurch vertraglich neu etikettiert, aber erst recht zur Grundlage der modernen Nationalstaaten Griechenlands und der Türkei.

Der plötzliche Bevölkerungszustrom führte nicht nur in Athen innerhalb weniger Wochen zu einem Behausungsnotstand. Teile der Stadt wurden wie auch die hügelige Umgebung Kaisarianis mit provisorischen Behausungen wie Zelten und selbstgebaute Baracken übersät. Kaisariani entwickelte sich durch den plötzlichen Zustrom zu einer der größten und gleichzeitig ärmsten Gemeinden, die damals als städtische Zufluchtsorte für Flüchtlinge in Griechenland dienten²¹. War bereits die Ankunft der Flüchtlinge in Athen von sozialen Missständen geprägt, folgte während der Besatzungszeit durch die Nazis eine noch härtere Periode. Im Herbst und Winter 1941/42 war die Hungersnot in der Stadt besonders groß. Massengräber und Leichen auf den Straßen Athens prägten das Stadtbild, ein Umstand, der das NS-Regime nicht vor weiteren Beschlagnahmungen, Plünderungen und dem systematischen Abziehen von Lebensmitteln abhielt.²² Das Rote Kreuz schätzt, dass zwischen 1941 und 1943 allein 250.000 Personen direkt an den Folgen der Hungersnot gestorben sind, wie auch Pantelis Vater Kostas.²³ Eines der ersten Anliegen des Widerstands während der Besatzungszeit war daher vor allem im städtischen Raum das Sammeln und Verteilen von Lebensmitteln sowie das Organisieren von Suppenküchen.

„We had very difficult days, very dangerous days. The Germans were of course in Kaisariani, which is very close to the center of Athens. We had nothing to eat. Everything was locked down. [...] We had to walk a distance of about five to six kilometers to go to school to have a breakfast, which was

20 Bruce Clark: *Twice a Stranger*. Cambridge 2006, S. 11.

21 Information aus einem Folder der Gemeinde Kaisariani. Vgl. Christina Sterniša: *Places of Remembrance of Resistance and Social Movements in Athens*. Graz 2020, S. 72 f.

22 David Brewer: *Greece, the Decade of War. Occupation, Resistance and Civil War*. London, New York 2016, S. 60; Mark Mazower: *Hitlers Imperium: Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*. München 2008, S. 266.

23 Mazower (wie Anm. 22).

a cup of milk in the morning and a soup usually for lunch helped a little to make thousands of children survive from the famine.“²⁴

Die Lebensumstände während der Besatzungszeit führten dazu, dass sich viele der Flüchtlinge aus Kleinasien der Nationalen Befreiungsfront (EAM), der Hauptbewegung des griechischen Widerstands gegen die Besatzung durch die deutschen Nazi-Faschisten und deren militärischen Streitmacht (ELAS) anschlossen. Zwischen 1943 und 1944 zählte die EAM nach unterschiedlichen Schätzungen zwischen 800.000 und 1,5 Millionen Mitglieder und damit zwischen 10–20% der damaligen Gesamtbevölkerung Griechenlands.²⁵ Auch wenn EAM/ELAS vor allem in ihrer Führung durch die KKE (Kommunistische Partei Griechenlands) geprägt waren, bezeichneten sich noch lange nicht alle ihre Mitglieder als Kommunist*innen.²⁶ Kaisariani ist dennoch bis heute als „rote“ Nachbarschaft und Ort des Widerstands bekannt.

„Kaisariani was the stronghold of communist action in Athens. Due to the fact, that in the inter-war period and after the Asia Minor war between Turkey and Greece this place was occupied as many suburbs in Athens by the refugees coming from Asia Minor. [...] So, they were initially educated but since the treatment from the locals was like they were you know the outcasts of the society, the affiliation they had with EAM and the communist party made them become the most progressive parts of the locals and they were very involved during the German occupation in EAM/ELAS and the rest of the resistance“²⁷,

24 Interview mit Despina und ihrem Vater Panos. Athen, Skopeftirio 13.3.2021.

25 Dimitris Kousouris: Kollaboration und Geschichtsschreibung in Griechenland. In: Kambas Chryssoula, Mitsou Marilisa (Hg.): Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg: Griechische und deutsche Erinnerungskultur. Böhlau 2015, S. 169–186, hier S. 170.

26 Neni Panourgia: *Dangerous Citizens. The Greek Left and the Terror of the State*. New York 2009, S. 79.

27 Interview mit Despina und ihrem Vater Panos. Athen, Skopeftirio 13.3.2021.

erzählt Despina – Mitte 30, Mitglied von Syriza²⁸ (ΣΥΡΙΖΑ) und in einer Initiative tätig, die versucht, die Bauten aus den 1920ern zu revitalisieren. Die Flüchtlinge, auch aus wohlhabenderen intellektuellen oder künstlerischen Kreisen stammend, waren während der Besetzung nicht nur Armut und Hungersnot, sondern oft willkürlichen Gewaltakten ausgesetzt, die sich nicht nur gegen Kommunist*innen richteten: „I mean people got killed in the middle of the streets. They blew up houses very close to our house. Houses to be burned because they thought there were some terrorists in there.“²⁹

Vor allem in den Nachbarschaften, die für eine große Anhänger*innenschaft von EAM/ELAS bekannt waren, fanden Gewaltakte wie Bombenanschläge oder Vergeltungsmaßnahmen statt. Zu diesen zählten sogenannte *Bloko* (Μπλόκο). Bloko meint das Umzingeln von Nachbarschaften durch deutsche Nazi-Faschisten und deren griechische Kollaborateure, bei welchem männlichen Bewohner aufgerufen wurden, sich an einem Platz zu versammeln, um in Folge verhaftet, deportiert oder gar hingerichtet zu werden. „Violent practices like executions, reprisals, taking hostages, round-ups, and the public exhibition of corpses became part of the everyday experience“³⁰, wie Polymeris Voglis in Bezug auf die alltägliche Brutalität während der Besetzungszeit schreibt.

Das Dreieck Kaisarianis / *If the blocks are all empty, we can occupy them*³¹

Während unseres Spaziergangs stehen Iliana und ich im sogenannten Dreieck Kaisarianis, das sich aus zwei „ursprünglichen“ Prosfygika aus den 1920er Jahren und einem Wohnblock für Arbeiter*innen aus den 1950er Jahren zusammensetzt. Liebevoll hergerichtete Balkone und Vorgärten schließen an leerstehende Wohnungen an, die

28 ΣΥΡΙΖΑ – Συνασπισμός Ριζοσπαστικής Αριστεράς meint „Koalition der Radikalen Linken“.

29 Interview mit Pantelis, 24.7.2021.

30 Polymeris Voglis: *Becoming a Subject: Political Prisoners during the Greek Civil War, 1945–1950*. New York 2002, S. 47; Mark Mazower: *Inside Hitler's Greece*. Yale 1993, S. 340–351.

31 Feldtagebuch, 18.2.2021.

manchmal durch ihre fehlenden Türen Einblicke ins Innere ermöglichen. Wir rätseln über die Zukunft der Gebäude. Was passiert, sollten sie vollkommen leer stehen? Iliana reagiert mit einem „If the blocks are all empty, we can occupy them“³², um der Transformation des historischen Raumes gedanklich entgegenzuwirken. Wir sehen eine Frau auf einem der Balkone und grüßen uns. Sie fragt, was wir hier machen. Iliana erzählt von meinem Projekt und sie antwortet unvermittelt: „It is the perfect place to be for you then. These buildings have historical significance because you can see the holes of the bullets [...]. Most of them are kind of empty because people that used to live here, they died. Like from this block.“³³ Sie zeigt auf einen der Blöcke, der ziemlich verlassen aussieht. Kaputte Fensterscheiben wechseln sich mit neuen Fensterstöcken ab, gerahmt von Einschusslöchern, die an die *Dekemvriana* 1944 erinnern – bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen, die den erhofften Frieden nach dem Abzug der deutschen Wehrmacht am 12. Oktober 1944 zerschlugen. Pantelis erinnert sich noch gut an die ausgelassene Stimmung an jenem Tag, die im Zentrum Athens rund um den Syntagma Platz, auf dem Tausende ausgelassen feierten, ihren Höhenpunkt fand.

„It was a very big celebration everywhere, not only in Athens but all over Greece. But in Athens it was a big gathering of thousands of people singing and holding Greek flags. To tell you the truth, people passed all over and asked the crowd to go to Syntagma square. But I didn't join. My family didn't go because we wanted to stay safe. The Nazis left but still we did not know what will happen.“³⁴

Die Befürchtungen von Pantelis Familie bewahrheiteten sich. Nicht einmal zwei Monate nach der Befreiung Athens kam es im Zentrum der Stadt zu einem 28-tägigen Gefecht zwischen EAM/ELAS auf der einen und den griechischen Sicherheitsbataillonen und britischen Streitkräften auf der anderen Seite. Waren am Tag der Befreiung noch Banner zu sehen, die die britische Armee unter Churchill willkommen hießen, leitete dieser eine provisorische Regierung unter Georgios

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Interview mit Pantelis, 24.7.2021.

Papandreou ein mit der Absicht, den König aus dem Exil zurückzuholen und eine kommunistische Machtübernahme abzuwenden.³⁵

Während der Dekemvriana kam es auch im Dreieck Kaisarianis, in dem sich EAM/ELAS verbarrikadierten, zu Gefechten. Die Einschusslöcher auf den Fassaden der Prosfygika zeugen noch heute von den Auseinandersetzungen. Nur wenige Tage nach den ersten Ausschreitungen erteilte Churchill weitere Anweisungen, um die EAM zu besiegen und Athen von den „Rebellen“, die sich gegen die Autorität der verfassungsmäßigen Regierung Griechenlands auflehnten, zu befreien.³⁶ „Großbritannien hat beim Kampf gegen den EAM-Widerstand de facto nahtlos an den deutschen Besatzer angeknüpft“³⁷. Es dauerte nicht lange bis zum Ausbruch des griechischen Bürgerkriegs, der offiziell mit der Dauer von 1946 bis 1949 datiert wird, für viele jedoch mit der Dekemvriana begann. Der Bürgerkrieg „entstand im Rahmen bestehender Konflikte. Wann genau, darüber lässt sich streiten“, meint Ulrich Moennig. „Jeder neue Zustand ist ein Produkt des fortgesetzten Unrechts, dessen Ausgangspunkt genauso offen ist, wie der Diskurs über den griechischen Bürgerkrieg keinen richtigen Anfang hat.“³⁸

Weißer Terror, weiße Tauben

Als Iliana und ich den Innenhof des Dreiecks verlassen, taucht plötzlich ein Graffiti, das sich über die gesamte Rückseite einer mehrstöckigen Hausfassade erstreckt, auf. Arbeiter*innen in blauer Arbeitskleidung halten mit ihren Händen das Dach eines antiken Tempels in die Höhe. Das Graffiti stellt diejenigen dar, welche die Stadt gebaut und vor dem Nazi-Regime verteidigt haben: Arbeiter*innen, häufig

35 Brewer (wie Anm. 22), S. 216 f.

36 Ebd., S. 192.

37 Chryssoula Kambas, Marilisa Mitsou: Einleitung: Zwei Gedächtnisse einer Vergangenheit und ihre Gegenwart. In: Chryssoula Kambas, Marilisa Mitsou (Hg.): Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg: Griechische und Deutsche Erinnerungskultur. Köln, Weimar, Wien 2015, S. 9–28, hier S. 21.

38 Ulrich Moennig: Der griechische Bürgerkrieg der Erinnerungen. In: Athanasios Anastasiadis, Ulrich Moennig (Hg.): Trauma und Erinnerung. Narrative Versionen zum Bürgerkrieg in Griechenland. Köln, Wien, Weimar 2018, S. 11–53, hier S. 12 und S. 50 (unter Verweis auf Demertzis, O).

ehemalige Vertriebene sowie Landflüchtlinge aus ganz Griechenland. Die Darstellung kontrastiert Repräsentationen Griechenlands als Wiege der Demokratie im Gegensatz zum offiziellen Umgang mit Faschismus, Nationalsozialismus und autoritären Regimen. Während im Zentrum Athens, welches durch das Stadtmanagement in seinem Gesamtbild als antike Stätte repräsentiert wird, Umbrüche des 20. Jahrhunderts schwer erkenntlich bleiben, wird die Stadt als Palimpsest³⁹, in Kaisariani greifbar. Die Einschusslöcher auf der Fassade, auf der das Graffiti platziert ist, ebenso wie eine kleine Gedenktafel stellen die zwei weißen Tauben über den Arbeiter*innen als Friedenssymbol infrage und laden die Betrachter*innen ein, einen Moment den Opfern der Dekemvriana zu gedenken.

PASSERBY

*Wait for a bit on this holy place and ponder. Here the firearms of the British left their marks striking from Lycabettus against the resisting, heroic mother-of-refugees Kaisariani on
DECEMBER OF 1944.*

Die Inschrift auf der Gedenktafel erinnert nicht nur der „Schlacht um Athen“ im Dezember 1944, sie symbolisiert zugleich die Kontinuität der Verfolgung der griechischen politischen Linken durch den „weißen Terror“, durch welchen Kommunist*innen zum nationalen Feindbild, ihre Erfahrungen zu Bestandteilen marginalisierter Geschichtsschreibung und bis heute bestehender Utopien wurden. Der „weiße Terror“ führte noch lange nach dem Bürgerkrieg zu massenhaften Verhaftungen, Folterungen und Verbannungen in Lagern oder auf Exilinseln. Kostas Kornetis, Historiker, der sich u. a. mit Gedächtnisforschung in Bezug auf soziale Bewegungen beschäftigt, spricht von einem semi-Apartheidssystem, basierend auf Kommunistenfeindlichkeit und nationaler Besinnung – *ethnikofrosyni* (*Εθνικοφροσύνη*) –, in dem Sympathisant*innen des Kommunismus und deren familiäres und soziales Umfeld als Staatsfeinde betrachtet wurden.⁴⁰ „Nach dem Bürgerkrieg und dem Sieg über die Linke Ende

39 Julia Binder: Stadt als Palimpsest. Zur Wechselwirkung von Materialität und Gedächtnis. Berlin 2015.

40 Kostas Kornetis: Children of the Dictatorship. Student Resistance, Cultural Politics, and the 'Long 1960s' in Greece. New York 2016, S. 10.



Abb. 2: Graffiti im Dreieck Kaisarianis, Foto: Christin Sterniša, 18.02.2021.



Abb. 3: Gedenktafel an der Hausfassade neben dem Graffiti im Dreieck Kaisarianis,
 Foto: Christina Sterniša, 18.02.2021.

Abb. 4: Hauswand mit Einschusslöchern im Dreieck Kaisarianis,
 Foto: Christin Sterniša, 18.02.2021.

der 1940er Jahre waren Kollaborateure zu Regierungsmitgliedern und ehemalige Widerstandshelden zum Ziel staatlicher Repression geworden⁴¹, so auch Mark Mazower.

Dennoch leben in den Prosfygika in Kaisariani, wie auch in denen anderer Nachbarschaften, noch immer Familien bzw. Nachkommen derer, die sich hier in den 1920er Jahren angesiedelt haben, neben Geflüchteten und jungen Leuten, die günstige Mieten suchen und/oder aus politischer Überzeugung hierherkommen. Einige lassen sich aufgrund der mit dem Widerstand assoziierten Geschichte in der Nachbarschaft nieder, ebenso wie autonome/anarchistische Gruppierungen oder auch Suppenküchen. An manchen Ecken rufen Aktivist*innen durch Wände der Solidarität dazu auf, Essen, Kleidung oder anderes mit denjenigen, die sich in Not befinden, zu teilen. Graffiti betonen, dass in der Flüchtlingsnachbarschaft Faschist*innen nichts zu suchen haben. „In our refugee neighborhoods the hands of fascists will be cut immediately“ prangt es von den Hausmauern. Die Alltagspraxen der Bewohner*innen unterstreichen, dass Erinnerungsorte als eine soziale Praxis zu verstehen sind.⁴² Prosfygika repräsentieren das, was in offiziellen Gedenkpraxen und Schulbüchern noch immer an den Rand gedrängt wird: die systematische Verfolgung der griechischen politischen Linken, die über Jahrzehnte andauern sollte, und stehen damit Denkmälern, welche die Geschichten der Sieger*innen darstellen, gegenüber.

*If you don't try to bring it up a few times,
you forget the whole story.*⁴³

Erst nach dem Fall der Militärdiktatur im Jahr 1974 wurden in Griechenland Demokratisierungsprozesse, als *metapolitefsi* (Μεταπολίτευση) bezeichnet, eingeläutet. Viele der Verantwortlichen⁴⁴ blieben jedoch in ihren Ämtern⁴⁵. Die Strafen wurden in den

41 Mazower (wie Anm. 22), S. 12.

42 Andrea Hajek: *Negotiating Memories of Protest in Western Europe. The Case of Italy*. London 2013, S. 148.

43 Interview mit Pantelis, 24.7.2021.

44 Viele der Folterer der Junta waren ehemalige Kollaborateure des Nazi-Regimes. S. Chloe Howe Haralambous: *Making History (Disappear)*:

meisten Fällen entweder erheblich reduziert, zur Bewährung ausgesetzt oder die Angeklagten wurden freigesprochen, während eine beträchtliche Anzahl von Fällen nie vor Gericht gestellt wurde⁴⁶. Eine Ausnahme stellten die Verfahren der Obristen dar, die unter anderem dazu dienten, die neue Regierung zu legitimieren, einen historischen Bruch zu signalisieren und gleichzeitig eine Kontinuität der Opposition zu suggerieren, die es in Wirklichkeit unter der Junta nicht in großem Umfang gegeben hatte. „The trials were a performance in which the Colonels were made to appear as radically Other in order to reaffirm a polarization along the lines of the authoritarian (dictators) versus the democratic (the people)—a polarization that may not have been as rigid in experience as it would remain in history.“⁴⁷

Es sollte noch einige Jahre dauern bis 1981 die KKE legalisiert und das Gesetz 509 aus dem Jahr 1947, das diese verbot, annulliert wurde. 1982 wurden die Widerstandskräfte schließlich offiziell anerkannt und die Akte⁴⁸, auf denen in den Jahren zuvor „certificates of civic mindedness“⁴⁹ beruhten und welche die Bürger*innen über Jahrzehnte nach ihrer nationalen Loyalität kategorisierten, verbrannt. Ein Schritt, der zur Aussöhnung beitragen sollte – ebenso eine weitere Maßnahme der Politik des Vergessens. Die damalige

Greece's Junta Trials and the Staging of Political Legitimation. In: *Journal of Modern Greek Studies* 35 (2), 2017, S. 307–337, hier S. 319.

- 45 Dimitris Christopoulos (Hg.): *Mapping Ultra-Right Extremism, Xenophobia and Racism within the Greek State Apparatus*. Brüssel 2014.
- 46 Dimitris Antoniou, Kostis Kornetis, Anna-Maria Sichani u. a.: Introduction: The Colonels' Dictatorship and Its Afterlives. In: *Journal of Modern Greek Studies* 35 (2), 2017, S. 281–306, hier S. 289.
- 47 Haralambous (wie Anm. 44), S. 329.
- 48 Polizeiakte (*fakeloi*) basierten auf der nationalen Loyalität der Bürger*innen selbst und deren Familien. Die Akte wurde bereits in den 1920ern während der Metaxas Diktatur eingesetzt. Damit griffen bis zum Ende der Militärjunta 1974 unterschiedliche Regime auf sie zurück, was für viele GriechInnen jahrzehntelange Überwachung und Verfolgung bedeutete.
- 49 Panourgia (wie Anm. 26), S. 45 f.; Kornetis (wie Anm. 40), S. 16; George Kassimeris: *Inside Greek Terrorism*. Oxford 2013, S. 10.; Minas Stamatias: *Studying Surveillance in Greece: Methodological and Other Problems Related to an Authoritarian Surveillance Culture*. In: K. Ball, K. D. Haggerty, J. Whitson (Hg.): *Surveillance & Society* 3 (2/3), 2005, S. 181–197, hier S. 182.

Regierung unter PASOK (ΠΑΣΟΚ)⁵⁰ propagierte durch den KKE-Slogan *laokratia* (Volksherrschaft) den nationalen Zusammenhalt, der die politischen Kerben, die tief in der griechischen Gesellschaft eingeschrieben waren, eher versiegeln als kitten sollte. Dadurch, dass die jahrzehntelange Verfolgung der politischen Linken als „nationaler Befreiungskampf“ gedeutet wurde, wurden Spaltungen in der griechischen Gesellschaft, wie sie auch im Bürgerkrieg, in der späteren Militärjunta und in den Zeiträumen dazwischen schlagend wurden, ausgeblendet.⁵¹ Maßnahmen unter dem Banner der plötzlich kreierte nationalen Einheit führten zu Prozessen, die Paul Connerton als präskriptives Vergessen bezeichnet: die Tilgung der Erinnerungen durch den Staat unter dem Vorwand, dass dies im Interesse aller an früheren Auseinandersetzungen beteiligten Parteien liegt.⁵²

„They commemorate (the German occupation) but not all over Greece. Just in places, where people suffered a lot. They try to lower it as much as they can. They should do something because all this happened. And if you don't try to bring it up a few times, you forget the whole story.“⁵³

Während Spuren der Besatzungszeit, der Dekemvriana und vor allem des Bürgerkrieges im Zentrum der Stadt und damit dem politischen Zentrum Griechenlands kaum sichtbar erscheinen, versucht die Gemeindepolitik Kaisarianis bewusst auf diese zu verweisen. Das unabhängige Bündnis einiger linker und kommunistischer

- 50 PASOK (Panhellenische Sozialistische Bewegung) gewann 1981 erstmals die Parlamentswahlen. Andreas Papandreou wurde damit erster sozialistischer Ministerpräsident Griechenlands.
- 51 Riki van Boeschoten: *The Impossible Return: Coping with Separation and the Reconstruction of Memory in the Wake of the Civil War*. In: Mark Mazower (Hg.): *After the War Was Over: Reconstructing the Family, Nation, and State in Greece, 1943–1960*. Princeton 2000. S. 122–141, hier S. 140.
- 52 Paul Connerton: *Seven Types of Forgetting*. In: *Memory Studies* 1 (1), S. 59–71, hier S. 61 f. Präskriptives Vergessen wurde bereits im antiken Athen genutzt. So wurde 403 v. Chr. bereits ein Dekret zur Versöhnung ausgerufen, das verbot sich an das Unrecht und Verbrechen des vorangegangenen Krieges zu erinnern, um Rachezüge zu vermeiden. Um die Bedeutung des Vergessens in der Polis zu unterstreichen, wurde ein Altar zu Ehren der Lethe, der Göttin des Vergessens, auf der Akropolis erbaut.
- 53 Interview mit Pantelis, 24.7.2021.

Kleinparteien wirbt selbst für eine Initiative zur Gründung eines internationalen antifaschistischen Städtebündnisses. Vertreter*innen der derzeitigen Gemeindepolitik verweisen mit ihren Online-Portfolios auf Vorfahren, die aus Kleinasien vertrieben wurden und im Widerstandskampf in den 1940er Jahren aktiv waren. Eine Ausstellung im Rathaus Kaisarianis gibt Informationen über die Entstehung der Gemeinde mit Fokus auf die Lebensumstände der Flüchtlinge in den 1920er Jahren sowie deren Rolle im Widerstand während der Besatzungszeit. Die Gemeindepolitik konstruiert das Identifikationsangebot vergangener Bewegungen aktiv mit, ebenso wie Graswurzelbewegungen und die Bewohner*innen der Nachbarschaft selbst. Während sich das noch immer vorherrschende Trauma des Bürgerkriegs weder in Narrativen noch räumlich im Stadtbild abbildet, bilden Erzählungen über die Besatzungszeit Referenzpunkte und Wissensbestände, wie sich auch anhand Iros Erinnerungspraxen erkennen lässt.

Skopeftirio / *When history and everyday life come together*⁵⁴

Einige Tage nach dem Spaziergang mit Iliana treffe ich Iro am Skopeftirio zu einem Interview. Sie ist Mitte 20, Studentin, Mitglied einer kommunistischen Gruppierung und lebt seit Kurzem in der Nachbarschaft. Iro und ich treffen uns vor dem Denkmal, das in der Mitte des Parks umgeben von einer mit Graffiti besprühten Steinmauer in die Höhe ragt. *Skopeftirio*, wörtlich übersetzt Schießplatz, war eine Hinrichtungsstätte während der deutschen Besatzung. Etwa 600 Menschen – vornehmlich Kommunist*innen – wurden hier aufgrund ihrer politischen Überzeugungen hingerichtet. Das Denkmal wurde 2005 errichtet. Dunkle Granitblöcke, beschriftet mit den Namen derjenigen 200 Personen, die hier am 1. Mai 1944 als Vergeltungsmaßnahme hingerichtet wurden, ragen in die Höhe. Das Denkmal wird durch ein Eingangstor geschützt, um Vandalismus durch faschistische und neonazistische Gruppen abzuwenden. Am 1. Mai, dem Tag des jährlichen Gedenkens, wird das Tor geöffnet. Hinter den Mauern, die das Denkmal umgeben, befindet sich das symbolische Grab, für all



Abb. 5: Denkmal am *Skopje*. Foto: Christina Sterniša aufgenommen bei einem Besuch des EAM-Museums, 15.07.2021.



Abb.6: Skopje, Foto: Christina Sterniša, 18.02.2021.

diejenigen, die hier exekutiert wurden – dahinter eine Reihe Zypressen, um die Hingerichteten zu ehren. Rundherum verläuft die Steinmauer, an welcher mithilfe von Metallvorrichtungen am Gedenktag 200 rote Nelken angebracht werden – eine für jedes Opfer.⁵⁵ Iro und ich setzen uns auf eine der Parkbänke vor dem Denkmal, dem wir den Rücken zukehren. Vor uns liegt der begrünte Park. Hunde laufen auf dem Rasen, Jugendliche sitzen in kleinen Grüppchen im Gras und ältere Menschen beobachten das Geschehen von Parkbänken aus. Rechts von uns befindet sich gegenüber einem gut besuchten Spielplatz das seit 2016 ehrenamtlich betriebene EAM-Museum. (Abb. 5)

Iro bringt einen sehr dicken Gedichtband und eines ihrer Lieblingsbücher, die Biografie der Widerstandskämpferin Elektra Apostolou, zu unserem Treffen mit. Der Gedichtband enthält bekannte, aber auch weniger bekannte Gedichte, meist von Dichter*innen, die selbst im Widerstand aktiv waren und Verfolgung, Verhaftung, Folter, Exil auf Inseln oder in Konzentrationslagern erlebt haben. Iro zitiert ein Gedicht aus dem Band von Tasos Leivaditis, das ihr besonders gut gefällt: „If you want to be called human, *you will not cease, not even for a moment, to fight for peace and justice.*“⁵⁶ Eine Doktrin, der Iro in ihrem Alltag zu folgen versucht, wie sie mir erklärt, und auch Elektra stand für diese Werte ein. Sie war Mitglied der KKE, eine wichtige Figur bei der Gründung der EPON (Vereinigte Panhellenische Jugendorganisation unter dem Dach der EAM) und eine Verfechterin der Arbeiter*innen- und Frauenrechte. Nach ihrer letzten Verhaftung wurde sie von griechischen Polizeikräften, die mit den Nazis kooperierten, im August 1944 brutal zu Tode gefoltert. Trotz der schweren Folterungen gab sie keine Auskunft über den Widerstand und ihre Kamerad*innen. Tasos Leivaditis war ebenso Mitglied der EAM und EPON und verbrachte geraume Zeit in Gefangenschaft und auf Exilinseln. Erfahrungen, die er auch in seiner Kunst verarbeitete.

Iro und ich tauschen uns über unsere ersten Besuche am Skopectirio aus. Der Park selbst wird von autonomen/anarchistischen Gruppen regelmäßig für Events und Partys genutzt. Auch ich besuchte den ehemaligen Ort des Terrors zum ersten Mal, in einer Nacht, in der eine Solidaritätsparty stattfand. Die Bar und das DJ-Pult

55 Sterniša (wie Anm. 32), S. 88–90.

56 Interview mit Iro. Kaisariani, Athen 23.2.2021.

waren vor der Steinmauer, die das Monument umgibt, aufgebaut. Die Fläche davor wurde als Tanzfläche genutzt. Iros erster Besuch war aufgrund eines Theaterstücks über die 200 von Kaisariani, welches ihr im Gedächtnis geblieben ist.

„Well, the first time that I came here, it was to see a show, a theater play for the 200 of Kaisariani. It was very, very real. [...] When they started saying the 200 names – I didn’t know them, but they were very familiar. I was meeting a comrade of mine. I was standing there, and they played what they were going through – the execution. I was shocked. When I come here now for my coffee or something like that, I don’t always think about what happened here. But I like that, that I can drink coffee and be so close to a place, where so many people gave their life for me to drink a coffee. When history and everyday life come together.“⁵⁷

Der Satz „When history and everyday life come together“ verdeutlicht, wie dicht vergangene Ereignisse mit Alltagspraxen verwoben sind und immer noch emotional erschüttern können. Das Theaterstück löste bei Iro Betroffenheit aus und nachdem sie die Biografie von Elektra Apostolou während einer Busfahrt ausgelesen hatte, brach sie in Tränen aus. Durch eine „retrospektive Besonnenheit“⁵⁸ formieren sich neue Erinnerungsmodi, wie das Kaffeetrinken, während dem Iro für vergangene Kämpfe dankbar ist. Sie beschäftigt sich schon seit Längerem mit der Geschichte der Gemeinde und besucht den Park in ihrer Freizeit. So verknüpfen sich historische Ereignisse und Held*innenfiguren, aber auch Querverweise zur Populärkultur wie Gedichte, Filme und Lieder mit diesem Ort, den sich Iro wiederum durch die Teilnahme an Gedenkfeiern, Protestaktionen, Spazieren oder Kaffeetrinken aneignet. Dies tut sie nach Peter Burke im Sinne einer Bricolage, bei der Fragmente der Vergangenheit zu neuen Mustern durch Formen des Re-Collecting, Re-Membering zusammengesetzt werden, einer Rekonstruktion der Vergangenheit⁵⁹, auch als sie

57 Ebd.

58 Jan Assmann: *Collective Memory and Cultural Identity*. In: *New German Critique* 65, 1995, S. 125–133, hier S. 129.

59 Peter Burke: *Co-memorations. Performing the Past*. In: Karin Tilmans, Frank van Vree, Jay M. Winter (Hg.): *Performing the Past: Memory,*

ihr Handy aus der Tasche zückt und die Marschmelodie von *Heroes* (Ηρωες) erklingen lässt:

Ἡρωες, άπαρτα βουνά.	<i>Heroes, invincible mountains</i>
Ἡρωες, με δώδεκα ζωές,	<i>Heroes, with twelve lives</i>
κάστρα του Ολύμπου	<i>castles of Olympus</i>
και του Παρνασσού φαντάσματα,	<i>and ghosts of Parnassus</i>
ήρωες μες στα χαλάσματα.	<i>heroes among ruins.</i>

Iro erzählt, dass die Hymnen von EAM und ELAS sowie andere Rebellenslieder, wie sie sie nennt, bei jeglichen Gedenkfeiern gesungen werden. Die Klänge veranlassen uns zu dem Versuch, die Geschehnisse und Erfahrungen von Elektra, Tasos und den hier Hingerichteten für einen Moment in unseren Köpfen zu rekonstruieren, und wir wissen beide gleichsam, dass dies unmöglich ist. Jörn Rüsen betitelt diesen affektiven Prozess der Rekonstruktion als das „leibhaft Gegenwärtige des Vergangenen-Abwesenden“, das Ereignisse dennoch mit Gewissheit weiterzugeben scheint.⁶⁰ „Die historische Imagination entwirkt die Vergangenheit nicht zu einem luftigen Sinngebilde ohne Erfahrungsgehalt [...], sondern sie verwirklicht sie geradezu mit den Bewußtseinskräften, die Vergangenen-Abwesendes mit der Eindringlichkeit eines leibhaft Gegenwärtigen versieht.“⁶¹ Tasos Leivaditis Zeilen: „If you want to be called human, *you will not cease, not even for a moment, to fight for peace and justice*“, die Marschmelodie von Ηρωες wie auch die Strophen von Nikos Kavvadias und die Biografie von Elektra lassen vergangene Kämpfe zu einem politischen Handlungsimperativ werden.

History, and Identity in Modern Europe. Amsterdam 2012, S. 105–118, hier S. 106.

- 60 Mickey Vallee: From Disease to Desire: The Afflicted Amalgamation of Music and Nostalgia. In: Tonya K. Davidson, Ondine Park, Rob Shields (Hg.): *Ecologies of Affect: Placing Nostalgia, Desire, and Hope*. Waterloo 2013, S. 85–101, hier S. 88.
- 61 Jörn Rüsen: Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art über Geschichte nachzudenken. In: Klaus Füßmann, Heinrich Grüter, Jörn Rüsen (Hg.): *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 3–26, hier S. 14.

*And all this struggle that these people have been fighting
is a struggle that we also have to fight.*⁶²

Erinnerungsrepertoires und die Aneignungen von Erinnerungsorten durch aktuelle Aktivist*innen wie Iro illustrieren, dass die von Pierre Nora genannte konkrete sinnliche Erfahrung vergangene Ungerechtigkeiten in der Gegenwart verortet. Dadurch wird ein Handlungsimperativ generiert, an dem sich die heutige Linke unterschiedlicher Provenienz orientiert und neue Erinnerungsmodi formiert. Vergangene Bewegungen machen dabei immer wieder aufs Neue Bezüge zu gegenwärtigen Machtregimen verhandelbar; und agieren als Orientierung für politisches Handeln.⁶³ Im Kontext von Protestpraxen formieren sich Erinnerungsorte und -repertoires zu „Zeitinseln“⁶⁴, die kollektives Wissen über die Vergangenheit vermitteln, welches die Basis für ein normatives Selbstverständnis links politischer Gruppen darstellt und an ein definiertes Wertesystem sowie bestimmte Verhaltensregeln gebunden ist.⁶⁵ Erinnerungsgemeinschaften geben vor, an was und wie sich ihre Mitglieder (nicht) erinnern sollen. Das Singen und Hören der Lieder und Hymnen verknüpfen gleichzeitig vergangene und gegenwärtige Erfahrungen staatlicher Gewalt und ermöglichen es, die grausame Vergangenheit erzählbar und ihre Folgen in der Gegenwart diskutierbar zu machen, während Lehren für eine lebenswerte Zukunft gezogen werden. „More than other arts, music can combine shared and reciprocal emotions, as well as combining reflex emotions, moods and affective and moral commitments“⁶⁶, beschreibt James M. Jasper in Bezug auf Bewegungen, Moralisierungsmechanismen und Emotionen. Lieder können Solidaritäten über unterschiedliche links-politische Gruppierungen und Erfahrungsgenerationen

62 Interview mit Iro. Kaisariani, Athen 23.2.2021.

63 Alois Mosser: Historische Erfahrung und politisches Handeln. In: Politische Kultur in Südosteuropa. Identitäten, Loyalitäten, Solidaritäten. Band 3. Frankfurt a. M. 2006, S. 15–38.

64 Jan Assmann, John Czaplicka: Collective Memory and Cultural Identity. In: New German Critique 65, 1995, S. 125–133, hier S. 132.

65 Ebd.

66 James M. Jasper: Feeling-Thinking: Emotions as Central to Culture. In: B. Baumgarten, P. Daphi, P. Ullrich (Hg.): Conceptualizing Culture in Social Movement Research. Basingstoke 2014, S. 23–44, hier S. 33.

hinweg übertragen. Zum Beispiel stärken sie Iros Gefühl, aktuellen politischen und sozialen Missständen nicht allein entgegentreten zu müssen. Die Gewissheit über die Kämpfe in den 1940er Jahren vermittelt Vertrauen in Möglichkeiten des politischen und gesellschaftlichen Wandels und eine bessere Zukunft:

„Everywhere you walk there is so much history. This is nice. You understand that you are not alone. You are not just dropped here; you have history on your back and you have a future in front of you. And all this struggle that these people have been fighting is a struggle that we also have to fight. That is the spirit! It shows what needs to be changed. We must try to change things. To fight for our rights, for your life and for the lives of those, who come after you. You are part of something. You are not alone. It is nice to remember that.“⁶⁷

Das Selbstbild einer Gruppe oder Gesellschaft ist trotz seiner unendlichen Dynamiken an ein klares Wertesystem gebunden⁶⁸, wie es auch die Widerstandsorganisation EAM vorgab, in dem sie sich auf nationale Befreiung und *laokratia* – Volksherrschaft berief.⁶⁹ Vor allem in den 2000ern gewannen diese Slogans in Folge der Maßnahmen der Troika⁷⁰ und Auswirkungen des europäischen Grenzregimes wieder an Zuspruch. Die symbolische Kraft vergangener Widerstandsbewegungen wurde damals in die Gegenwart übertragen.

„The social message of EAM, and in particular its model of social change, continues to operate as a central point of reference, not only with respect to the past, but also for the present. The experiences of the inhabitants in the modern state – the alienation of citizens from the process of decision-making, growing inequalities, the overwhelming power of

67 Interview mit Iro, Kaisariani, Athen 23.2.2021.

68 Assmann (wie Anm. 58), S. 131.

69 Voglis (wie Anm. 30), S. 45.

70 Um finanzielle Hilfe von der EU, der Europäischen Zentralbank und dem IWF – bekannt als Troika – zu erhalten, war die griechische Regierung gezwungen, Sparmaßnahmen durchzuführen, die sich grundlegend auf den griechischen Sozialstaat auswirkten. Das 2009 eingeführte Kreditprogramm wurde 2015 durch ein drittes Kreditprogramm namens Quadriga ersetzt.

Athens-based central authorities – reinforce the memory of an alternative model of social organization, which they had tested in practice and found satisfactory.“⁷¹

Die Botschaften der EAM stehen noch immer für einen radikalen gesellschaftlichen Wandel – eine Utopie, die in Griechenland, da es nie zu einer kommunistischen Machtübernahme kam, nur in den Bergdörfern der Guerillas und in den befreiten Gebieten gelebt und damit erprobt wurde.⁷² Slogans, Hymnen, Lieder, Gedichte usw., die diese Utopie befördern, haben als Teil des kulturellen Gedächtnisses auch eine formative und erzieherische Funktion und sind an normative Verhaltensregeln gebunden.⁷³ Während der Besatzungszeit und vor allem des griechischen Bürgerkriegs wurde Musik verwendet, um das kämpferische Bewusstsein der Menschen zu stärken, moralische Richtlinien und den Geist einer noch nicht entstandenen sozialistischen Gesellschaft zu vermitteln.⁷⁴ Während des Bürgerkriegs und der Militärjunta wurde Musik auch als Foltermaßnahme, zur Umerziehung politischer Gefangener eingesetzt. In den Lagern wurde u. a. wie auf der Insel Makronissos versucht, die Häftlinge durch Zwangssingen, durchgehende Beschallung über Lautsprecher sowie Lagerchöre und Orchester zu indoktrinieren. „Music, especially folk music and so-called ‚patriotic‘ songs, was one among other means employed to ‚cure‘ these ‚fallen‘ Greeks from the disease of Communism, and to return them to the national path of Hellenism.“⁷⁵ Musik hatte damit nicht nur eine befreiende, sondern auch eine ideologische Funktion. Aufseiten des Widerstands, um Loyalität und Moral zu stärken;

71 van Boeschoten (wie Anm. 51), S. 140.

72 Der linke Widerstand entwarf in den befreiten Gebieten Gesetze, erhob Steuern, organisierte die Rechtsprechung durch Volksgerichte und die Selbstverwaltung des Volkes. Es fanden auch zum ersten Mal Wahlen statt, an denen auch Frauen teilnehmen durften. Voglis (wie Anm. 30), S. 44 f.

73 Assmann, Czaplicka (wie Anm. 64), S. 132.

74 Yiannis Zaimakis: ‚Forbidden Fruits‘ and the Communist Paradise: Marxist Thinking on Greekness and Class in Rebetika. In: *Music and Politics* 4 (1), 2010, S. 1–25, hier S. 7, 14 und 24.

75 Anna Papaeti: Music and Re-Education in Greek Prison Camps: From Makronisos (1947–1953) to Giaros (1967–1968). In: *Torture. Journal on Rehabilitation of Torture Victims and Prevention of Torture*, 2013, S. 34–43, hier S. 34 f.

für das nationalsozialistisch-faschistische Regime sowie die spätere Militärjunta, um politische Gegner*innen umzuerziehen. Beiderseits wurde versucht durch Musik eine Kontinuität mit einer geeigneten Vergangenheit zu konstruieren.

Zentren und Peripherien des Erinnerns / *Eleftheria, eleftheria!* *Freedom, freedom!*⁷⁶

Im Gegensatz zu Iro verweisen die Hymnen der Widerständigen für Pantelis, der die Hinrichtungen als Kind selbst miterlebt hat, auf das, was er nicht erinnern möchte:

„One of these days going to school to have something to eat, I saw two big army cars coming to the park. They were full of Greek civilians. They were singing the national anthem. They knew that they are going to be executed at Skopeftirio. I remember they were singing the national anthem and songs talking about liberty and democracy.

Eleftheria, eleftheria! Freedom, freedom!

The worst thing was that one of those days, one of those big cars was going to the other direction. It was leaving from Skopeftirio down to I don't know where. In the back of the car the blood was pouring out. That means there were executed people in there. Drops of blood were in the middle of the street – everywhere.“⁷⁷

Bei der Gedenkfeier am 1. Mai werden rote Nelken auf diesem Weg, heute genannt *Iroes Skopeftirio* (Helden des Schießplatzes) verstreut, um den Hingerichteten zu gedenken, ebenso wie durch das Singen der Hymnen des Widerstands von damals. Während die Abbildung der Vergangenheit durch Iros Generation einer Utopie folgt, die den Widerstand der 1940er Jahre heroisiert und romantisiert, zeigen Pantelis individuelle Erfahrungen des Alltags während der Besatzungszeit eine nüchterne Darstellung der Vergangenheit. Die Diskrepanz zwischen Imaginationen und Erfahrungswelten bildet eine wichtige

⁷⁶ Interview mit Pantelis, 24.7.2021.

⁷⁷ Ebd.

Dynamik, welche zugleich zu Abgrenzungsmechanismen sowie Solidaritäten zwischen den Generationen führt. Ann Rigney spricht von einer kontinuierlichen Rückkopplungsschleife zwischen gegenwärtigen Solidaritäten und Narrativen über die Vergangenheit, die sich aus der strukturellen Spannung zwischen imaginierten Gemeinschaften und tatsächlichen sozialen Formationen ergibt.⁷⁸

Diese Widersprüchlichkeiten und der Dissens über Narrative des griechischen Widerstands erschaffen einen Raum des Aushandelns zwischen verschiedenen Erfahrungsgenerationen und politischen Akteur*innen. Diesbezüglich erscheint der Ansatz, Gedächtnis- und Demokratietheorien zusammenzudenken, fruchtbar. Anna Cento Bull und Hans Lauge Hansen wenden Chantal Mouffes Verständnis eines Agonismus, eines Wettstreits um politische Hegemonie, auf Erinnerungskulturen an. Sie betrachten unterschiedliche und konträre Interpretationen der Vergangenheit als notwendigen Bestandteil demokratischer Politik und als Mittel, um einen antagonistischen Modus mit starren symbolischen Grenzen⁷⁹ und damit zwischen Erinnerungsgemeinschaften zu verlassen. Somit können deren Gemeinsamkeiten und Solidaritäten wie auch Verstrickungen in Machtverhältnisse mitgedacht werden.

Denn nach Mouffe ist jegliche Ordnung anfällig dafür, durch gegenhegemoniale Praktiken infrage gestellt zu werden, welche versuchen, sie zu desartikulieren, um eine andere Form der Hegemonie zu errichten⁸⁰, wie es auch die kommunistische Partei Griechenlands durch ihre nationale Befreiungsinitiative versuchte. Im antagonistischen Modus wurden auf der monarcho-faschistischen sowie der anti-faschistischen Seite heroisierende, romantisierende und Opfer-Narrative vorangetrieben. Damit kommen die vielfältigen Erfahrungen, die der griechischen anti-faschistischen Bewegung inhärent sind, in Repräsentationen des Widerstands häufig zu kurz. Brutale Gewalttaten durch Akteur*innen des Widerstands werden in den eigenen

78 Ann Rigney: *Remaking Memory and the Agency of the Aesthetic*. In: *Memory Studies* 14 (1), 2021, S. 10–23. <https://doi.org/10.1177/1750698020976456>

79 Anna Cento Bull, Hans Lauge Hansen: *On Agonistic Memory*. In: *Memory Studies* 9 (4), 2016, S. 390–404.

80 Chantal Mouffe: *Agonistics. Thinking the World Politically*. London 2013, S. 2.

Rängen tabuisiert⁸¹. Die Stimmen derer, die nach langer Haft, Exil und schwerer Folter Reueerklärungen unterzeichnet und damit ihre Kamerad*innen und die kommunistische Partei verrieten, erscheinen zu leise. Die Perspektive des weiblichen Widerstands innerhalb der größeren (männlichen) Held*innenerzählungen bleibt fragmentarisch. Spannungen zwischen Zentrum und Peripherie, offizieller Geschichteschreibung und individuellen Erfahrungen und innerhalb der Bewegungen selbst können Dynamiken widerständischer Potenzialitäten, Solidaritäten sowie Moralisierung aufzeigen.

Nach Aleida Assmann kommt es mit dem Verlust der Erfahrungsgeneration, in diesem Fall Pantelis Generation, welche die 1940er Jahre durchlebt hat, zu einer Bedeutungsverschiebung. „Haltungen, die einst bestimmend und repräsentativ waren, rücken allmählich vom Zentrum an die Peripherie.“⁸² Erinnerungen des griechischen Widerstands scheinen dabei nicht nur in der öffentlichen Auseinandersetzung marginalisiert, sondern auch topografisch an den Rand gedrängt. Anna Maria Droumpouki beschreibt in einem Artikel über Erinnerungsorte in Athen, „the neglect of memory sites linked to the Second World War and Greek Civil War demonstrate the ‚strategy of oblivion‘“⁸³. Im Gegensatz zu Kaisariani scheint es im Zentrum Athens wenig Raum für Erinnerungen an die Besatzungszeit, den Bürgerkrieg und andere autoritäre Regime der modernen griechischen Geschichte zu geben. Da ist das ehemalige Gestapo Hauptquartier in der Merlinstraße, das heute eine Drogeriemarktkette beherbergt. Da ist das einstige Hotel Crystal in der Elpidos Straße, in dem Elektra Apostolou zu Tode gefoltert wurde – heute ein unaufgeregter Wohnblock. Und da ist Korai 4, ebenfalls vormaliges

81 Beispielsweise wurden die Gewalthandlungen und Hinrichtungen an Antikommunist*innen und Kollaborateur*innen durch die OPLA (Οργάνωση Προϊκροποίησης Λαϊκού Αγώνα, the Organization for the Protection of the People's Struggle, ein Akronym für „Waffen“ und Sonderabteilung der KKE) während der Besatzungszeit tabuisiert.

82 Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. Bonn 2006, S. 27.

83 Anna Maria Droumpouki: *Contemporary Greek History in Abandonment: Second World War Memory Sites and the Use of Memory in Public History*. In: Izabella Agárdi, Berteke Waaldijk, Carla Salvaterra (Hg.): *Making Sense, Crafting History. Practices of Producing Historical Meaning*. Pisa 2010, S. 75–92, hier S. 87.

Quartier der Gestapo, das drei Stockwerke unter die Erde reicht. Seit 2008 ein Museum – das einzige, das im Zentrum Athens von den Schrecken des Naziregimes zeugt – bleibt es dennoch für viele Athener*innen unbekannt. Und da ist das Weiler Gebäude in der Makrigianni Straße, welches während der Dekemvriana als Polizeirevier ein zentraler Schauplatz war und heute das Research Center des Akropolis Zentrums beherbergt – ohne jeglichen Verweis auf die Ereignisse des 20. Jahrhunderts. Die Erinnerungsorte des Widerstands während der Besatzungszeit scheinen an die Peripherie gedrängt. So verhält es sich mit Orten im topografischen Sinne, wie auch mit den Gedenkfeiern, die häufig nicht im räumlichen und politischen Zentrum Athens stattfinden, sondern in den Vorstädten, die teilweise zu den durch den Widerstand befreiten Gebieten gehörten.

Die Gegensätzlichkeit zwischen Zentrum und Peripherie spiegelt die Diskrepanz zwischen individuellen und kollektiven Bedürfnissen sowie offiziellen Formen des Gedenkens wider. Eine Diskrepanz, die auf Divergenzen und Spannungen hinweist, die nach Jörn Rüsen dennoch fundamental sind, um Geschichtsbewusstsein gegenwärtig zu halten⁸⁴ und eine agonistische Betrachtung der griechischen Erinnerungskultur ermöglichen. „Erinnerungskultur wird so zu einem dynamischen Feld von Verhandlungen und Konflikten, ein unabgeschlossener Prozess der Auseinandersetzung über das, was die Geschichte einer Gruppe, einer Gesellschaft ausmachen soll – es wären immer auch andere, alternative Darstellungen möglich“⁸⁵, wie Heidemarie Uhl schreibt. Durch Erinnerungsorte und -repertoires vergangener und aktueller Bewegungen bleibt Kaisariani damit selbst Zentrum politischer Handlungsmacht: „Kaisariani is a powerful place. It is known in Greek society as a place of sacrifice and the stronghold of the resistance during the occupation.“⁸⁶

84 Jörn Rüsen: Über den Umgang mit den Orten des Schreckens. In: Detlef Hoffmann (Hg.): *Das Gedächtnis der Dinge: KZ-Relikte und KZ-Denkmal* 1945–1995. Frankfurt a. M., New York 1998, S. 330–343, hier S. 337.

85 Heidemarie Uhl: Warum Gesellschaften sich erinnern. In: *Forum Politische Bildung Informationen zur Politischen Bildung* (Hg.): *Erinnerungskulturen*, Bd. 32. Innsbruck, Wien, Bozen 2010, S. 5–14, hier S. 8.

86 Interview mit Despina und ihrem Vater Panos. Athen, Skopeftirio 13.3.2021.

The Gardens of Kaisariani.

Memory repertoires and sites of resistance in Athens

The paper elaborates on the memory culture of Greek resistance movements by looking at prosfygika (Προσφυγικά) – former refugee buildings from the 1930s, that are still inhabited today, and skopeftirio (Σκοπευτήριο) – a site of executions during the occupation and today's leisure park. Those two places of remembrance illustrate cross-generational memory repertoires and appropriations of urban space through commemorative practices. Both memorial sites represent an alternative historiography based on the oppression and persecution of Greek communists and leftists during the occupation and far beyond. They contrast sites of memory of resistance during the German occupation in the „red“ suburb of Kaisariani with less visible traces of this period in the center of Athens, and likewise point to what is less remembered – the subsequent civil war.

From New York to Vienna, Kardiner and Freud: A Close Encounter

During the 1920s, Vienna endured the hardship of a post-war reality and inaugurated a social democratic municipal government. As had been the case previously under the Habsburg empire, the city remained a significant attraction for those who wanted to train in psychoanalysis: this was true for many Americans from New York. The experience of Abram Kardiner who came to Vienna to enter into analysis with Sigmund Freud in the early 1920s is discussed here, revealing the closeness of the two men, in terms of family history, perception of their Jewishness, and their theoretical endeavors, notwithstanding some discrepancies. The educational project that Anna Freud formed in Vienna with Dorothy Burlingham, also from New York, is subsequently outlined. Using oral history archives from Columbia University, this anthropological approach seeks to highlight the urban, social and political contexts that shaped – more or less consciously – the history of psychoanalysis and its expansion beyond Vienna.

“Fin-de-siècle Vienna” has become, thanks to numerous and excellent critical works, a point of reference for the understanding of European cultural history. American historian Carl E. Schorske, one of its advocates, praised the city’s astonishing innovative power at the turn of the 20th century: “The Viennese intelligentsia had invented almost simultaneously in all fields new movements that had emerged in all the cultural spheres of Europe under the name of ‘Vienna schools’, particularly in psychology, art history or music.”¹ This article focuses on a later but equally singular period, that of the 1920s, particularly

1 Carl E. Schorske: Vienne fin de siècle. Politique et culture. Aus dem Deutschen von Yves Thoraval und Eric Vigne, Vorwort Jacques Le Rider. Paris 2017 [1961], p. 34–35.

the profoundly ambivalent relationships that developed at that time between the Freuds – father and daughter – and Americans flocking to the city to undergo “analysis with Freud”.

Unlike the end of the 19th century, the peak of imperial Vienna, the “Vienna of the 1920s” did not generate pioneers but rather a new generation of psychoanalytic men and women, benefiting from direct transmission from the founding father, and seeking to chart their own course in very different historical conditions. After the First World War, young doctors came from the United States ready to follow didactic analyses, as did people wishing to experience the therapeutic effect of psychoanalysis. It is worth remembering that Freud was invited in 1909 by Stanley Hall of Clark University (Massachusetts) to travel to America with Jung and Ferenczi; his lectures had a real impact and were immediately published and translated.²

This article focuses on two New York personalities who came to Vienna during this decade. First, the American psychiatrist Abram Kardiner, analysing with Sigmund Freud post-WW1; then Dorothy Burlingham, who settled in Vienna where, whilst analysing with Sigmund Freud, she contributed to the educational projects of Anna Freud, which were being supported by so-called Red Vienna.

Through these individual life experiences, I intend to formulate a historical approach to psychoanalysis in relation to the urban contexts that saw the birth and development of this new therapeutic practice. The attractiveness of both cities, Vienna and New York, at the end of the 19th century prompted important migrations particularly from Eastern Europe. The aim here is to highlight the significance of the environment, both material and social, in forming the psychic personality. If this focus on urban spaces presents a novel interdisciplinary approach, drawing on as it does on urban anthropology and the history of psychoanalysis, it follows the path developed by Abram Kardiner ever since the 1930s. Within the framework of the New York Psychoanalytic Institute, of which he was a founding member, Kardiner called for a sustained dialogue with

2 Freud's lectures, *Five Lessons on Psychoanalysis*, were first published in English in 1910 in the *American Journal of Psychology*, and in German under the title, *Über Psychoanalysis: Fünf Vorlesungen*, Wien, Deuticke; they were translated into French in 1921.

anthropologists so as to integrate cultural and social variables into the theoretical conception of the psyche.³ This connection between the social sciences and psychoanalysis is currently a trending concern shared by several fields of research, including history: Hervé Mazurel, for instance, emphasizes the “historicity of the unconscious”, meaning that “the social-historical context subterraneously toils the subject [...] at the most obscure of itself.”⁴

Vienna, a City Converting to Psychoanalysis

If the political situation in Austria, stripped of its Empire in 1918, did not engage the interest of the American doctors who came to train in Vienna, its economic turmoil could not be ignored. Coming from a victorious nation with a flourishing economy, they discovered a country devastated by inflation, and quickly realized that the American dollar was a powerful asset in Europe. Among them, a shocked Abram Kardiner wrote, “I was a millionaire with a few hundred dollars in my pocket.”⁵

Kardiner was among the first Americans to embark on the adventure of psychoanalysis (which was still nascent in New York, where there were only a handful of practitioners at the time). Arriving in Vienna in 1921, an unknown young psychiatrist coming from a country that had financially benefited from the war, Kardiner seemed to be part of a world quite foreign to that of the former capital of the Empire – a fallen city, but nevertheless with its own strong psychoanalytic institutions, with Freud as its world-renowned patriarch. Kardiner’s analysis allowed him to reveal his own history, his psychogenesis, in the intimacy of PROF. Dr. FREUD’s office, as read his professional brass plate.

No one was supposed to know what was said there, but Kardiner later divulged his experiences scrupulously and extensively, as part of a research program that collected the life stories of pioneers

3 Anne Raulin: *Les traces psychiques de la domination. Essai sur Kardiner.* Lormont 2016.

4 Hervé Mazurel: *L'inconscient ou l'oubli de l'histoire.* Paris 2021, p. 11, p. 23, translation Anne Raulin.

5 Abram Kardiner: *My analysis with Freud. Reminiscences.* New York 1977, p. 72.

of psychoanalysis in the United States. Between 1963 and 1982 Bluma Swerdloff, psychoanalyst and friend of Kardiner, conducted an oral history of the beginnings of psychoanalysis, drawing on representatives from its various currents: among them, Michael Balint, Heinz Hartmann, Rudolph Loewenstein, Margaret Mahler, Sandor Rado, Raymond de Saussure, René Spitz and Abram Kardiner. These interviews were conducted from the Oral History Research Office at Columbia University. The practice of oral history dates to the 1930s in the United States, though it was not a university discipline until the late 1940s; it remains a vibrant field to this day. According to Mary Marshall Clark, one of its current exponents, oral history is „generally defined as the narration, representation and interpretation of history through recorded interviews with eyewitnesses.“⁶ Its purpose is to capture different experiences and individual viewpoints, integrating them into collective history and helping to understand its conflicting dynamics. This oral material is a combination of autobiography, biography and cultural history.

The interviews conducted by Bluma Swerdloff thus favoured the expression of subjective contents by the pioneers of psychoanalysis. Each transcription of these interviews amounted to an average of 100 pages, but Kardiner's narrative filled more than 700 pages, thanks to his astonishing talent as a 'raconteur'. His interviews were recorded in about 15 sessions between December 1962 and March 1963, at a rate of one per week. *The Reminiscences of Abram Kardiner* was the initial raw material by which Kardiner, at the insistence of his wife Edie and his daughter Ellin, (who deemed them worthy of diffusion to the general public) conceived the book centred on his analysis with Freud. *My analysis with Freud* (1977) was published about 15 years later; it was a small but dense book that was immediately translated into French, then into German.⁷ This "candid" testimony, with its sincere and distanced perspective on the psychoanalytic scene in Vienna in the early

6 Mary Marshall Clark: Oral History, Art and Praxis. In: Arlene Goldbard, Don Adams (eds.): Community, Culture and Globalization. New York 2002, pp. 87–105, p. 89.

7 Abram Kardiner: My Analysis with Freud. Reminiscences. New York 1977; Mon analyse avec Freud, trad. fr. Andrée Lyotard-May, préface Mikel Dufrenne. Paris 1978; Meine Analyse bei Freud. Aus dem Amerikanischen von Gudrun Theusner-Stampa. München 1979.

1920s, triggered great interest; it has remained a classic in psychoanalytic literature, mainly because it documents the Freudian narrative.

These pioneering oral history works, which are housed at Columbia University, constitute the basis for the following research and for my own argument. This article draws particularly on the original document, *The Reminiscences of Abram Kardiner*, to explore an interesting moment in psychoanalytic history, as enacted by the encounter between these two men, Freud and Kardiner, in regard to their specific personal stories, and by recontextualizing the urban scenes where they unfolded.

Kardiner's Psychogenesis in New York⁸

Far from the national stereotype of American wealth and confidence, Kardiner appears in these *Reminiscences* in a dramatic light, with he and his family having been subjected to several ordeals during his childhood. Born on American soil to a recently immigrated family, he was raised in an urban environment of street violence and discrimination. Yet his experience was also animated by a rich Yiddish cultural heritage. The quest for social ascension and assimilation leads to a renunciation of certain vocations and values, and it nourishes sentimental attraction towards icons of the American dream and the dominant society.

The *Reminiscences* open, contrary to expectation, with the musical passion that accompanied Kardiner throughout his life. From a very young age, his musical ability impressed his parents and his neighborhood: his voice and his capacity for memorizing were remarkable. However, his father's reluctance to encourage his musical gifts was due to the hope that his son would become a medical doctor and acquire a high social and professional status.

The family came from the region of Volodymir (Vladimir), between Jitomir and Berdichev, then under Russian rule⁹. His father's

8 The following biographical details summarize my previously published work in French: Anne Raulin: *Les traces psychiques de la domination. Essai sur Kardiner*. Lormont 2016.

9 Kardiner talks about its Russian origins because the region was then under Russian rule – it is now in Ukraine. According to *My Analysis with Freud*, Isaac left his country in 1884 and he arrived at Ellis Island with the ship Columbia (!).

naturalization papers, dated 1901, refer to him as Isaac Kardiner, a name he changed to Kardiner. Born in 1863, he left his country in 1886, after a long military service in replacement of his brothers, and married Mildred Schlock against his will in 1884 to satisfy his mother. He sailed from Hamburg on the S.S. Lincoln, transited through Grimsby and Liverpool, and arrived in Philadelphia; Mildred and their Russian-born daughter joined him there some time later.

Abraham Kardiner was born in Manhattan on 17 August 1891, at Rivington Street on the Lower East Side. Amidst the economic depression of the Grover Cleveland government, work was scarce: Isaac peddled and Mildred contracted tuberculosis. Kardiner's childhood memories are of a miserable life, with an irascible father, who was furious at not being able to feed his own family, and a mother who was exhausted by illness. On American soil she twice gave birth to twins that subsequently died; only Abraham survived. She herself died in 1894, in the presence of three-and-a-half-year-old Abraham: the terror of masks, of faces without expression, will forever remind Kardiner of this first shock in his life – according to Freud's interpretation. The immediate consequences of this death were terrible: Abraham and his sister found themselves abandoned and in a state of "abject misery". They were hungry, filthy and without clothes until their father provided a new home, thanks to a new spouse.

According to Kardiner's account, Rachel behaved like a fairy establishing order and cleanliness in the house, preparing cakes and food, embodying beauty with her full and lively appearance – she remained a model of femininity for Kardiner – as well as by her ritual fervour: the moment of the Shabbat prayer, when she appeared sublimated by the light of the candlesticks, soothed the young boy. Unable to have children herself, Rachel adopted those of her husband, favouring the son Abraham and denigrating the daughter Bertha. But both had to learn social contempt, as their mother-in-law took every opportunity to assert the superiority of her social origins. Born in Iassy (Romania), she migrated to the United States in 1892 at the age of about 25 and considered herself to have come from a "better milieu".

The young Abraham was first educated at the *chedar*, the "parish" Jewish school, to use Kardiner's term: his memories of it remain nightmarish, with an endless recitation of texts that remained quite hermetic to him. The local Catholic school to which he was soon sent

on the advice of a neighbour (who had spotted his intellectual precocity) was a short-lived experience: their methods were also brutal and the teachers fairly incompetent, although Abraham was not insensitive to their charm and their thoughtfulness. He was quickly expelled along with those who had been asked to self-identify as Jews, without any other explanation.

He lived at 175 Orchard Street, not far from the current Tenement Museum, which showcases the living conditions of the population in the early 20th century. The neighbourhood, “at the time the city ghetto”, was culturally very rich. This urban area corresponded to the “transition zone” described by the Chicago School of sociology: areas of first settlement for migrants from Europe who, in a second stage, moved away from the city centre, then joining the more affluent and assimilated suburbs of American metropolises. These transition districts were described as places of degeneration as well as cultural and moral regeneration¹⁰: “Although the population was predominantly Jewish and Catholic, the prevailing culture was Jewish and of a high order. There were two daily Yiddish newspapers of opposing political views covering not only local, but also national and international affairs. There were two Yiddish repertory companies presenting the classics, Yiddish, English, and Russian, as well as the living Yiddish playwrights.”¹¹ Abraham prided himself on having discovered Hamlet in Yiddish!

The intensity of the neighbourhood also showed in the vitality of its youth, the street culture that Kardiner participated in, its relatively transgressive games, exploits and fears... Endemic violence between youth groups and gangs was part of the scene: “I also had a great fear of Italians. There were several reasons for this. One was the reputation they had for fiery tempers and the easy use of the stiletto. The reputation became a matter of fact when several such murders due to gambling quarrels took place in the very block on which I lived. Another reason was that it was dangerous for Jewish boys to go to the Italian section. [...] It is interesting to note that while each neighborhood had its bands of youth, they never seriously fought

10 Cf. Anne Raulin: *Utopies locales et laboratoire social*. In: *L'Année sociologique* 1 (58), 2008, pp. 47–70.

11 Kardiner 1977 (as in fnnt. 7), p. 31.

each other, but rather it was the Irish against the Italian and Jews, the Italians against the Irish and Jews, and so on, down the line.”¹² This violence, which permeated the daily life of street kids, remained part of Kardiner’s dream life.

On the other hand, public and private libraries, such as Carnegie’s, became places of refuge for him: Kardiner always remembered his card numbers, which enabled him to access the Bond Street libraries, Rivington Street and later 135th Street. It was in a Harlem then predominantly Jewish that Abraham’s father took up residence on 137th Street, his women’s clothing business and his talent as a salesman enabling him to achieve real wealth. The public library constituted an environment distinct from the cultural and religious life of the ghetto and its transmission of traditionally Yiddish cultural works¹³, and defined a space of ‘universal’ intellectual assimilation. It met Kardiner’s taste for secularized study, and his individual emancipation project. In 1912, at the age of 21, Abraham unsurprisingly falls in love with a librarian – a sentimental relationship whose failure would disturb him deeply and lastingly.

Kardiner then decided to abandon his medical studies for anthropology studies at Columbia University, where he followed the courses of Boas and Goldenweiser, which certainly contributed to his later openness as a psychoanalyst towards the social sciences. He eventually went back to medicine, specialized in psychiatry and, during his internship, discovered psychoanalysis thanks to Horace Frink, who then encouraged him to go to Vienna, where Frink himself was heading to undergo analysis with Freud. Frink warmly recommended Kardiner to Freud.

12 Id., p. 36. The film *West Side Story* was originally going to be called *East Side Story* and takes place on the Lower East Side, portraying the rivalries between youth groups in these neighbourhoods. But the project was slow to come to fruition: filmed after the war, it gave a central role to the Puerto Rican minority who at the time resided on the West Side.

13 On the importance of Yiddish libraries to the Jewish diaspora coming from Eastern Europe, cf. Jean-Pierre Hassoun: *A Yiddish Library in Paris*. In: Philippe Ollé-Laprune (ed.): *Paris, Mexico, Capitals of Exile*. Mexico City 2014, pp. 424–427. The sociology of reading and bibliographies on the social role of libraries have been abundantly studied and compiled.

The Meeting with Freud: A „Disturbing Familiarity“?

From the outset Kardiner acknowledged the benefits of his psychoanalysis with Freud: it allowed him to re-appropriate his early childhood, which had been obliterated by his mother's death and his father's remarriage. There is a more general reason for this oblivion, which was, as Freud put it: "this psychological paradox not only for the psychoanalytic conception, namely that it is precisely these impressions of the utmost importance which are not preserved in the memory of the later years."¹⁴

Kardiner was, however, more critical of his talents as a therapist, for the cure seemed to be responding to "routine" explanations such as the Oedipus complex or unconscious homosexuality. When Kardiner asked him "how he sees himself as an analyst," Freud replied: "I'm glad you ask, because, frankly, I have no great interest in therapeutic problems. I am much too impatient now. I have several handicaps that disqualify me as a great analyst. One of them is that I am too much the father. Second, I am much too much occupied with theoretical problems all the time, so that whenever I get occasion, I am working on my own theoretical problems, rather than paying attention to the therapeutic problems. Third, I have no patience in keeping people for a long time. I tire of them, and I want to spread my influence."¹⁵

Many biographies of Freud quote these words: they reveal a climate of trust between the two men and speak of a genuine encounter between them. Kardiner was proud to have regular conversations with his analyst, a fact which intrigued British analysts to the extent that they invited him to explain the reasons for this favour. For their part, James Strachey and John Rickman only knew a silent Freud, and felt jealous. The American analysts, however – and Kardiner in particular – resented the British because Freud agreed to keep them in analysis for much longer (sometimes for years) and held them in high esteem.

Both British and Americans benefited from Freud's language skills (he translated from French to German *Les mardis de Charcot*)

14 Sigmund Freud: *L'intérêt de la psychanalyse*. Presentation, translation and commentaries by Paul-Laurent Assoun. Paris [1913] 1980, p. 84. *Das Interesse an der Psychoanalyse* was published simultaneously in German and French in the journal *Scientia* in Bologna, 1913.

15 Kardiner (as in ftnt. 7), p. 69.

and in particular his competent English, a language he revered. He agreed to see six patients from across the Channel and the Atlantic, five times a week (rather than five patients six times a week, following the advice of his daughter Anna) to satisfy the many requests, which were more numerous than expected. It was understood that the Americans had to pay in dollars, and that none of them were willing to see another analyst. So Freud listened each day to different accents, which strained him and left him exhausted at night.

How can we explain this different treatment, which made Kardiner an intimate interlocuter for Freud? When he met the great man for the first time at the Vienna train station, Kardiner found him rather small. Throughout the cure, there remained this difficulty of matching the two Freuds, the famous author and the man he met every day. Kardiner opened up to Freud, who replied in English: “This is where familiarity breeds contempt.” So how did this feeling of familiarity, which threatened respectful distance and an idealized image, become reciprocal? Was it physical proximity and daily frequency that induced it? Yet the British analysts were as regular as Kardiner. We need to consider in depth their respective life paths, similar experiences, and ancestral lineages.

The geographical origins of the Kardiner family are not far removed from those of Freud, who describes them as such, though this remains hypothetical: “From my paternal family, I understand that they spent a long time in the Rhine countries (in Cologne), that following a persecution against the Jews in the 14th or 15th century, they fled to the East and that in the course of the 19th century, they returned from Lithuania, through Galicia, towards a German country, Austria.”¹⁶ Freud’s paternal family came from Buczacz and Tysmenitz in Galicia – at the time under Austrian rule after being part of the Kingdom of Poland, and now in Ukraine. This city was both a high place of Hassidism and of Haskala, the Jewish Enlightenment movement; Jakob Freud, Sigmund’s father, was certainly exposed to these two contradictory mid-nineteenth century currents, one mystical, the

16 Marianne Krüll: Sigmund, fils de Jacob, un lien non dénoué. Paris 1983. (Übersetzung in von Marielène Weber; Original: Freud und sein Vater: Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung. München, Gießen [1979] 2004, p. 134.)

other rational, before moving to a more western and less traditional horizon. Jakob's first home, with Sally Kanner, was in Tysmenitz, but it is in Freiberg, Moravia (now Příbor in the Czech Republic) that he made a family with his second wife (or third, a doubt remains), Amalia, Sigmund's future mother. Also born in Galicia, in Brody, she had lived part of her childhood in Odessa, and her own mother died there in her son's home, an uncle whom Freud, as a child, greatly admired. Many of his mother-side relatives, the Nathansohn family, were born in Russia at the time.

In short, the families of Freud and Kardiner originated from central Europe where national borders have continually changed, from cities and shtetls caught between several imperial powers. Those families kept migrating, locally from Galicia, then from Moravia to Vienna; and beyond the Atlantic, from Ukraine to the United States. In both cases, they ended up in the "ghettos" of large metropolises, where they lived in relative poverty.¹⁷ The Freud family moved to Leopoldstadt in 1860 (after trying to settle in Leipzig where they did not gain permission from the municipality, probably because of the conviction of Jakob's brother for counterfeiting¹⁸), where part of Amalia's family had settled.

The Kardiners settled in Manhattan around 1890. Leopoldstadt in Vienna can be compared to the Lower East Side in New York City, where there was remarkable development fuelled by very diverse Jewish people from Russia, Hungary, Moldova, Galicia and Lithuania at the end of the 19th century. The two authors shared the intimacy of these environments, their schools, their cultural tastes, though less of their synagogues: both defined themselves as secular

- 17 Freud is said to have embellished his father's situation somewhat: "Jakob Freud was poor and remained so all his life". Peter Gay: *Freud. Une vie*. Translation by Tina Jolas, preface by Catherine David. Paris 1991, p. 12. But the situation seems to have improved, partly thanks to his older sons who migrated to Manchester where they were successful in the textile industry. Kardiner's father, a tailor by trade and peddler when he arrived in New York, managed to stabilize his income by working in a fashionable clothing company and lent a considerable sum to his son for his stay in Vienna.
- 18 See Christfried Tögel: *Sigmund Freud's Path to Psychoanalysis. A Biographical Sketch*. In: Monika Pessler, Daniela Finzi (eds.): *Freud, Berggasse 19. The Origin of Psychoanalysis*. Berlin 2020, p. 51, note 10.

Jews or lay people, defying all religions. They both chose medical science at random to get out of their social situations and maintained throughout their lives an attachment – not without ambivalence – to their adopted or birth metropolis. Freud simply “crossed the bridge” since he settled in the Berggasse, a street on the other side of the bridge spanning the Danube Canal, which separates Leopoldstadt from the historic centre of Vienna. “Settling down as master on the other side” is the expression chosen by Marthe Robert¹⁹ to designate Freud’s ambition to conquer the non-Jewish world, which seemed at the end of the century a realistic desire.²⁰

However, this change of district was not only specific to Freud, but rather followed a movement common to many Jewish families who came from Moravia or Bohemia from the 1860s onwards²¹, settling first in Leopoldstadt and later leaving it for other districts of Vienna, closer to the “Ring” or ring road. Freud moved from the 2nd to the 9th district, where many Jews lived – especially in the neighbourhood around Berggasse (Porzellangasse, Servitengasse, Pramergasse, Müllnergasse, where the Müllner Temple existed until 1938), and not least in No. 19 Berggasse itself. Most Jewish residents belonged to the middle class: employees, tradesmen, shopkeepers, academics and intelligentsia. Another decisive factor for Freud was the proximity to the university and to medical institutions.

No. 19 Berggasse, newly built when Freud moved there in 1891²², was erected on land belonging to the family of Viktor Adler,

19 Marthe Robert: *D’Edipe à Moïse. Freud et la conscience juive*. Paris 1974, p. 170.

20 On the historical process of leaving the ghetto in Europe, see Jakob Katz: *Out of the Ghetto. The Social Background of Jewish Emancipation (1770–1870)*, Cambridge 1973.

21 “The constitution of 1867 fully integrated the Jews into Austrian society; it gave them access to politics, and to the social, cultural, and economic life of Vienna – and provided incentives for many Jews from various regions of the monarchy to move to the capital. The Jewish community grew quickly: in 1860, the community consisted of 6,200 Jewish Viennese, in 1870, there were 40,200 and, at the turn of the century, 147,000 Jews were seeking their fortunes in the imperial city.” In: *Jewish Vienna, Heritage and Mission*, Vienna, s.d., p. 8.

22 Prior to this address, Freud settled briefly on Rathausstrasse and Maria-Theresien-Strasse.

who had once lived there in a house with a garden, and where his medical office was open to the needy. He was a classmate of Freud during their medical studies, and “Freud remembered challenging Adler, to whom he had strong feelings of rivalry and envy, in a German nationalist student organization, to which they both belonged in the 1870s.”²³ The future leader of the Austrian Social Democratic Workers’ Party (which he had founded in 1898) was himself a member of a family of textile entrepreneurs, having left Moravia for Vienna just as Freud’s family had done. It is also worth mentioning Ida Bauer, who was the sister of Otto Bauer, theoretician and secretary of the same party, and whose family also resided in the Berggasse, at number 32. Ida entered the history of psychoanalysis as the “Dora case”, a ‘hysterical’ girl who terminated of her own will her analysis with Freud after eleven weeks, at the end of 1900 (Freud’s interpretations of Dora subsequently provoked many controversies²⁴). This geographical and social proximity was not, however, coupled with an ideological convergence with these politicians, and Sigmund Freud adopted as of the 1900s a quite conservative posture.²⁵

As for Kardiner, he lodged during his stay in Vienna at the Frankel family not far away, on Esslinggasse. He soon discovered that Mr. Frankel was a member of the B’nai B’rith, a Jewish mutual society conceived on the model of Masonic lodges, founded in New York in 1843. Freud had also been a member of this society since 1897, and it was there that he presented his draft of *The Interpretation of Dreams* (1900). This first audience was a circle of mostly atheist Jews, and they attempted to explain their strong feelings of belonging to the Jewish people as a “post-religious” stand (to use a modern term). Freud never denied his Jewish descent, and Kardiner altogether rejected religion; both men were committed to the expansion of scientific knowledge and a rational understanding of humankind.

Thus there were obvious reasons why these two men, separated by a 35-year age gap, who did not belong to the same continent,

23 Schorske (as in fnnt. 1), p. 264.

24 This case prompted many psychoanalytic and literary critiques, cf. Sylvie Sesé-Léger: *Freud et le féminin, Dora, Sidonie, Hilda et les autres*. Paris 2021.

25 Marie-Louise Testenoire: *Freud et Vienne en 1900*. In: *Critique* (339–340), 1975, pp. 819–883.

nation, or language but who understood each other easily (Kardiner also spoke and read German) felt some closeness²⁶. Was there some “Unheimliche”, i.e. “strange familiar” (François Roustang’s translation) revealed by the analysis itself? How did Freud perceive it? Did he recognize himself somewhat in this young American psychiatrist? Did he feel some fraternal sympathy or/and some fraternal contempt? What did Kardiner grasp of these shared realities – given the asymmetry of knowledge in the cure? In any case, after six months of analysis (a period that had been fixed from the outset in his first letter to Kardiner), Freud ended the sessions, wishing him a good marriage, and predicting that he would become a rich man. Kardiner was very taken aback by these words: he could not understand how such deep psychoanalysis could be concluded in such a banal if benevolent manner. Freud sent him home with his blessing.

Freud’s Choice for Promoting Psychoanalysis in the United States

In the timeframe of a few decades, both would benefit from the exceptional conditions of social advancement that the Vienna of the liberal era at the end of the 19th century or the New York of the interwar period allowed. Not that the path was necessarily smooth. The Judeophobia that plagued Austria, which Freud suffered from during his medical studies, and which delayed his promotion²⁷, was not absent from American institutions, as Kardiner recalls in his *Reminiscences*. Vienna was also a place of unfortunate experiences for the young American. After a New Year’s Eve party, his encounter with a girl was foreshortened because of his Jewishness, which did not surprise him, convinced as he was of local anti-Semitism; however, he made no further comment on the political situation in Vienna.

Freud was determined to promote psychoanalysis as a universal science, and he talked about this with Kardiner: “Freud had a great fear about the future of psychoanalysis. He believed that

26 Perhaps there was some further identification: Freud had shortened his first name from Sigmund to Sigmund, and Abraham contracted his to Abram.

27 Schorske (as in *fnmt.* 1).

psychoanalysis would founder because it would go down in history as a 'Jewish' science. He hated this idea. He said this was a preoccupation with him and that he did not know what to do about it, because most of the people who were attracted to it were Jewish."²⁸ Thus Freud set his sights on Horace Frink, the physician who had recommended Kardiner to Freud, so that he could take the helm of the nascent New York Psychoanalytic Society. Frink's fate is well known, and it was severely contrary to Freud's expectations²⁹. It was during his second analysis in Vienna that Freud considered promoting Frink to the top of the NYPS, to the detriment of Brill, the first translator of his works in America. Frink was given preference because the quality of his publications³⁰, as well as his status as a non-Jew, which augured for a more open and prosperous development of psychoanalysis in the United States. However, Frink's highly compromised mental health did not allow him to accomplish this mission, and Brill returned to front of stage.

Much has been said and written about Freud's aversion to the United States, where he had travelled and met with William James. In addition to his perceptions, as amply described by Peter Gay in his biography of Freud, it is important to give Kardiner's feeling about this aversion:

"I never made any sense out of Freud's opposition to America. Maybe some of the things that I have to say about it will sound a little catty, but he didn't have that feeling about England, for example. He was indeed an Anglophile, and treated the British with great deference. Psychoanalysis in America was represented largely by Jews of Russian descent, and that may have been some of the origin for his contempt for America. But quite apart from that, he said that he had his first gastric disorders when he came to America to get his Doctor of Laws degree from Clark University. It was the first time he had gastric disturbances, and it stuck to him for the rest of his life. So he disliked America because the cooking was bad.

28 Kardiner (as in *ftnt.* 7), p. 70.

29 Cf. Paul Roazen: Frink, Horace Westlake. In: Alain de Mijolla (ed.): *Dictionnaire International de la Psychanalyse*. Paris 2002, pp. 701–702.

30 His book *Morbid Fears and Compulsions* (1918) strongly impressed Kardiner.

He never said anything rational about it. My personal theory was that while he received a L.L.D. from Clark University, Jung got the same. But two years later Alfred Adler also got one too. Freud never forgave America for that, nor Stanley Hall, then President of Clark University. Furthermore, he had the idea that America was a provincial little country, not likely to play any significant role, not only in the future of psychoanalysis, but in the world itself.”³¹

Thus Kardiner perceived Freud’s reluctance to entrust him with anything more than a secondary role in the redeployment of the NYPS, and his progressive disinterest, following Frink’s defection, towards the promotion of psychoanalysis in the United States. This reaction suggests how sensitive Freud could be to the ethnic and national divisions that crisscrossed the psychoanalytic movement of the time, as they related to his strategies. Freud wanted to emancipate psychoanalysis, to take it out of its initial geographical, social and cultural context, in order to give it the status of universal knowledge. This project seemed better served by its proliferation and future in the United Kingdom, which led Ernest Jones to say in his autobiography that “the reasons (for this Jewish recruitment) were purely due to the local situation in Austria and Germany, because, except for the United States, where the same phenomenon is weakly attested, it is a trait that is found nowhere else.”³² Jones himself was a “good example”, as was Jung, before the famous estrangement.

31 Kardiner 1977 (as in fnt. 7), p. 175. Freud’s exasperation towards the United States is noticeable in this remark that he made during the visit of an American psychoanalyst. Was it Kardiner? Kardiner visited him in his resort in Semmering in 1927, see id., p. 11: “Freiheitsstatue in Hafen von New York durch die eines Affen zu ersetzen, der eine Bibel hochhält” (“In place of the Statue of Liberty, one should have erected in the port of New York that of a monkey brandishing a bible.”), Tögel (as in fnt. 18), p. 65. In 1927 during this summer holiday Dorothy Burlingham began her analysis with Freud in Semmering.

32 Quoted by Gay (as in fnt. 17), p. 694.

From Vienna to New York: Post-First World War and the Concept of Trauma

Following his return from Vienna and his cure with Freud, Kardiner worked at the U.S. Veteran Hospital in New York from 1922 to 1925. This first professional experience as a psychiatrist with American veterans of the Great War (he had himself been mobilized in August 1918, but the end of hostilities in November had spared him the test of fire) fully illustrated to him the fact that the United States also experienced the effects and consequences of the world conflict.

Throughout the interwar period, Kardiner continued his theoretical research on this topic at the New York Society for Clinical Psychiatry. He could draw on the contributions of European psychoanalysis, of English psychiatrists, psychologists and psychoanalysts such as W.H.R. Rivers, William McDougall and Ernst Jones, but also from German speakers Sandor Ferenczi, Karl Abraham and Ernst Simmel. Freud's contribution on this subject was all the more significant for him since it constituted the starting point for his criticism of the notion of "instinct", which Kardiner considered too strictly biological, and poorly adapted to the understanding of war trauma and its inhibitory consequences.

The Traumatic Neurosis of War was not published until 1941. When it came out, war had broken out again in Europe, including the bombing of civilian populations: the applied field of this research had to be enlarged. This book is considered one of the American sources of the Post Traumatic Stress Disorder (PTSD) diagnosis, a prevalent social and psychological issue nowadays.³³

Anna's Generation: a Vienna-New York Alliance

It would be useful at this point to draw a prospective outline and show how the connection between Vienna and New York evolved throughout the Twenties. Psychoanalytic training continued to be a powerful draw for foreigners to come and settle for a while in the Austrian

33 See Didier Fassin, Richard Rechtman: *L'empire du traumatisme. Enquête sur la condition de victime*. Paris 2007.

capital city, but the attraction was now felt not only by male physicians but also by laywomen. This shift in gender soon necessitated a development in standpoints and in psychoanalytic theories. A keen awareness of what was involved in raising and training children, not only within a family but also at school and in an urban setting, was evolving in relation to the specific context of Vienna social-democratic policies.

The thirty-five-year age difference between Sigmund and Abram constituted a full generation gap. But Kardiner (born 1891) was only five years older than Anna Freud (born 1896), whose discreet presence was felt by the psychoanalytic circle in the early 1920s. Kardiner, a direct witness, remembers:

“His daughter Anna was unquestionably his favorite, and she was at that time teaching school. She came to the meetings of the Vienna Psychoanalytic Society, but never spoke or participated in any discussions. She was quite an attractive girl, and, as later events proved, a chip off the old block. [...]

All of the students surrounding Freud at the time were filled with all kinds of theories as to why Anna Freud was not married. Freud was aware that she was having difficulties choosing a husband, and when he once asked me, ‘Do you have any theory about why?’ my answer was, ‘Well, look at her father. This is an ideal that very few men could live up to, and it would surely be a comedown for her to attach herself to a lesser man.’”³⁴

This question – proof of the intimacy that the two men shared – also shows how much these family affairs had become public, how much the registers of personal and professional life were intertwined, Freud being the analyst of his own daughter – which she would later repeat with her companion’s children.

Although the 1920s in Vienna were still dominated by the aftermath of the war, they were also an exceptional political decade marked by the implementation of a highly innovative social policy under the aegis of the Social Democratic Workers’ Party. *Rotes Wien*, Red Vienna (given the name of the municipality of Vienna between 1918 and 1934), was governed, in association with the Social Christian

34 Kardiner (as in *fnnt.* 7), p. 77.

Party, by the Social Democratic Workers' Party, which derived from the theoretical current known as Austro-Marxism³⁵.

Above all concerned with the reform of health and education systems, one of Red Vienna's major achievements was the establishment of a social housing programme, in particular along the outer or belt boulevards (*Gürtel*), and along the Danube, like the famous Karl-Marx-Hof in Heiligenstadt. These "housing projects" (Hof) had an innovative design, with communal facilities (nurseries, laundries), inner gardens, monumental decor and ornamental frescoes. Each building displays in large letters the contracting authority, namely the municipality of Vienna (*Gemeinde Wien*) with the date of construction, a practice still in use. This municipal power significantly changed the face of the city, as the Habsburg Empire had done by transforming the former defensive enclosure into large boulevards (*Ring*).

This decade saw the rise of a whole new generation of analysts, especially women analysts. The presence of Anna Freud in the psychoanalytic movement was confirmed when she became general secretary of the International Association of Psychoanalysis in 1927. However, this assumption of responsibility was carried out in close association with an American personality that was newly introduced into the seraglio, and in a political climate that was largely open to educational experimentation.

In 1925, a person with a completely different profile than that of Kardiner arrived in Vienna from New York, also to undergo analysis, first with Theodor Reik and then with Sigmund Freud. Dorothy Burlingham was then the mother of four children, in the process of divorcing a husband who was described as manic-depressive, and an heiress of the Tiffany family. Dorothy sought to emancipate herself

35 Yvon Bourdet points out that the term Austromarxism is "unique in its kind" since "other Marxisms (Luxembourgism, Leninism, Trotskyism, Maoism, etc.), were coined after the name of a leader, not a place." Yvon Bourdet: *Actualité de l'austromarxisme*. In: *Critique* 339–340, 1975, pp. 980–992, p. 991. One of its specificities was to take into account (given the multinational and multicultural dimension of the Empire) the reality of ethnic diversity, diverging from the project of a culturally uniformed socialism. "In fact, Austro-Marxism appears in the early years of our [20th] century, as a *school of thought*; the social democracy as a *project* of transformation of society will really be part of History not until after the fall of the Empire, in 'Red Vienna'." Id., p. 980, translation Anne Raulin.

from the weight of her famous grandfather and father, respectively the jeweller Charles Lewis and the artist Louis Comfort Tiffany, painter and master glassmaker. Anna Freud had the same difficulty of positioning herself in relation to a famous father, and thereby perceived one of the reasons for their allied futures, as companions in life and professional vocation. Dorothy Burlingham soon moved with her children to No. 19 Berggasse, to an apartment above that of the Freuds, and Anna eventually became the analyst for Dorothy's children.

The New York-Vienna connection was now being consolidated by women and bore new fruit – without giving up a tendency towards anti-Americanism. By the end of the 1920s, the project for a school inspired by psychoanalytic conceptions, but also by the ideas of the Italian pedagogue Maria Montessori, the American pragmatist-philosopher John Dewey and his pedagogy of projects, began to germinate in the mind of Anna Freud. Anxious to broaden analytical practice beyond the cure, Anna was inspired by the psychoanalysis congress held in Budapest in 1918, where the establishment of free psychoanalysis dispensaries was envisaged.³⁶

The project received the enlightened support of Otto Glöckel, a member of the Social-Democratic Party, a reformer of the education system and minister of education from 1919 to 1920 under the First Austrian Republic³⁷. Its paradoxical nature, “progressive and elitist”³⁸, cannot be ignored. It met the personal needs of the children of families (most of them Anglo-American) that maintained close friendships with Anna Freud, who also registered at this school her nephew Ernst Halberstadt, the son of her recently deceased sister Sophie³⁹;

- 36 Elizabeth Danto, Alexandra Steiner-Strauss (eds.): *Freud/Tiffany. Anna Freud, Dorothy Tiffany Burlingham and the 'Best Possible School'*. London, New York 2018. Such free dispensaries were established in New York in the 1940s, destined for African Americans in Harlem, at the initiative of Frederick Wertheim, a psychiatrist of German origin influenced by Freud, and supported by the writer Richard Wright. Cf. Raulin (as in *ftnt.* 3), pp. 154–157.
- 37 As a plaque states on the building where he lived and died, located on these outer boulevards (Gaudenzdorfer Gürtel) where the municipality built many popular dwellings at the time.
- 38 Heller quoted by Florian Houssier: *Anna Freud et son école – Créativité et controverses*. Paris 2010, p. 115.
- 39 Michèle Halberstadt: *Née quelque part*. Paris 2021.

simultaneously, it showed a concern for the democratization of psychoanalysis through its pedagogical application. This private school was largely financed by the fortune of Dorothy Tiffany Burlingham. Built according to plans by Adolf Loos in the garden of Eva Rosenfeld in Hietzing, a residential area of Vienna close to Schönbrunn, the former imperial palace, it opened in 1927.

“The Hietzing school [...] was the offshoot of a female triumvirate (Anna Freud, Dorothy Burlingham and Eva Rosenfeld) with Anna Freud at its center,” Houssier says.⁴⁰ As a matter of fact, many pupils were in analysis with her (or later with Dorothy Burlingham). Their parents were often patients of Freud.⁴¹ No. 11 Wattmanngasse became a gathering place for a whole group of young pedagogues who were trained on the job, despite being always “in the shadow of No. 19 Berggasse”. Peter Blos and Erik (Homburger) Erikson, from Karlsruhe, were later trained in psychoanalysis; similarly, two American teachers working temporarily at the school, Marie Briehl and Esther Menaker, entered into analysis with Anna Freud.

This “experimental laboratory for an education enlightened by psychoanalysis”⁴² attracted the support of Red Vienna, but it did not survive its internal conflicts and the liquidation of the first Austrian Republic by Austro-Fascism in 1934. The 1930s forced all the artisans and supporters of this movement to leave the city and the country, and to head especially for England and the United States. This educational experience of integrating psychoanalytic knowledge would have descendants, first in Vienna and then in London where, in the bombed city, Anna Freud and Dorothy Burlingham founded the Hampstead War Nurseries in 1940, for children orphaned by war. This experience would in turn supply some of the material for Anna Freud’s major book *The Self and its Defense Mechanisms* first published in German in London in 1946. Among the exiles welcomed by the New York Psychoanalytic Society, there was Peter Blos, who ran the Hietzing school, and Margaret Mahler, close to Anna Freud in Vienna, who continued her career in the United States.

40 Houssier (as in fnnt. 38), p. 97.

41 Id., p. 111.

42 Id., p. 97.

Conclusion

In the field of psychoanalysis, the relationship between Vienna and New York extended along many fruitful paths during the 1920s and 1930s, either by choice or necessity. Focusing on the Freud family shows how this intimacy with North Americans was immersed in various deep and contradictory emotions, negative and positive, and this inevitably determined some professional projects. The main figures in this paper, Abram Kardiner and Sigmund Freud, had parallels in their respective pasts and future theoretical works – above and beyond their common interest in war neurosis. Freud published *Das Unbehagen in der Kultur* in 1930, immediately translated into English by Joan Riviere that same year under the title *Civilisation and its Discontents*. The change of term, from culture to civilization was echoed by the French translations, first *Malaise dans la civilisation* in 1943, secondly *Le malaise dans la culture* in 1994. Indeed, the sociological aspect of Freud's theory, conceiving of individual drives being repressed by the social environment, was restricted to the Western world, at that time thought of as the culmination of human evolution and progress, hence the ambivalence between terms. Kardiner discussed Freud's statements in his own book *The Individual and his Society*, published in 1939. His book was the result of a cross-fertilization between psychoanalysts and anthropologists, which he pursued throughout the 1930s in his seminars at the New York Psychoanalytic Institute. It should be noted that Kardiner substituted both terms, "culture" or "civilization" for "society" so as to get away from Freud's evolutionary representation, and to introduce a pluralistic point of view. The repression of individual drives by social environments varies with the cultural contexts, which code them: "The circumstances under which this dynamism of repression is brought into play depends on sociological factors, i.e. upon cultural institutions. The consequences of repression are of a different order."⁴³ In this respect, perhaps we could rephrase Kardiner's title as *Cultures and their Discontents* or, in German, *Die Unbehagen in den Kulturen?*

43 Abram Kardiner: *The Individual and His Society*. New York 1939, p. 407.

Der Hochmut und sein Wetter. Grimms Märchen „Van den Fischer un siine Frau“ (KHM 19)

Vorbemerkung

Im Folgenden soll das Grimm'sche Märchen aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden, zunächst im Sinne Max Lüthi, für den der „Literaturforscher [...] gleichzeitig auch volkskundliche Arbeit“ leiste „und der Volkskundler literaturhistorische“ – um hinzuzufügen, dass „ebenso [...] der Psychologe beiden Wissenschaften Dienste“ erweise.¹ In diesem Sinn soll das Märchen einerseits textnah interpretiert sowie auf kulturhistorische Bezüge aufmerksam gemacht werden, andererseits wird der Frage nachgegangen, ob und inwieweit (tiefen) psychologische Zugänge eine zusätzliche Perspektive ermöglichen, die mit der literaturwissenschaftlichen und ethnologischen vereinbar ist. Darüber hinaus sollen theologische Aspekte thematisiert werden und insbesondere ökologische, die im Kontext des anthropogenen Klimawandels betrachtet werden, der verstärkt Wetteranomalien hervorruft – ein Aspekt, der bisher keine Beachtung im Zusammenhang mit dem Märchen gefunden hat.

Inhaltsübersicht

Mit den folgenden Worten beginnt die Erzählung in der dritten Auflage von 1837: „Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'n Pispott, dicht an de See, un de Fischer gieng alle Dage hen un angelt, un gieng he hen lange Tid“.²

- 1 Max Lüthi: Das europäische Volksmärchen. 9. Aufl. Tübingen 1992, S. 114.
- 2 Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837). Hg. von Heinz Röllecke. Darmstadt 1999, S. 102.

Der Text beginnt mit der typischen Eingangsformel des Märchens, dem „Es-war-Einmal“, und wir erfahren, dass dicht am Meer ein Fischer mit seiner Frau lebt, die zusammen in einem „Pispott“ wohnen, wörtlich also einem „Nachttopf“, eine Umschreibung für ärmliche, enge, beschränkte und übelriechende Wohnverhältnisse. Demgegenüber steht die See, denn sie ist charakterisiert durch einen weiten Horizont, es weht zumeist ein frischer Wind, und in dem Fall ernährt es auch den Protagonisten und seine Frau. Er geht tagein tagaus dorthin und verbringt viel Zeit am Meer. Ob er es tut, um den beengten Wohnverhältnissen oder seiner Frau zu entfliehen, wissen wir nicht, auch nicht, ob er den ganzen Tag über deswegen dort ist, weil er ansonsten nicht genug Nahrung zum Überleben heimbrächte, denn das Märchen ist, mit den Worten Max Lüthi, flächenhaft, über das Innenleben der Helden erfahren wir nur wenig.³ Einfacher formuliert: Er geht ans Meer, weil er ein Fischer ist, und möglicherweise auch deswegen, weil es einen Kontrast bildet zu seinen beengten, armseligen Wohnverhältnissen.

Eines Tages „gieng de Angel to Grun’n, deep unner, un as he se herruttreckt, sa haalt he eenen groten Butt herut“⁴ („Eines Tages ging die Angel bis auf den Grund tief hinunter, und als der Fischer sie herauszog, holte er einen großen Butt heraus“). Und das ist nun *der* Butt, der sprechen und, wie wir später erfahren, Wünsche erfüllen kann. Anders ausgedrückt und allgemein formuliert: Lässt man eine Angel bis auf den Meeresgrund hinunter, fängt man etwas ganz Besonderes. Ins Psychologische übersetzt bedeutet dies: Wenn das Meer mit seiner Tiefe und Unergründlichkeit ein Symbol des Unbewussten ist, dann kann man Inspirierendes und Nährendes erhalten, wenn man den Tiefen des Seelenlebens nahekommt.

Davon ist der Fischer indes weit entfernt, denn als der Butt ihn bittet, ihn wieder freizulassen, weil er ein verzauberter Prinz sei, antwortet er: „Du bruukst nich so veele Woord to maken, eenen Butt, de spreken kan, hadd ick doch woll swemmen laten“.⁵ Das kann man als verpasste Chance betrachten, aber auch den Fischer als jemanden

3 Lüthi (wie Anm. 1), S. 13–24.

4 Grimm (wie Anm. 2), S. 102.

5 Ebd.

ansehen, der in Einklang mit der Natur lebt:⁶ Er wird keinem natürlichen Wesen, dem menschliche Attribute wie das Sprechen eigen sind, etwas antun.

Dass er in und mit der Natur lebt, wird in der Ausgabe von 1857 stärker akzentuiert, indem die Tätigkeit des Angelns und das Sitzen am Meer durch mehrfache Wortwiederholung besonders hervorgehoben werden: Er „güing alle Dage hen un angeld: *un he angeld un angeld*. So seet he ook eens by de Angel un seeg [= schaute] jümmer in dat blanke Water henin: *un he seet un seet*“ [eigene Hervorhebungen, B. R.].⁷

Ein weiteres Argument, welches diese Sichtweise bestätigt, ist der knappe Hinweis auf die Beschaffenheit des Wassers, denn es wird als „blank“, das heißt als „klar“ bezeichnet, und auch, als er den Butt wieder freigibt, heißt es, zumindest in der Ausgabe von 1857, er habe ihn wieder „in dat blanke Water“ gelassen.⁸

Als der Fischer heimkommt, erzählt er seiner Frau von dem Erlebnis und sie fragt ihn umgehend, ob er sich denn nichts gewünscht habe. Nein, antwortet er, was solle er sich denn wünschen? Eine kleine Hütte, entgegnet sie, weil der „Pispott“ doch „so stinkig und dreckig“ sei.⁹ Sie schickt ihn daher zurück ans Ufer, was ihrem Mann gar nicht recht ist – und offenkundig auch nicht dem Meer, denn auf einmal ist es nicht mehr klar, sondern „gans geel un grön“.¹⁰ Gelb und Grün sind Symbole des Lebens, aber auch des Neides, heißt es in Metzlers Lexikon literarischer Symbole.¹¹ Mit anderen Worten: Das, was Leben oder mehr Leben bedeutet, kann durch Neid motiviert und eingetrübt sein, in der traditionellen christlichen Lehre die Todsünde der Invidia.

6 Vgl. Winfried Freund: Deutsche Märchen. München 1996, S. 50f.

7 Jacob und Wilhelm Grimm: Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen, Bd. 1. Nach der Großen Ausgabe von 1857 ... Hg. von Hans-Jörg Uther. Darmstadt 1996, S. 101.

8 Ebd. – In der Ausgabe von 1837 wird nur davon gesprochen, er habe ihn „wedder in dat Water“ gesetzt (Grimm [wie Anm. 2], S. 102).

9 Grimm (wie Anm. 7), S. 101.

10 Ebd.

11 Eva Meineke: Gelb. In: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hg.): Metzler Lexikon literarischer Symbole. Stuttgart 2008, S. 126; Philip Ajouri: Grün. In: ebd., S. 140.

Damit ist der Boden für alles Weitere bereitet. Im nächsten Schritt möchte die Frau ein Schloss besitzen, dann will sie König werden, kurz danach Kaiser, daraufhin Papst und am Ende dann wie der liebe Gott sein, woraufhin sie wieder gemeinsam mit ihrem Mann im „Pispott“ sitzt. Und mit jedem neuen Wunsch verschlechtert sich das Wetter. Ist es anfänglich nur gelb und grün, wird es, als das Schloss verlangt wird, „gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch still“¹² („ganz violett und grau und dunkelblau, aber noch ruhig“). Anders ausgedrückt, das Wasser verdunkelt sich zusehends. Das tut es noch mehr, als die Frau König werden möchte, denn es ist auf einmal „gans swartgrag“ und zu allem Überdruß „geert“ es auch noch „so van unnen up“ („ganz schwarzgrau, und das Wasser garte so von unten herauf“).¹³ Das Meer wird demnach unruhig und gewissermaßen unzufrieden, da braut sich etwas zusammen.

Als sie beschließt, Kaiser zu werden, verfärbt sich das Wasser vollends ins Dunkle, es wird schwarz; obendrein verändert es seine Konsistenz, denn es wird dickflüssig. Auch gärt es verstärkt, denn es bildet bereits Blasen, und zusätzlich fegt erstmals ein Windstoß über den Fischer hinweg.¹⁴ Noch stürmischer wird es, als sie das Papst-Amt anstrebt, denn der Wind bläst so sehr, dass das Wasser zu kochen scheint, während die Schiffe in Seenot geraten.¹⁵ Und als die Frau wie der liebe Gott werden will, ist der Himmel zur Gänze geschwärzt, es donnert und blitzt, und der Sturm wird derartig heftig, dass alle Bäume und Felsen umgeweht werden und sich auf See die Wellen so hoch türmen wie Berge.¹⁶

„Der Held und sein Wetter“

Während der Fischer in Einklang mit der Natur lebt, indem er jeden Tag ans Meer geht, seine Angel ins klare Wasser hält und den Butt auf dessen Bitten hin wieder dem nassen Element übergibt, funktionalisiert seine Frau die Natur, denn der Butt hat die Aufgabe, ihre

12 Grimm (wie Anm. 2), S. 103.

13 Ebd., S. 104.

14 Ebd., S. 105.

15 Ebd., S. 105f.

16 Ebd., S. 107.

materielle Lebensgrundlage und ihren Wohlstand zu erhöhen, und das immer mehr, obgleich sie sehen könnte, dass die Umwelt zu rebellieren beginnt. Damit stehen der Fischer und seine Frau sinnbildlich für zwei unterschiedliche Wege in der europäischen Kultur, mit der Natur umzugehen, nämlich sie entweder in ihrem Eigenwert zu betrachten und sie in Ruhe sich entwickeln zu lassen oder sie für eigene Zwecke zu gebrauchen bzw. zu missbrauchen.¹⁷ Beides ist bereits in der Genesis angelegt: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut“, heißt es in Gen. 1,31. Demgegenüber heißt es wenige Zeilen zuvor, in Gen. 1,28: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“

Offenkundig rebelliert die Natur indes gegen ihre Ausbeutung durch die zunehmend zügelloser werdenden Wünsche der Fischersfrau. In dem Maße, wie sie neben der Invidia den „Todsünden“ der Superbia (Hochmut) und Avaritia (Habgier) verfällt, verschlechtert sich das Wetter. Das mag zunächst kurios klingen, hat aber eine lange Tradition in der Kulturgeschichte. Zwei Stränge sind dabei zu unterscheiden: Zum einen handelt es sich um ein klassisches Motiv in der europäischen Dichtung, Romanhelden und ihren Charaktereigenschaften, Stimmungen, ihrer sozialen Situation etc. ein passendes Wetter beizugesellen, gewissermaßen als Hintergrundrauschen oder Begleitmusik. Das diesbezügliche wissenschaftliche Standardwerk ist die Dissertation *Der Held und sein Wetter* des Germanisten und Schriftstellers Friedrich Christian Delius,¹⁸ von dem der Titel für diesen Beitrag („Der Hochmut und sein Wetter“) entlehnt wurde. Zwei Romananfänge, die entgegengesetzter nicht sein könnten und mit

- 17 Karen Gloy: Das Verständnis der Natur, Bd. 1: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. München 1995, S. 140–146; Bernd Rieken: Angst aus Nähe oder Distanz. Überlegungen zum Naturverständnis seit dem Mittelalter. In: Bernd Rieken (Hg.): Angst in der Katastrophenforschung. Interdisziplinäre Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 27). Münster, New York 2019, S. 15–26.
- 18 F[riedrich] C[hristian] Delius: Der Held und sein Wetter. Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus. Göttingen 2011 [1. Aufl.: München 1971].

einer Morgenstimmung beginnen, mögen das verdeutlichen. *Ahnung und Gegenwart* aus der Feder Joseph von Eichendorffs ist das eine Beispiel, und es beginnt mit den folgenden Worten:

„Die Sonne war eben prächtig aufgegangen, da fuhr ein Schiff zwischen den grünen Bergen und Wäldern auf der Donau herunter. Auf dem Schiff befand sich ein lustiges Häufchen Studenten. Sie begleiteten einige Tagesreisen weit den jungen Grafen Friedrich, welcher soeben die Universität verlassen hatte, um sich auf Reisen zu begeben“.¹⁹

Friedrich ist der Romanheld in Eichendorffs romantischem Entwicklungsroman. Er hat keine materiellen Sorgen, das Leben steht ihm offen, denn er hat just die Universität absolviert und geht nun auf Reisen. Passend dazu geht soeben die Sonne auf, und das sogar „prächtig“, wie es im Text heißt. Ganz anders lesen sich die ersten Worte in dem Roman *Faktotum* von Charles Bukowski, dessen Helden sich zumeist auf der Schattenseite des American Way of Life befinden, etwa Alkoholiker oder Obdachlose. Der Text beginnt mit den folgenden Sätzen:

„Es regnete, als ich um 5 Uhr morgens in New Orleans eintraf. Ich setzte mich eine Weile in den Wartesaal des Busbahnhofs, aber die Menschen deprimierten mich, deshalb nahm ich meinen Koffer in die Hand, ging hinaus und lief durch den Regen. Ich wollte mir eine billige Absteige suchen“.²⁰

Hier findet keine Reise für betuchte Menschen auf einem Donauschiff statt, hier kommt jemand mit dem billigeren Bus – statt mit der teureren Bahn – in New Orleans bei Regen an und ist wahrscheinlich, da die ganze Nacht hindurch gefahren, übermüdet. Er hat wenig Geld und muss sich zunächst ein billiges Quartier suchen. Auch hier beginnt für den Protagonisten ein neuer Lebensabschnitt, aber der Unterschied zu Eichendorff könnte nicht größer sein, weshalb der Roman ihn auf geeignete Weise mit Regen statt mit Sonnenschein begleitet.

19 Joseph Freiherr von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart*. In: *Werke in vier Bänden 2: Romane*. Zürich 1965, S. 7–281, hier S. 9.

20 Charles Bukowski: *Faktotum*. Roman. 5. Aufl. München 1987, S. 5.

Fehlverhalten und Wetteranomalien

Der zweite Strang in der Kulturgeschichte, der den Zusammenhang zwischen dem Menschen und „seinem“ Wetter thematisiert, hat mit elementaren magischen Prinzipien bzw. mit Analogien zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos zu tun. Dieser Auffassung nach bestehen Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen der Welt als ganzer und ihren einzelnen Teilen. So existierte beispielsweise in christlichen Kreisen der Frühen Neuzeit die Vorstellung, Naturkatastrophen hätten damit zu tun, dass die Menschen übermäßige Sündhaftigkeit gewissermaßen ausdünsten und dadurch ganz real dunkle Wolken am Himmel und in weiterer Folge Unwetter hervorrufen würden, die Verwüstungen anrichten.²¹ Ähnlich äußert sich der österreichische Schriftsteller Hans Sterneder in seinem 1928 erschienenen Roman *Frühling im Dorf*, der Wetteranomalien zu Beginn der 1920er Jahre in Beziehung setzt zum Ersten Weltkrieg, indem er schreibt:

„Die unvorstellbare Zahl von Fluch-, Hass-, Raub-, Mord- und Egoismusgedanken und -taten, die vor, besonders aber während und nach dem Kriege geschaffen wurden [...], mussten ja den Geist und Leib der Erde infiziert und vergiftet, ihn also schwer entzündet und vereitert haben [...]. Wir dürfen uns also über das abnorme Wetter seit ungefähr einem Jahrzehnt nicht beklagen, das wir selber geschaffen [haben]“.²²

Durch die Jahrhunderte üblich war es darüber hinaus, Wetteranomalien auf das Wirken übernatürlicher Kräfte zurückzuführen, sei es als Strafe Gottes oder als Wirken dämonischer Mächte.²³ Es ist kein Zufall, dass Hexenverfolgungen während der Kleinen Eiszeit der Frühen Neuzeit besonders zahlreich waren, da die signifikante Verschlechterung des Wetters, die Zunahme von Kälte, Hagel, Regen,

21 Matthias Lobedantz: Ach und Sache Des im Wasser ertrunkenen Marschlandes Nord Strandt ... Hamburg 1634, S. 39f.

22 Hans Sterneder: *Frühling im Dorf*. Tagebuch eines Besinnlichen. Leipzig 1928, S. 136f.

23 Brigitte Bönisch-Brednich: Wetter. In: *Enzyklopädie des Märchens* 14. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, Boston 2014, Sp. 686–691, hier Sp. 688f.

Überschwemmungen oder Sturmfluten, auf Machenschaften sogenannter „Wetterhexen“ zurückgeführt wurden.²⁴

Im Märchen *Van den Fischer un siine Frau* kann die zunehmende Verschlechterung des Wetters mit all den genannten Phänomenen zu tun haben. Man kann sie als eine Art Begleitmusik des inneren Zustandes der Protagonistin verstehen, wie es in der Dichtung der Fall ist, es ist aber genauso möglich, das Wirken eines übernatürlichen Wesens in Betracht zu ziehen, in dem Fall des verzauberten Butts, der aus dieser Sicht ähnlich vorginge wie die Wetterhexen. Doch genauso naheliegend oder noch naheliegender ist die Auffassung, die Wetter-Unbilden als direkten Ausdruck des schlechten Charakters der Fischersfrau zu betrachten, vergleichbar den Aussagen Sterneders in seinem Roman, nämlich als direkte Folge des Egoismus der Menschen oder auch, auf einer abstrakteren Ebene, als Symbol dafür.

Hochmut und andere „Todsünden“

Wie bereits erwähnt, ist die Fischersfrau mehreren „Todsünden“ verfallen, nämlich Neid, Hochmut und Gier. Im Gegensatz zu den sogenannten lässlichen Sünden handelt es sich dabei um solche, „die sich einer grundstürzenden Abkehr von Gott als dem Schöpfer aller Dinge schuldig gemacht haben“, wie es in einem theologischen Fachbuch über die Sünde heißt.²⁵ Dabei sei zu unterscheiden, „ob diese gegen Gott, gegen den Menschen selbst oder gegen seinen Nächsten gerichtet sind“.²⁶ Inwieweit in Märchen eine moralische Botschaft enthalten sei, ist zwar in der Forschung umstritten,²⁷ doch zweifels- ohne verständig sich die Fischersfrau spätestens dann an Gott, als sie sein möchte wie er.

24 Otto Ulbricht: Extreme Wetterlagen im Diarium Heinrich Bullingers (1504–1574). In: Wolfgang Behringer, Hartmut Lehmann, Christian Pfister (Hg.): Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“. Göttingen 2005, S. 149–176.

25 Gunther Wenz: Sünde. Hamartologische Fallstudien. Göttingen 2013, S. 117.

26 Ebd., S. 116.

27 Vgl. z. B. Wilhelm Solms: Die Moral von Grimms Märchen. Darmstadt 1999, S. 1–7 u. ö.

Aber sie bringt auch andere Menschen in Gefahr, und zwar durch das Element Luft in Gestalt des Windes.²⁸ Bei den ersten drei Wünschen – dem nach einer Hütte, einem Schloss und dem Königtum – ändern sich zwar nur Farbe und Konsistenz des Wassers, und auch beim Wunsch, Kaiser zu werden, geht von den Luftströmungen noch keine Gefahr aus, denn der Fischer spürt nur einen Windstoß und nicht mehr. Als die Frau indes das Papst-Amt anstrebt, wird es dagegen überaus stürmisch, und die Schiffe draußen am Meer geraten in Seenot. Und als es darum geht, wie der liebe Gott zu werden, erreicht die Windstärke mühelos das Ausmaß eines Orkans, denn es werden Häuser und Bäume umgeweht, und die Wellen erreichen eine unglaubliche Höhe.²⁹ Gefährlich beginnt der Wind demnach zu werden, als sich die Hybris der Fischersfrau gegen den Papst als Stellvertreter Gottes richtet, worin durchaus ein moralischer Akzent zu erblicken ist.

Das ist Hochmut reinsten Wassers, der nach Augustinus durch folgende Eigenschaften³⁰ charakterisiert ist: Verliebtheit in eigene Vorzüge sowie Streben nach falscher Höhe. Nicht Gott werde als höchstes Prinzip anerkannt, sondern man setze sich selbst an seine Stelle. Durch die Selbstüberhebung werde jedoch gleichzeitig die eigene innere Leere überdeckt: „Nisi inanis esset, si plenus esset, non inflaretur“³¹ („Wäre er nicht leer, sondern mit allem reichlich versehen, dann wäre er nicht aufgeblasen“). Dem Hochmut folge nahtlos der Neid („invidia sequitur superbiam“³²), welcher Liebe und Frieden zerstöre. Das lässt sich größtenteils auf die Fischersfrau übertragen: Sie strebt nach falscher Höhe und will sich buchstäblich an Gottes Stelle setzen. Auch zerstört sie den Frieden, indem durch den Sturm andere Menschen in Gefahr gebracht und ihre Häuser zerstört

28 Vgl. Bernd Rieken: Wind. In: Enzyklopädie des Märchens 14 (wie Anm. 23), Sp. 818–823.

29 Vgl. zur Klimax in dem Märchen Heinz Röllecke: Fischer und seine Frau (AaTh555). In: Enzyklopädie des Märchens 4. Hg. von Kurt Ranke. Berlin, New York 1984, Sp. 1232–1240, hier Sp. 1234.

30 Zusammengefasst bei Winfried Weier: Hochmut 2: Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie 3. Hg. von Joachim Ritter. Darmstadt 1974, Sp. 1151–1153, hier Sp. 1151f.

31 Augustinus: Sancti Augustini opera omnia: Index generalis. Paris 1842, S. 730.

32 Ebd., S. 398.

werden. Darüber, ob sie in die eigenen Vorzüge verliebt ist, weiß man nicht viel. Man könnte zwar argumentieren, dass sie glauben muss, den hohen Ämtern gewachsen zu sein, wenn sie diese anstrebt, doch darüber steht im Text nichts. Eher könnte man vermuten, dass sie so sehr „auf sich selbst fixiert ist, dass sie niemanden und nichts anderes mehr sehen kann“.³³

Ein derartiges Verhalten würde man heute dem klinischen Bild eines Narzissten zuschreiben, schreibt der Theologe und Pädagoge Anton Bucher mit Blick auf den Hochmut. Das Zitat ist seiner Monografie über den Zusammenhang zwischen den sieben Todsünden und moderner Psychopathologie entnommen.³⁴ Vorsichtiger formuliert: Offenkundig gibt es bestimmte Elemente im Verhalten und Erleben, die Epochen übergreifend auf eine übersteigerte Form der Selbstliebe hindeuten. Dort würde sich ebenso der Hinweis des spätantiken Kirchenvaters Augustinus auf das Übertönen der inneren Leere durch Selbsterhebung einreihen lassen. Es sind modern klingende Worte, obwohl sie aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert stammen, aber es gehört zum psychotherapeutischen Grundwissen, dass Selbsterhöhung und übersteigerte Eigenliebe eine Möglichkeit darstellen, um innere Leere zu überdecken. Hinweise dazu bietet auch der Märchentext: Die Fischersfrau ist nie zufrieden mit dem, was sie bekommt, und alles Neue muss sie in immer rascherer Abfolge erhalten, sie hetze, so Max Lüthi, „immer wieder die Leere in sich fühlend, von Stufe zu Stufe“.³⁵ Anfangs vergehen, wie es im Text heißt, acht bis 14 Tage, bis ihr die Hütte nicht mehr genügt und sie Schlossherrin werden möchte.³⁶ Am Ende vergeht nur eine Nacht, bis ihr das Papst-Amt nicht mehr hinreicht und sie werden will wie der liebe Gott.³⁷ Auch die Begründung ist interessant: Sie sei innerlich unruhig, sagt sie am anderen Morgen, und sie könne es nicht aushalten, wenn sie Sonne und Mond aufgehen sehe, ohne dass sie die

33 Anton Bucher: *Geiz, Trägheit, Neid & Co. in Therapie und Seelsorge. Psychologie der 7 Todsünden*. Berlin, Heidelberg 2012, S. 86.

34 Ebd.

35 Max Lüthi: *Volksmärchen und Volkssage. Zwei Grundformen erzählender Dichtung*. 3. Aufl. Bern, München 1975, S. 58.

36 Grimm (wie Anm. 2), S. 103.

37 Ebd., S. 106.

Urheberin dieses Vorgangs sei.³⁸ Die vorhandene Fülle und Überfülle reichen ihr nicht, sie ist gierig und will immer mehr, weil sie dergestalt innere Leere zu überdecken erhofft. Darüber hinaus möchte sie die absolute Macht und Herrschaft, sie will zum Beispiel Königin werden mit der Begründung, dass sie dann das ganze Land beherrsche,³⁹ oder Papst, weil es diesen nur einmal gebe.⁴⁰

Der „faustische Mensch“, die „Erlebnisgesellschaft“ und die „Grenzen des Wachstums“

Neben der eher existenziellen und psychologischen Dimension gibt es auch einen Aspekt, der mit der europäischen Kulturgeschichte zu tun hat, und das ist das faustische Element, wie es Oswald Spengler einst genannt hat.⁴¹ Gemeint ist damit jener Mensch, welcher sich erhebt, nach Größe strebt und nie zur Ruhe gelangen kann. Oder um es mit Goethes *Faust* zu formulieren, als er mit Mephisto die Wette eingeht:

„Werd’ ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehen!“⁴²

Auf die Gegenwart bezogen, könnte man mit einem neueren Klassiker der soziologischen Forschung, der „Erlebnisgesellschaft“ Gerhard Schulze, das Phänomen in folgender Weise charakterisieren: „Auf der Suche nach dem verlorenen Reiz braucht man stärkere Dosen und erlebt weniger. Für schöne Erlebnisse gilt dieselbe Paradoxie wie für andere Werte: Was erstrebenswert ist, fordert zur Anhäufung heraus, damit aber auch zu seiner Inflationierung“.⁴³

38 Ebd.

39 Ebd., S. 104.

40 Ebd., S. 105.

41 Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 5. Aufl. München 1979.

42 Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie. In: Goethes Werke III: Dramatische Dichtungen I. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hg. von Erich Trunz. 15. Aufl. München 1993, S. 57 [Verse 1699–1702].

43 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 6. Aufl. Frankfurt a. M., New York 1996, S. 64f.

Um daran anzuknüpfen, worauf bereits hingewiesen wurde, nämlich den Umgang mit der Natur, kann man sagen, dass der Wunsch, immer mehr zu wollen, die „Grenzen des Wachstums“ unberücksichtigt lässt, auf die der Club of Rome bereits Anfang der 1970er Jahre hingewiesen hat, als er die Auswirkungen des wirtschaftlichen Wachstums auf die natürliche Umwelt des Menschen kritisierte.⁴⁴

Anthropogener Klimawandel und Wetteranomalien der jüngsten Vergangenheit

Hinzugekommen ist seither die Problematik des Klimawandels, der in den letzten Jahren nicht mehr nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufhorchen lässt, sondern auch breite Schichten der Bevölkerung⁴⁵, wenn man etwa an den bis dahin heißesten Sommer, den des Jahres 2003, denkt, bei dem nach unterschiedlichen Quellen 20 000 bis 70 000 Menschen infolge der Hitze starben, wobei die meisten Todesopfer in Frankreich zu beklagen waren, circa 14 000. Damit gehörte der Hitzesommer 2003 zu den schlimmsten Naturkatastrophen der letzten vierzig Jahre weltweit und zu einer der schwersten seit Beginn der europäischen Neuzeit,⁴⁶ doch bereits die jüngst vergangenen Jahre standen ihm kaum nach: So führten die Sommer des Jahres 2018⁴⁷ und 2019⁴⁸ in Europa zu ähnlich ausgeprägten Hitzeperioden wie 2003. Der Sommer 2022 mit seiner Unzahl an Waldbränden verzeichnete 60 000 Hitzetote auf unserem

44 Dennis L. Meadows u. a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972.

45 Vgl. Paolo Raile, Bernd Rieken: Eco Anxiety – die Angst vor dem Klimawandel. Psychotherapiewissenschaftliche und ethnologische Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 32). Münster, New York 2021; Bernd Rieken, Reinhold Popp, Paolo Raile (Hg.): Eco Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 33). Münster, New York 2021.

46 Ulrich Ranke: Klima und Umweltpolitik. Berlin 2019, S. 5.

47 Wikipedia: Dürre und Hitze in Europa 2018, https://de.wikipedia.org/wiki/D%C3%BCrre_und_Hitze_in_Europa_2018 (Zugriff: 2.8.2023).

48 Wikipedia: Hitzewellen in Europa 2019, https://de.wikipedia.org/wiki/Hitzewellen_in_Europa_2019 (Zugriff: 2.8.2023).

Kontinent,⁴⁹ und der Juli 2023 war weltweit „der heißeste Monat seit Aufzeichnungsbeginn“.⁵⁰

Sintflut und Weltenbrand sind in dem Zusammenhang die biblischen Stichworte, um Naturkatastrophen zu beschreiben. Den „Weltenbrand“ erleben wir in Form des Temperaturanstiegs sowie zunehmender Dürreperioden und Waldbrände, während die „Sintflut“ sich in außergewöhnlichen Starkregenfällen manifestiert sowie in Überschwemmungen und Flutkatastrophen, die im Zunehmen begriffen sind, nicht zuletzt wegen des Meeresspiegelanstiegs. Da ein Zusammenhang zwischen Erderwärmung und Co₂-Zunahme vorhanden ist, existiert ein anthropogener Faktor, und damit kehren wir zu dem seltsam anmutenden Zitat aus dem Roman Hans Sterneders zurück, in welchem behauptet wird, der menschliche Egoismus infiziere und vergifte die Erde. Was dort ein wenig esoterisch klingt, ist mittlerweile naturwissenschaftlich belegbar, denn der Mensch der industrialisierten Moderne lebt über seine Verhältnisse und fügt durch sein Besitzstreben und den Wunsch nach einem immer bequemerem Leben der Natur schweren Schaden zu, und das nicht nur bei sich daheim, sondern auch und vor allem bei jenen, welche selber weitaus weniger oder kaum zur Klimaveränderung beitragen, etwa Menschen in Afrika.

Der Fischer und seine Frau: Zufriedenheit mit dem Vorhandenen versus Streben nach Höherem

Das ist die eine Seite der Medaille, es existiert aber auch eine andere, auf die nicht zuletzt Max Lüthi hingewiesen hat: „Das Streben des Menschen über sich selber hinaus macht den Menschen erst zum Menschen, und in diesem Betracht ist die Fischersfrau weit bedeutender und wesentlicher als ihr gutmütiger Mann, der sich überhaupt

49 Joan Ballester u. a.: Heat-Related Mortality in Europe During the Summer of 2022. In: *Nature Medicine* 29, 2023, S. 1857–1866. <https://doi.org/10.1038/s41591-023-02419-z>.

50 Vereinte Nationen, UNRIC – Regionales Informationszentrum der Vereinten Nationen: Juli 2023: Der heißeste Monat seit Aufzeichnungsbeginn, <https://unric.org/de/juli-2023-der-heisseste-monat-seit-aufzeichnungsbeginn/> (Zugriff: 2.8.2023).

keine Ziele setzt“.⁵¹ Allerdings verfallt sie dem ungeheuerlichen Irrtum, das Wesen des Göttlichen zu verkennen, denn sie sei ausschließlich von der Allmacht beherrscht, es fehle die All-Liebe (ebd., S. 58). Und dennoch: Das Märchen thematisiert ein grundlegendes Phänomen, nämlich am ungenügenden Dasein zu leiden und sich eine bessere und erfülltere Wirklichkeit zu wünschen. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um eine menschliche Crux, nämlich an der Unzulänglichkeit des eigenen Lebens Anstoß zu nehmen und sich Ziele zu setzen, die man zur Gänze nie erreichen wird können. Oder um es mit dem Tiefenpsychologen Alfred Adler zu formulieren: „Menschsein heißt, ein Minderwertigkeitsgefühl zu besitzen, das ständig nach seiner Überwindung drängt“.⁵²

Bleibt am Ende noch die Frage zu beantworten, wie es möglich ist, dass zwei so unterschiedliche Menschen wie der Fischer und seine Frau zusammenleben, und auch, nachdem sie wieder im „Pispott“ gelandet sind, beieinanderbleiben. Ersteres fragen sich auch Psychologen und sehen die Ehe als belastet an. Der Fischer werde weder von seiner Frau respektiert, noch fordere er Respekt ein, heißt es in einem Sammelband über die Psychologie des Märchens.⁵³ Und der Psychotherapeut Jobst Finke liest das Märchen gar als verbreiteten Paarkonflikt, der entsteht, wenn es Frauen in einer Beziehung an Zuwendung gebricht und sie sich daher materiellen Dingen zuwenden, während die Männer sich weiter zurückziehen.⁵⁴ Mir ist nicht ganz klar, woher der Autor weiß, dass die Frau zu wenig Zuwendung hätte und die Ehe belastet wäre. Das ist Spekulation und steht nicht im Text. Meines Erachtens geht es vielmehr um eine exemplarische Darstellung zweier grundlegender Einstellungen gegenüber sich, der Umwelt und der Natur. Auf der einen Seite haben wir den Fischer, der bescheiden ist und eins mit der Natur, sie respektiert und daher

51 Lüthi (wie Anm. 35), S. 57f.

52 Alfred Adler: *Der Sinn des Lebens*. Hg. von Reinhard Brunner. In: Alfred Adler Studienausgabe 6. Göttingen 1933b/2008, S. 7–176, hier S. 56.

53 Natalie Hartung, Katharina Pfaffinger: *Vom Fischer und seiner Frau von den Gebrüder Grimm (1812)*. In: Dieter Frey (Hg.): *Psychologie der Märchen. 41 Märchen wissenschaftlich analysiert – und was wir heute aus ihnen lernen können*. Berlin 2017, S. 77–83, hier S. 80.

54 Jobst Finke: *Träume, Märchen, Imaginationen. Personzentrierte Psychotherapie und Beratung mit Bildern und Symbolen*. München 2013, S. 205f.

den Butt wieder in die Freiheit entlässt. Auf der anderen Seite seine Frau, die immer unzufrieden ist, die Natur funktionalisiert und Gottähnlichkeit anstrebt. Das dürfte eine wesentliche Grundaussage des Märchens sein, und diese wird exemplarisch dargestellt anhand eines Ehepaares, ohne sich dabei fragen zu wollen, ob das psychologisch plausibel ist oder nicht.

Dennoch kann man sich überlegen, welche Rolle der Frau in dem Märchen zukommt. Der Schriftsteller und habilitierte Medizinsoziologe Hannes Hüttner meint in seinem Roman *Herr Fischer und seine Frauen*, das Grimm'sche Märchen biete viele Möglichkeiten der Interpretation, und eine davon sei die darin „geschilderte Sichtweise der Frau auf den Mann: Männer sind plötzlich eintretenden Situationen wenig gewachsen. Sie haben einen Wunsch frei und vergeben ihn. Es ist die Frau, die das männliche Dasein kontrolliert und korrigiert“.⁵⁵ Damit wird die Frage nach der Macht aufgeworfen, der Fischer tut, wenngleich widerwillig, stets das, was seine Angetraute ihm aufträgt. So sieht es auch die wissenschaftliche Literatur. Die Frau des Fischers sei in ihrem Immer-mehr-Wollen eine „von Besitz und Macht Besessene“,⁵⁶ das Märchen warne „vor dem alles menschliche Maß überschreitenden Gelüst nach Ansehen und Macht“,⁵⁷ sie „unterdrückt ihren Mann und bringt ihn dazu, den Butt immer wieder um etwas zu bitten, sogar gegen dessen Willen, woraus man auf ein starkes Machtmotiv schließen kann“.⁵⁸ Damit ergeben sich Parallelen zum Sündenfall im Alten Testament, denn die Schlange verspricht Eva, „ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“ (1. Mose 3,4), nachdem sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben werden. Ähnlich wie Eva begeht demnach die Frau des Fischers „die Ursünde des Menschen“, nämlich „sein zu wollen *wie Gott*“.⁵⁹

Aber in beiden Fällen findet gleichzeitig eine Befreiung aus beengten Verhältnissen statt. Weder ist das Verharren im „Pispott“

55 Hannes Hüttner: *Herr Fischer und seine Frauen*. Der Mann, der aus dem Dschungel kam [E-Book]. Godern 2012, S. 17.

56 Freund (wie Anm. 6), S. 53.

57 Walter Scherf: *Das Märchenlexikon*, Bd. 2. München 1995, S. 1309.

58 Hartung, Pfaffinger (wie Anm. 53), S. 11.

59 Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart: *Stuttgarter Erklärungsbibel mit Apokryphen*. Die Heilige Schrift nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart 2005, S. 12.

etwas Erstrebenswertes noch der Verzicht auf selbstständiges Denken, das den Menschen als Zoon logikon bzw. Animal rationale auszeichnet. Aus tiefenpsychologischer Sicht zeigt indes sowohl das Grimm'sche Märchen als auch der Sündenfall die ambivalente Einstellung des Mannes gegenüber der Frau im Patriarchat: Sie wird discreditiert und damit herabgesetzt, weil sie eine vermeintliche Verführerin zum Bösen ist, aber gleichzeitig wird sie unbewusst gefürchtet und demnach unbewusst heraufgesetzt, worin die verdrängte Angst des patriarchalischen Mannes vor der „geheimen Macht“ der Frau zum Ausdruck kommt.⁶⁰

Wer davon ausgeht, dass es erstrebenswert ist, auf gleicher Augenhöhe miteinander zu verkehren, wird übertriebenen Machtansprüchen stets skeptisch gegenüberstehen. Die Frau des Fischers übt Macht aus, weil sie kompensatorisch auf die Ungleichbehandlung im Patriarchat reagiert: Ihr Mann lebt selbstzufrieden und tut nichts dagegen, dass sie in einem „Pispott“ wohnen, zumal er die meiste Zeit des Tages an der See verbringt. Er ist der Ernährer und im Übrigen derjenige, welcher mit dem gleichfalls männlichen Butt Kontakt hat. Demnach ist er ihr übergeordnet, was in ihr Kompensationsbedürfnisse auslöst, indem sie ihm Befehle erteilt, die er befolgt. Dafür wird sie am Ende bestraft, weil sie erneut so leben muss wie zu Beginn des Märchens, wodurch die patriarchalische Ordnung wiederhergestellt ist.

Abschließend sei festgehalten, dass man das Märchen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachten kann. Einige davon haben wir angedeutet, nämlich theologische, kulturgeschichtliche, psychologische und ökologische, wobei letztere eine eher neue Sichtweise gestatten. An dem Punkt wollen wir es bewenden lassen, auch wenn das Märchen damit längst nicht ausgeschöpft ist.

60 Dazu ausführlich am Beispiel der zumeist weiblich gedachten Webspinne: Bernd Rieken: *Arachne und ihre Schwestern. Eine Motivgeschichte der Spinne von den „Naturvölkermärchen“ bis zu den „Urban Legends“* (= Internationale Hochschulschriften, 403). Münster, New York 2003 [Nachdruck 2019], S. 68–80, 98–102, S. 262–268 u. ö.

Der „deutsche Dreifarb“ als politisches Signal – Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie

Nationalfarben zählen bekanntlich zu den unverzichtbaren Unterscheidungsmerkmalen und Identifikationssymbolen souveräner Staaten und moderner Nationen.¹ Die alles andere als geradlinig verlaufene Geschichte der deutschen Nationalfarben Schwarz-Rot-Gold reicht bis zu den antinapoleonischen Befreiungskriegen zurück und war vor allem eng mit dem Aufkommen der Burschenschaften verbunden.² Herkunft und Anfänge werden gewöhnlich mit der farblichen Gestaltung der Uniformen des Lützow'schen Freicorps während der antinapoleonischen Kriege in Verbindung gebracht. Symbolisch stand demzufolge Schwarz für die zu überwindende Fremdherrschaft und Knechtschaft, Rot für blutige Schlachten und Gold für das hoffnungsverheißende Licht der Freiheit. Diese Farbkombination wurde gleichermaßen zu einem wichtigen politischen Signal für den Kampf gegen Fürstentyrannie sowie für das Streben nach Freiheit und Einheit der deutschen Nation und stand damit für ein Anliegen, in welchem die österreichischen Deutschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst noch wie selbstverständlich eingebunden gewesen sind. Bereits im August 1819 hatten sich die konservativen Regierungen von Österreich und Preußen in Karlsbad freilich darauf

- 1 Vgl. dazu u. a. Eric Hobsbawm: *Inventing Traditions*. In: Benedict Anderson u. Terence Ranger (Hg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983, S. 1–14; Peter Häberle: *Nationalflaggen. Bürgerdemokratische Identitätselemente und internationale Unterscheidungssymbole*. Berlin 2008.
- 2 Vgl. u. a. Hans Hattenhauer: *Deutsche Nationalsymbole*. München 1984, S. 11–24; Harald Lönnecker: *Rebellen, Rabauken, Romantiker. Schwarz-Rot-Gold und die deutschen Burschenschaften*. In: Petra Rösgen (Hg.): *Flagge zeigen? Die Deutschen und ihre Nationalsymbole*. Bielefeld 2008, S. 27–33.

geeinigt, mit den inzwischen als aufrührerisch eingestuften Burschenschaften auch den Dreifarb zu verbieten.

Schon im Vormärz und insbesondere in der Revolution von 1848 spielte der „deutsche Dreifarb“ jedoch abermals eine herausragend prominente Rolle – in der Frankfurter Paulskirche ebenso wie in der alten Kaiserstadt Wien.³ In den deutschen wie in den österreichischen Territorien galt der Dreifarb nach wie vor als Sinnbild für den demokratischen und nationalen Aufbruch der Deutschen in ganz Zentraleuropa. Im Gefolge der Märzrevolution wehte damals sogar die schwarz-rot-goldene Fahne vom Stephansdom und machte deutlich, dass ein erheblicher Teil der deutschen Öffentlichkeit in der Donaumonarchie deren Auseinanderbrechen wissentlich in Kauf nahm, um sich einem gesamtdeutschen Reichsverband anzuschließen. Diese Pläne scheiterten freilich, als es der Herrscherdynastie mithilfe des Militärs schließlich gelang, die österreichische Eigen- und supranationale Gesamtstaatlichkeit zu bewahren. Mit dem Umbau des Habsburgerreiches in eine österreichisch-ungarische Doppelmonarchie im Jahr 1867 und mit der Gründung des Deutschen Reiches unter preußischer Führung von 1871 war es auch mit den großdeutschen Einigungsplänen vorbei. Bismarck hatte bereits 1850 den Dreifarb als „Farben des Aufruhrs und der Barrikaden“ gegeißelt.⁴ Aber auch von österreichischen Aufsichtsbehörden wurde diese Farbkombination seither als Zeichen der Illoyalität verdächtigt und ‚inkriminiert‘. Stattdessen wurden Schwarz, Weiß und Rot zu den offiziell anerkannten Farben des Deutschen Reiches, Schwarz und Gelb diejenigen der Donaumonarchie. Der deutsche Dreifarb hatte also im Habsburgerreich nur kurzfristig vor und während der Revolution von 1848 Konjunktur und sollte dann erst in den letzten Jahrzehnten vor Beginn des Ersten Weltkriegs in Zisleithanien wieder größere Bedeutung erlangen.⁵

- 3 Vgl. dazu u. a. Hannes Leidinger: *Der Untergang der Habsburgermonarchie*. Innsbruck 2017, S. 57–59; Eberhard Reinhold Pilz: *Die politische Symbolik der deutschen Revolution 1848/49*. Wien 1998.
- 4 Siehe in diesem Zusammenhang Franz Herre: *Bismarck. Der preußische Deutsche*. Köln 1991, insbesondere S. 90–97.
- 5 Siehe auch zum Folgenden Peter Diem: *Die Symbole Österreichs*. Wien 1995, S. 39–108; Norbert Leser, Manfred Wagner (Hg.): *Österreichs politische Symbole*. Wien 1994.

Langfristig vermochte sich der „deutsche Dreifarb“ demnach nur in Deutschland – wenngleich auch hier erst nach mehrfachen zeitlichen Unterbrechungen – als allgemeingültiges und bis zum heutigen Tage offiziell anerkanntes Kollektivsymbol durchsetzen.⁶ Bei den Deutschen in Österreich war Schwarz-Rot-Gold hingegen in der Vergangenheit immer nur episodisch als eine Option in Erscheinung getreten und musste selbst dann bis zum Ersten Weltkrieg stets mit dem kaiserlich-habsburgischen Schwarz-Gelb konkurrieren, um nach dem Ersten Weltkrieg endgültig den österreichischen Staatsfarben Rot-Weiß-Rot zu weichen.⁷

Die vorliegende Studie möchte nun anhand ausgewählter zeitgenössischer Bildpostkarten einen kleinen Beitrag zur zweiten Konjunktur des deutschen Dreifarbs in der Habsburgermonarchie und ihrer bislang noch wenig beachteten Wirkungsgeschichte leisten.⁸ Da es sich bei der Auswertung des hier interessierenden bildpublizistischen Quellenmaterials um eine erste Bestandsaufnahme handelt, bleiben behördliche Interventionen oder publizistische Gegenpositionen notwendigerweise ebenso unberücksichtigt wie das Echo, das solche visuellen Signale bei den nichtdeutschen Nationalitäten ausgelöst haben.

Vorab ist zu konstatieren, dass Schwarz-Rot-Gold auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis zum Ersten Weltkrieg weder in Deutschland noch in Österreich-Ungarn gänzlich von der Bildfläche verschwunden war. Der großdeutsche Gedanke blieb vielmehr auch in der Folgezeit in beiden Reichen weiterhin lebendig und mit ihm zugleich die Verwendung der Farben Schwarz, Rot und Gold.⁹ Organisatorische und publizistische Basis solcher

- 6 Dementsprechend waren auch die Forschungen zu dieser Thematik bislang vornehmlich auf Deutschland konzentriert. Siehe aus der Fülle der Literatur Bernd Guben: *Schwarz, Rot und Gold*. Berlin 1991; Hattenhauer (wie Anm. 2); Rösgen (wie Anm. 2).
- 7 Siehe dazu u. a. Gustav Spann: *Zur Geschichte von Flagge und Wappen der Republik Österreich*. In: Leser, Wagner (wie Anm. 5), S. 37–64.
- 8 Sämtliche Bildbeispiele stammen aus dem Postkartenarchiv des Autors sowie aus der „Sammlung Jaworski“ im Bildarchiv des Herder-Instituts, Marburg.
- 9 Vgl. dazu Lothar Höbel: *Die Symbole des deutschnationalen Lagers*. In: Leser, Wagner (wie Anm. 5), S. 193–204; Ingeborg Winkler: *Die deutschnationalen Bestrebungen und der Gedanke des Anschlusses der Deutschösterreicher an das Deutsche Reich 1870–1907*. Unveröff. Diss., Wien 1974; und in vergleichender sowie beziehungsgeschichtlicher

Bestrebungen bildete zunächst einmal das breit gefächerte Umfeld der Studentenverbindungen sowie der Sänger- und Turnervereine in Deutschland wie im Habsburgerreich, in denen ein gesamtdeutsch geprägtes Gedankengut unvermindert weiter gepflegt wurde und sich in einer nationalpolitisch radikalisierten Version zu einem ideologischen Grundpfeiler deutschnationaler Lagerbildungen weiterentwickeln sollte. Selbst wenn man berücksichtigt, dass diese Richtung innerhalb des politischen Spektrums der österreichischen „Monarchiedeutschen“ ein relativ überschaubares und zudem keinesfalls in sich homogenes Segment dargestellt hat, gilt es doch gleichzeitig in Rechnung zu stellen, dass deutschnationale Stimmen für die öffentliche Meinungsbildung Zisleithaniens in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs einen kaum zu überschätzenden Einfluss gewonnen hatten, zumal sie mit der tatkräftigen Unterstützung durch gleichgesinnte Kräfte im Deutschen Reich rechnen konnten.

Allein die deutschtümelnde Verwendung des Begriffs Dreifarb statt Trikolore kam für sich genommen schon einem nationalen Bekenntnis gleich, hob sich diese Formulierung doch ganz bewusst vom französischen und internationalen Sprachgebrauch für die Bezeichnung dreigliedriger Nationalflaggen ab. Neben einem zeitgleich grassierenden Germanenkult sowie einer exzessiven Verwendung der Eichenlaub- und Kornblumensymbolik darf die Visualisierung des deutschen Dreifarb zweifellos wohl zu den am häufigsten gewählten politischen Signalen der Deutschnationalen im späten Habsburgerreich gezählt werden.¹⁰

Wie eine verspätete Anleihe aus dem Symbolhaushalt der 1848er Revolution mutet eine am 20./21. Juni 1901 in Teplitz-Schönau/

Perspektive vor allem auch Julia Schmid: Der Kampf um das Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890–1914. Frankfurt a. M. 2009.

- 10 Siehe dazu u. a. Siegfried Becker: Kornblumen: Zur politischen und kulturellen Symbolik in den Nationalitätenkonflikten Österreich-Ungarns. In: Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 34, 1998, S. 78–96; Annemarie Hürlimann: Die Eiche, heiliger Baum deutscher Nation. In: Bernd Weyergraf (Hg.): Wäldungen. Die Deutschen und ihr Wald. Berlin 1987, S. 62–68; Rudolf Jaworski: Auf Germanen! Schützt Eure Marken! – Zum Germanenkult auf Bildpostkarten der späten Habsburgermonarchie. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG) 2, (32), 2021, S. 233–248.



Abb. 1



Abb. 2

Teplice Šanov und Niklasberg/Mikulov v Krušných horách abgestempelte Prägekarte an, auf welcher ein goldener habsburgischer Doppeladler mit einer schwarz-rot-goldenen Banderole unterlegt ist (Abb. 1). Am rechten unteren Bildrand war zusätzlich ein „deutscher Gruß“ in Fraktur eingedruckt, womit der deutsch deklarierte Charakter der gesamten Monarchie zusätzlich unterstrichen wurde. In Anbetracht der zahlreichen, sich um 1900 im gesamten Reichsgebiet zuspitzenden Nationalitätenkonflikte erscheint die Kombination des supranationalen und gesamtstaatlich gültigen habsburgischen Hoheitszeichens mit der ethnisch exklusiv verstandenen deutschnationalen Farbsymbolik als eine unzeitgemäße, aber gezielt gewählte Manifestation ungebrochener deutscher Vorherrschaftsansprüche und damit als visuelles Zeichen einer strikten Abgrenzungsstrategie gegenüber der Mehrheit der nichtdeutschen Monarchievölker.¹¹

Wiederholt wurden um 1900 zudem Postkarten verbreitet, welche die Farben Schwarz, Rot und Gold ganzflächig im Querformat auch ohne direkten Bezug auf die Habsburgermonarchie wiedergegeben haben. Hierzu sei stellvertretend ein kollektiv unterzeichneter Kartengruß aus Graz nach Wiesbaden vom 31. März 1900 wiedergegeben (Abb. 2). Im oberen, schwarz gefärbten Drittel dieser Bildpostkarte waren in Goldbuchstaben Text und Notenzeile der Anfangsstrophe der *Wacht am Rhein* eingedruckt. Diese Bezugnahme kam einem gesamtdeutschen Bekenntnis gleich und zitierte zugleich ein Kampflied der deutschradikalen Schönerianer, das diese gelegentlich sogar im Wiener Reichsrat anzustimmen pflegten.¹² Die darunterliegenden beiden verbleibenden Farbflächen in Rot und Gold enthielten darüber hinaus einen weiteren Spruch, der gleichfalls die gesamtdeutsche Bedeutung des Dreifarbs unterstrichen hat: „Nie kann unser deutsches Land untergehn in Haders Flammen / denn es hält ein dreifach Band Schwarz Rot Gold das Deutschtum zusammen“.

Unbedingt erwähnenswert sind desgleichen Kartenmotive, die komplette Ortsansichten in den zahlreichen ethnischen

11 Siehe dazu außerdem Rudolf Jaworski: Einer gegen alle! Zur Visualisierung des deutschen Michels auf Bildpostkarten der späten Habsburgermonarchie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXIII/122, 2019, 1, S. 57–77.

12 Vgl. zu Schönerer und den Schönerianern vor allem Andrew Whiteside: Georg Ritter von Schönerer. Alldeutschland und sein Prophet. Wien 1971.

Mischgebieten der Monarchie mit dem Dreifarb eingerahmt haben, um diese eindeutig als deutsch zu markieren und sie damit exklusiv als unverzichtbaren deutschen Besitzstand reklamieren zu können. Hierzu wurde stellvertretend eine Ansichtskarte mit vier Teilansichten ausgewählt, die kreuzförmig von schwarz-rot-goldenen Bänderolen unterteilt war und in der Bildmitte den deutschen Stadtnamen „Aussig an der Elbe“ zusammen mit dem böhmischen Löwen und Eichenlaubzweigen wiedergab (Abb. 3). Derartige Visualisierungspraktiken sind als unmittelbare Reaktion auf die sich wandelnde ethnische Zusammensetzung der Grenzbevölkerung in den Industriestandorten der böhmischen Randzonen zu verstehen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen verstärkten Zuzug nichtdeutscher Arbeitskräfte zu verzeichnen hatten, wie beispielsweise die nordböhmische Stadt Aussig, die um 1900 bereits eine beachtliche tschechische Minderheit zählte, deren Präsenz sich auch gesellschaftlich wie politisch manifestierte – in Gestalt eigener Vereine, Geldinstitute, Zeitungen und Schulen u. ä. m.¹³

Abgesehen von den bereits genannten traditionell groß- und gesamtdeutsch gesinnten Vereinigungen wie zum Beispiel den Burschenschaften oder Turnvereinen waren es vor allem die sogenannten ‚Schutzvereine‘, die sich am Ausgang des 19. Jahrhunderts die ‚Wahrung und Verteidigung des gefährdeten Deutschtums‘ im Habsburgerreich zum Ziel gesetzt und dabei den deutschen Dreifarb zu ihrem Markenzeichen gewählt hatten. Ausgangspunkt für die keinesfalls auf das deutsche Bevölkerungselement beschränkte Schutzvereinsbewegung bildete die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts zuspitzende Schul- und Sprachenfrage in den gemischtsprachigen Kontakt- und Überschneidungszonen der Habsburgermonarchie. Auf deutscher Seite agierte hierbei als älteste, größte und prominenteste Organisation der 1880 in Wien gegründete nationalliberale „Deutsche Schulverein“.¹⁴

13 Vgl. dazu Vladimír Kaiser, Kristina Kaiserová (Hg.): *Dějiny města. Ústí nad Labem. Ústí nad Labem 1995*, S. 78–100.

14 Vgl. dazu u. a. Erwin Barta, Karl Bell: *Geschichte der Schutzarbeit am deutschen Volkstum. Gedenkbuch zum fünfzigjährigen Bestehen der Schutzvereine 1930. Dresden 1930*, S. 11–30; Monika Streitmann: *Der Deutsche Schulverein vor dem Hintergrund der österreichischen Innenpolitik 1880–1918*. Unveröff. Diss., Universität Wien 1984.



Abb. 3



Abb. 4

Aus dem reichhaltigen, überaus vielseitigen und keinesfalls nur politisch getrimmten Repertoire der Schulvereinskarten¹⁵ sei hier eine farbige Grafik wiedergegeben, welche die Programmatik dieses Vereins exakt ins Bild umgesetzt hat (Abb. 4). Darauf zu sehen ist eine großflächige schwarz-rot-goldene Fahne, die von einer eisernen Hand kampftschlossen über einer sanften Flusslandschaft gehalten wird. Ein kleiner Junge mit Schulranzen und ein Mädchen klammern sich hilfeschend an das Ende der Fahnenstange. Dazu passte der am unteren Bildrand zitierte Reim: „Dein Banner weht, dem Feind zum Trutz/ Der deutschen Jugend Schirm und Schutz!“ Zusätzlich erscheint auf der linken Seite noch das Logo des Schulvereins mit einem schwarz-rot-goldenen Wappen, einer aufgehenden Sonne und einem Eichenzweig eingeblendet.

Der Kronländer übergreifend operierende Wiener Schulverein blieb indes längst nicht die einzige Organisation, die Schwarz-Rot-Gold in ihrem Logo geführt hat. In der Folgezeit warben ebenso Schutzvereine mit regionalen Schwerpunktbildungen und Zuständigkeiten, wie zum Beispiel der 1889 in Graz gegründete „Verein Südmark“, der hauptsächlich für die Steiermark, Kärnten und Krain zuständig gewesen ist, oder die überaus aktiven Bünde der Deutschen in den böhmischen Ländern, etwa der 1894 in Prag gegründete „Bund der Deutschen in Böhmen“, mit dem deutschen Dreifarb für ihre Arbeit. 1903 kam noch der extrem nationalistisch ausgerichtete „Bund der Deutschen in Niederösterreich“ hinzu, der von Georg von Schönerer mit gegründet worden war, seinen Sitz in Wien hatte und vor allem der tschechischen Zuwanderung von Niederösterreich samt Folgeerscheinungen wie tschechischen Schulen und Bauernhöfen den Kampf angesagt hatte.¹⁶ Alle diese im Vergleich zu dem nationalliberalen Schulverein ausgesprochen völkisch radikalen Organisationen,

15 Vgl. dazu Peter Krause: Bildpostkarten-Katalog. Schutzvereine und verwandte Organisationen. Wien 2006, S. 42–96.

16 Vgl. dazu Barta, Bell (wie Anm. 14); Eduard Staudinger: „Die Südmark“. In: Helmut Rumppler, Arnold Suppan (Hg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1818–1941. Wien 1988, S. 130–154; und zum Folgenden Rudolf Jaworski: Nationale Botschaften im Postkartenformat. Aus dem Bildarsenal deutscher und tschechischer Schutzvereine vor 1914. In: Peter Haslinger (Hg.): Schutzvereine in Ostmitteleuropa. Marburg 2009, S. 142–144; Streitmann (wie Anm. 14), S. 198–215.

von denen nur die wichtigsten aufgezählt wurden, verwendeten in den Bildprogrammen ihrer Postkartenproduktion ebenfalls kontinuierlich Schwarz-Rot-Gold. Als Beleg sei hier stellvertretend eine unleserlich frankierte Postkarte wiedergegeben, auf welcher das Landeswappen Niederösterreichs zusammen mit dem deutschen Dreifarb auf einer ‚Schutzmarke‘ (d. h. Reklame- und Spendenmarke) des „Bundes der Deutschen in Niederösterreich“ abgebildet erscheint. (Abb. 5)

Das Tableau der hier anzuführenden Kartenbeispiele wäre aber unvollständig, wenn nicht wenigstens abschließend noch auf einen Höhepunkt deutschnationaler Propagandafeldzüge in Zisleithanien eingegangen würde. Auslöser war die Ankündigung der sogenannten Badenischen Sprachverordnung von 1897, mit deren Hilfe eine weitgehende Gleichstellung der deutschen und der tschechischen Sprache im inneren wie im äußeren Dienstgebrauch der Behörden in den böhmischen Ländern garantiert werden sollte. Diese Initiative wurde in der deutschen Öffentlichkeit des gesamten Reiches, also keineswegs nur auf die böhmischen Länder beschränkt, als ungeheuerliche ‚Vergewaltigung des Deutschtums‘ kategorisch abgelehnt und löste heftige Abwehrreaktionen in Wort und Bild aus, die in Form von Obstruktionsaufrufen sogar den Wiener Reichsrat erreichen sollten.

Das damals gerade aufkommende Massenkommunikationsmittel Postkarte spielte bei diesem Protest eine kaum zu überschätzende Rolle, da es erstmalig und wesentlich zu einer deutlichen Ausweitung des potenziellen Aktionsradius solcher Kampagnen beigetragen hat, weil die entsprechenden Parolen und Bildbotschaften auf diesem Wege bis in den privaten Bereich hinein transportiert werden konnten.¹⁷ Eine in ganz Zisleithanien verbreitete, viel verkaufte und zeitweise konfiszierte erste „nationale Postkarte“ einer ganzen Serie des deutschnationalen Verlags Eduard Strache aus Warnsdorf (Abb. 6) präsentierte ein allegorisches Szenarium, in dessen Zentrum der als Schutzpatron aller Deutschen reklamierte Erzengel Michael sein Flammenschwert gegen einen rückwärts taumelnden, fremdländisch dunkelhäutigen Knaben mit ängstlich aufgerissenem Mund erhebt, dem die bereits zerfledderte Sprachenverordnung seinen

17 Vgl. zum Folgenden Rudolf Jaworski: *Hinweg mit der Sprachenverordnung! Die deutschen Obstruktionskarten während der Badeni-Krise 1897/98*. In: *Bohemia* 1 (49), 2009, S. 3–18.

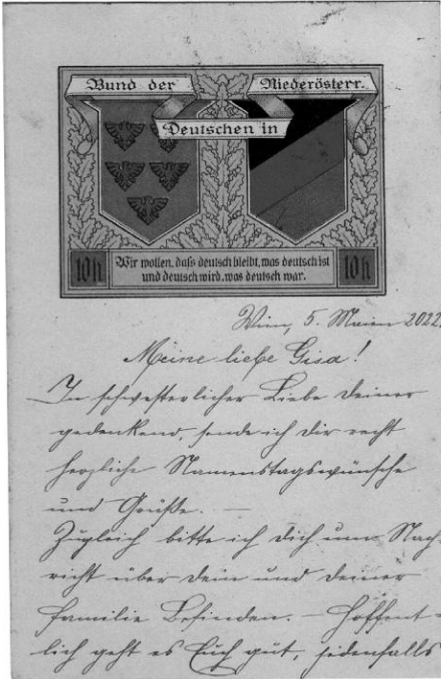


Abb. 5



Abb. 6

Händen zu entgleiten drohen. Am oberen rechten Bildrand ist das Wiener Reichsratsgebäude zu sehen, wo es in der Auseinandersetzung um dieses Dokument zu tumultartigen Ausschreitungen gekommen war. Und obschon der links unten wappenförmig eingeblendete Dreifarb dieser Postkarte nur eines von mehreren Bildkomponenten darstellte, kam ihm doch als ethnopolitisches Gütesiegel eine fundamentale Bedeutung zu, weil mit dieser Akzentuierung eine aus deutschnationaler Sicht nicht verhandelbare Position im Sprachen- und Nationalitätenstreit der Monarchie sichtbar gemacht wurde.

Schon die hier vorgestellte kleine Auswahl an österreichischen Bildpostkarten dürfte hinreichend illustriert haben, wie zahlreich und wie vielgestaltig der deutsche Dreifarb zur Zeit der späten Habsburgermonarchie in diesem damals hochmodernen Massenmedium visualisiert und kommuniziert worden ist. Die Spannbereite reichte von ganzflächigen Abbildungen über Fahnen, Wappen und Vereinslogos bis hin zu Schärpen, Banderolen oder Zierleisten. Auf einer hier nicht wiedergegebenen Ostergrußkarte war sogar ein großes Österei mit den Farben Schwarz, Rot und Gold bemalt. Ganz gleich, ob nun zentral ins Bild gesetzt oder lediglich als Dekor verwendet, stets war mit dem Dreifarb ein häufig genutztes und allgemein verständliches politisches Signal gesetzt. Auch wenn keine verlässlichen quantifizierenden Angaben gemacht werden können, zeigt schon allein ein Blick auf die analoge Bildpostkartenproduktion im Wilhelminischen Kaiserreich, dass der Dreifarb dort im Vergleich zur Habsburgermonarchie vergleichsweise weniger gebräuchlich gewesen ist.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs trat die Visualisierung des deutschen Dreifarbs auf Bildpostkarten in der Habsburgermonarchie und erst recht im Deutschen Reich dann allerdings merklich in den Hintergrund. Stattdessen dominierten jetzt einzeln oder kombiniert die offiziellen Reichsfarben Schwarz und Gelb für Österreich sowie Schwarz, Weiß und Rot für Deutschland.¹⁸ Je nach Herkunft

18 Vgl. zur visuellen Selbstdarstellung des Zweierbündnisses sowie zu den andererseits durchaus problematischen Beziehungen der beiden ungleichen und rivalisierenden Bündnispartner u. a.: Nibelungentreue und Mitteleuropa. In: Manfred Rauchensteiner (Hg.): *An meine Völker. Der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Wien 2014, S. 118–131; Gary Shanafelt: *The Secret Enemy. Austria-Hungary and the German Alliance 1914–1918*. New York 1985.

und Anlass wurden sie auf Kriegspostkarten – mal mit den österreichischen oder aber mit den reichsdeutschen Farben – an erster Stelle platziert. Rein publikationstechnisch hatte diese Entwicklung gewiss auch damit zu tun, dass nunmehr auch staatliche und halbstaatliche Einrichtungen, das Rote Kreuz und andere Hilfsorganisationen sowie Vereine und Postkartenverlage, die nicht dem deutsch-nationalen Lager zuzurechnen waren, in verstärktem Ausmaß an der Herstellung und Verbreitung patriotischer Motive beteiligt gewesen sind. Diese auffällige Verlagerung der Farbsymbolik ist als deutlicher Hinweis zu werten, dass unter den aktuellen Kriegsbedingungen die staatspolitische Raison beider Mittelmächte gegenüber ethnisch motivierten gesamtdeutschen Verbundenheitsbezeugungen an Bedeutung gewonnen hatte – und zwar aus außen- bzw. bündnispolitischen wie auch aus innenpolitischen Erwägungen heraus.

Außenpolitisch stand diese neue Akzentsetzung ganz im Zeichen der viel beschworenen ‚Nibelungentreue‘ in der österreichisch-reichsdeutschen Waffenbrüderschaft – ungeachtet des ungleichen und spannungsgeladenen Verhältnisses beider Mittelmächte zueinander. Geradezu idealtypisch auf den Punkt gebracht war diese Ideologie auf einer Künstlerpostkarte, von der hier ein ungelauenes Exemplar abgebildet ist (Abb. 7): Zu sehen sind darauf zwei mittelalterliche Recken, der eine mit dem Reichsadler, der andere mit dem habsburgischen Doppeladler als Helmschmuck, die mit gezückten Schwertern abwehrbereit Rücken an Rücken stehen. Der vordere und bildzugewandte Krieger hält ein Langschild vor sich, auf dem Schwarz, Gelb, Schwarz, Weiß und Rot zu einem einzigem Farbmuster zusammengefügt waren, was eine vollkommene Verschmelzung der Farbsymbolik beider Reiche suggerieren sollte. In großen Lettern ist darunter der bereits zu Friedenszeiten viel zitierte Wahlspruch Kaiser Franz Josefs I., „viribus unitis“ (mit vereinten Kräften), gesetzt. Weitaus geläufiger war jedoch die Ausschmückung von Glückwunsch- und Feiertagsgrußkarten mit den offiziellen Farben beider Reiche, nicht selten kombiniert mit eingeblen deten Medaillons der Porträts von Wilhelm II. und Franz Josef I. oder mit einem inszenierten Handschlag eines einfachen deutschen und österreichischen Soldaten. Mitunter erschienen die Reichsfarben des Zweibunds aber durchaus auch zusammen mit den Fahnen des verbündeten Osmanischen Reiches und Bulgariens, womit der

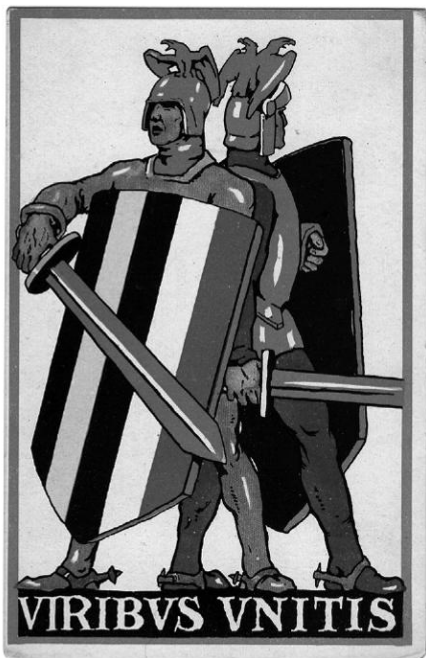


Abb. 7



Abb. 8

zwischenstaatliche Charakter der gewählten Farbsymbolik zusätzlich unterstrichen wurde.

Für das Habsburgerreich war aber zusätzlich noch eine weitere innerstaatliche und innenpolitische Komponente relevant: schließlich handelte es sich bei diesem Reichsverband seit 1867 erklärtermaßen um eine Doppelmonarchie, in deren Rahmen der ungarisch beherrschten Reichshälfte erhebliche institutionelle Eigenständigkeiten zugestanden worden waren, die von den Magyaren schon zu Friedenszeiten selbstbewusst wahrgenommen und öffentlich manifestiert wurden¹⁹, unter den aktuellen Kriegsbedingungen aber zusätzlich an Bedeutung gewonnen hatten. Eine am 18. April 1917 abgestempelte Feldpostkarte zeigt beispielsweise einen österreichischen Soldaten mit gezücktem Säbel in der einen und mit der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armeefahne in der anderen Hand (Abb. 8). Hinter ihm steht sein ungarischer Kamerad mit der ungarischen Nationalflagge Rot-Weiß-Grün und dem Wappen des Königreichs Ungarn samt Stephanskronen. Beide uniformierten Fahnenträger posieren auf Treppen, die zu einem Denkmal mit einer schemenhaft erkennbaren Kaiserbüste Franz Josefs I. führen. Ergänzend dazu ist abschließend noch eine passende Textzeile aus der letzten Fassung der österreichischen Kaiser- und Volkshymne zitiert: „Gut und Blut für unsern Kaiser, Gut und Blut fürs Vaterland“.

In der Kriegspropaganda des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates war aber auch sonst an eine einseitige Hervorhebung des deutschen Bevölkerungselements gar nicht zu denken, wie dies in ethnisch weitaus homogener strukturierten Wilhelminischen Deutschland viel einfacher zu realisieren gewesen ist. Sprüche wie „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!“ oder „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ mochten daher in Deutschland vielleicht angesagt gewesen sein, machten im habsburgischen Vielvölkerstaat aber wenig Sinn, weil sie unweigerlich die dringend benötigte Loyalität der nichtdeutschen Völker aufs Spiel gesetzt hätten.²⁰

19 Vgl. dazu Balint Varga: *The Monumental Nation. Nationalism and Symbolic Politics in Fin-de-siècle Hungary*. New York 2016.

20 Siehe hierzu die Beiträge in dem vom Heeresgeschichtlichen Museum Wien herausgegebenen Sammelband: *Der Erste Weltkrieg und der Vielvölkerstaat*. Wien 2012; vgl. in diesem Zusammenhang u. a. auch Rudolf

Schließlich galt es doch in erster Linie, alle Monarchievölker hinter Thron und Vaterland zu versammeln und für eine kollektive militärische Kraftanstrengung zu mobilisieren. Die Appelle der österreichischen Kriegspropaganda an die Gesamtbevölkerung des Reiches, zu Hause wie an der Front ‚Flagge zu zeigen‘, konnten in dieser Extremsituation einzig und allein im Aufruf zu einem nationenübergreifenden Bekenntnis zu Kaiser und Reich bestehen und gewiss nicht in der symbolischen Hervorhebung der Vormachtstellung eines einzelnen Bevölkerungselements. Aus eben diesem Grund waren die Untertitel vieler Kriegspostkarten auf der Bild- oder der Adressenseite nicht nur in deutscher Sprache, sondern daneben auch in ungarischer, polnischer und tschechischer Übersetzung wiedergegeben. Infolgedessen musste auch der Dreifarb Einbußen an seiner herausragenden Bedeutung hinnehmen, die er während der letzten Vorkriegsjahrzehnte in der deutschösterreichischen Öffentlichkeit zweifellos erlangt hatte, und dem kriegsbedingten Aufschwung einer ‚schwarz-gelben Gesinnung‘ den Vorrang überlassen.²¹

Jaworski: Deutsch oder slawisch? Ethnopolitische Trennlinien in der Postkartenpropaganda des Ersten Weltkrieg. In: Karin Almasy, Heinrich Pfandl, Eva Tropper (Hg.): Bildspuren – Sprachspuren. Postkarten als Quellen zur Mehrsprachigkeit in der späten Habsburger Monarchie. Bielefeld 2020, S. 285–313; und zum Folgenden Walter Lukan: Die Kriegspostkarte Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg: Ausgewählte Beispiele zum Leitthema „Staat und Provinz“. In: Ulrike Tischler, Karl Kaser (Hg.): Provincial Turn. Verhältnis zwischen Staat und Provinz im südöstlichen Europa vom letzten Drittel des 17. bis ins 21. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2017, S. 145–187.

21 Siehe dazu beispielsweise die Essays von Hermann Bahr: Schwarzgelb. Berlin 1917; oder die Kriegsgedichte-Sammlung von Franz Eichert: Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot. Innsbruck 1916.

Die Liebe zum kleinen Format. Zur Sammlung und Erforschung von Schmalfilmen in „Niederösterreich privat“

Einleitung

Im Frühling 1976 kam in einem Krankenhaus im niederösterreichischen Waldviertel ein Mädchen zur Welt, dessen erstes Lebensjahr von seinem Vater mit der Filmkamera dokumentiert wurde. Die ersten Aufnahmen zeigen das Krankenhausgebäude und die junge Mutter mit dem neugeborenen Säugling. Gegen Ende des 32-minütigen Films spielt das Baby mit einem Blatt Papier mit der Aufschrift „Die ersten Weihnachten mit der 9 Monate alten [Tochter]“, gefolgt von Bildern von brennenden Wunderkerzen und von Geschenken, unter anderem einer Gehschule und einem Plüschhund als Schaukelpferd für das Kind. Dazwischen können die Zuseher*innen zum Beispiel die ersten Tage zu Hause, eine Autofahrt mit dem Kinderwagen, das Baby in der Badewanne und die Zeremonie der Taufe mit darauffolgendem Festessen und in Buchform dekorierte Torte verfolgen. Die letzte Szene zeigt die Familie beim ersten Geburtstag der Tochter.¹

Anhand dieser sorgfältig gestalteten filmischen Erzählung, gegliedert nach den Lebensmonaten, lassen sich Fragen nach dem Amateurfilmen als familiärer Praxis und als Gedächtnisort, nach Geschlechterhierarchien vor und hinter der Kamera, nach materiellen Kulturen, nach katholischen Ritualen und deren lokaler Ausprägung

1 Niederösterreich privat, Konvolut 717, 717-023, Raabs an der Thaya u. a. 1976. Das Konvolut umfasst insgesamt 24 Filme, die in der Zeit von 1975 bis 1989 im nördlichen Waldviertel entstanden sind. Alle Abbildungen in diesem Beitrag sind im Original farbige Standbilder aus den Schmalfilmen und wurden von den Autorinnen für diesen Beitrag in Schwarz-Weiß-Bilder umgewandelt und teils durch Aufhellen bearbeitet.



Abb. 1: An der Tafel bei der Taufe der Tochter, Niederösterreich privat, Konvolut 717, 717-023, Raabs an der Thaya u. a. 1976

oder nach dem Konsum- und Freizeitverhalten von (nieder-)österreichischen Mittelschichtsangehörigen stellen. Genauso wirft der Film Überlegungen zu Inszenierungsweisen von familiärem Glück, zu Handlungsspielräumen und Eigensinn der Protagonist*innen, zu vermeintlicher Linearität von Biografien, eventuellen Verkürzungen und Lücken in filmischen Erzählungen sowie zu Zusammenhängen zwischen individuellen Vorstellungen und Fertigkeiten und gesellschaftlichen Konventionen beim Filmen auf. In dem etwa halbstündigen Film werden familiäre Ereignisse innerhalb eines Jahres in jeweils kurzen Szenen aneinandergereiht. Das Format Super-8, das hier verwendete wurde und oft auch nur Rollen von etwa drei Minuten umfasste, verweist also auch – wie viele andere mediale Formate – auf kondensierte Erzählzeiten.

Dass dieser Film erhalten ist und für die Forschung zugänglich gemacht werden kann, dafür war – neben dem Amateurfilmen an sich, der im Titel dieses Beitrags genannten „Liebe zum kleinen Format“ – auch der Wille zum Aufbewahren über die Jahrzehnte eine Voraussetzung.² Dazu kam ein Suchaufruf, den das Land Niederösterreich

2 Vgl. Ute Holfelder, Klaus Schönberger: Amateurfilm – technische Entwicklungen und populärkulturelle Praktiken im historischen

im Jahr 2013 mit dem Slogan „Ihre Filme machen Geschichte“ startete. Dieser griff die Idee von Quellensammlungen im Sinne einer „Geschichte von unten“³ auf und weitete diese – wie andere, ähnliche Projekte z. B. in Italien oder auch bereits 2012 im Burgenland⁴ – auf audiovisuelles Material, in dem Fall jenes im Schmalfilmformat, aus.

Auf diese Weise kamen über 70.000 einzelne Filmrollen aus den 1910er bis 1990er Jahren zusammen, sortiert in von über 2.700 Personen übergebenen Konvoluten, die vom Filmarchiv Austria digitalisiert wurden.⁵ Seit 2022 arbeitet das Institut für Geschichte des

Prozess. In: Rainer Winter, Alexander Geimer, Carsten Heinze (Hg.): Handbuch Filmsoziologie. Wiesbaden 2018, S. 1–19., DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-10947-9_71-1.

- 3 Vgl. dazu u. a. Li Gerhalter: Selbstzeugnisse sammeln. Eigensinnige Logiken und vielschichtige Interessenslagen. In: Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer (Hg.) unter Mitarbeit von Stefan Maurer: Logiken der Sammlung. Das Archiv zwischen Strategie und Eigendynamik (= Literatur und Archiv, 4). Berlin, Boston 2020, S. 51–69; Günter Müller: „Vielleicht interessiert sich mal jemand ...“. Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferung. In: Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (= Konzepte und Kontroversen, 4). Wien 2006, S. 78–94; Gunter Mahlerwein, Clemens Zimmermann: Editorial. Das Dorf in Fernsehserien. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 70 (2), 2022, S. 7–15.
- 4 Eines der wichtigsten europäischen Home Movie-Archive befindet sich in Bologna, siehe dazu Paolo Simoni, Guy Edmonds, Karianne Fiorini: Associazione Home Movies, l'Archivio Nazionale del Film di Famiglia: An Interview with Paolo Simoni and Karianne Fiorini of Italy's Amateur-Film Archive. In: Film History 19 (4), 2007, S. 423–428. Zu den Suchaufrufen in anderen Bundesländern und den Amateurfilmsammlungen des Filmarchivs Austria, die von Anna Denk geleitet werden: <https://www.filmarchiv.at/sammlung/film/amateurfilme/> (Zugriff: 10.7.2023). Zu den Begrifflichkeiten „Amateurfilme“ und „Home Movies“ vgl. u. a. Renée Winter: Von „Amateur_innen“, „Familie“ und „Home“. Zur Historizität von Film- und Video-Begriffen. In: Renée Winter, Christina Waraschitz, Gabriele Fröschl (Hg.): Aufnahme läuft. Private Videobestände – Öffentliche Archive?. Wien 2016, S. 19–34.
- 5 Zum Prozess der Sammlung und Digitalisierung Fumiko Tsuneishi: Digitising 25,000 Films a Year. A Challenge for Filmarchiv Austria. In: Journal of Film Preservation 99, 2018, S. 133–140; Ernst Kieninger: Schmalfilmuniversum. In: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Abt. Kultur und Wissenschaft (Hg.): Denkmalpflege in Niederösterreich, 51: Fotografie und Film. St. Pölten 2014, S. 34–36. Einen ersten Überblick gibt die Website *Niederösterreich privat. Home movie- und Amateurfilmsammlung*: <https://noe-privat.at/de/>.

ländlichen Raumes, aufbauend auf einem Pilotprojekt im Rahmen des Forschungsnetzwerks interdisziplinäre Regionalstudien (*first*) 2018 und 2019, an der inhaltlichen Beschreibung der Filme, um die vorliegenden Metadaten zu systematisieren und umfassend zu ergänzen. Über die Filmerschließung, an der wir beide gemeinsam mit unseren Kolleginnen Stefanie Bachmann, Nora Linnerud und Lea Struck arbeiten, sollen künftig passende Sucheinstiege für Forscher*innen und Kulturschaffende ermöglicht werden, die dem außergewöhnlich großen Umfang und der Dichte dieser Schmalfilmsammlung gerecht werden. Das Konzept unserer Katalogisierungsarbeit, auf das wir weiter unten näher eingehen werden, und erste Ergebnisse aus dem Pilotprojekt zur Charakterisierung der Quellen aus geschichtswissenschaftlicher Sicht sind in einem Aufsatz im *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 2020 nachzulesen.⁶ Inzwischen kommen laufend neue mögliche Fragestellungen zu den einzelnen Filmen und Filmkonvoluten und Erkenntnisse zum Wert dieser filmischen Erzählungen hinzu, die als serielle Quellen wie auch als individuelle ephemere Filmproduktionen gelesen werden können.

In diesem Beitrag möchten wir deshalb die Filmsammlung auf mehreren Ebenen erfassen und sie damit auf ihre Potenziale für die geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschung befragen. Dazu werden wir sie genretheoretisch und archivierungstechnisch verorten, nach Ordnungsprinzipien und soziokulturellen Praktiken fragen und schließlich mögliche Forschungsfragen zu gegenwartsorientierten Spezifika der „Super-8-Ära“ im regionalen Kontext herausarbeiten.

Liebe im Kerzenschein: Familienarrangements in Home Movies

Ein Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen – Geschenke werden unter dem Weihnachtsbaum ausgepackt und in die Kamera gehalten

6 Brigitte Semanek, Ulrich Schwarz-Gräber, Florian Ribisch u. a.: Bewegte Landbilder als zeithistorische Quelle. Erschließungswege und Forschungspotenziale der Schmalfilmsammlung „Niederösterreich privat“. In: Martin Knoll (Hg): *Cities – Regions – Hinterlands. Metabolisms, Markets, and Mobilities Revisited* (= *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes/Rural History Yearbook*, 17). Innsbruck, Wien 2020, S. 163–184, DOI: <https://doi.org/10.25365/rhy-2020-10>.

– gemeinsames Weihnachtsessen zu Tisch. Obwohl jeder Film in sich einzigartig ist, schwingt angesichts zahlreicher ähnlicher Aufnahmen rasch eine gewisse Vertrautheit mit den dargestellten Ritualen und gesellschaftlichen Konventionen mit. Filmhistoriker Paolo Caneppele und Filmarchivar Raoul Schmidt schreiben darüber, dass viele Forschungsarbeiten zu Home Movies sich auf „die besonderen Momente“ des Filmes beziehen.⁷ In Bezug auf Weihnachten könnte dies etwa eine Szene sein, bei der die Beschenkten sich nicht über die überreichte Gabe freuen und die familiäre Idylle kurz gestört ist. In solchen Momenten wird die familiäre Ordnung innerhalb des Home Movies aufgehoben und die Konstruiertheit der sozialen Welt besonders deutlich. Jedoch plädieren Caneppele und Schmidt dafür, die sich wiederholenden Szenen ebenso ernst zu nehmen wie die Besonderheiten, gerade weil es die Häufungen der Szenen sind, die Ordnungen von und in Home Movies produzieren.⁸ Der Begriff „Home Movies“ hat sich ausgehend von der angloamerikanischen Forschung als Bezeichnung für „Familienfilme“ etabliert. Er weist auf den Schauplatz des eigenen Zuhauses mit Bezugspunkten zwischen Verwandten, Freund*innen und Nachbar*innen hin. „Amateurfilme“ wäre der Überbegriff, der beispielsweise auch dokumentarische Filmformate wie Vereins- und Ortschroniken oder aber nicht-professionell produzierte Spielfilme umfasst.⁹

7 Paolo Caneppele, Raoul Schmidt: Die Flüchtigkeit festhalten. Von der Melancholie des Sammelns. In: Siegfried Mattl, Carina Lesky, Vrääth Öhner u. a. (Hg.): Abenteuer Alltag. Zur Archäologie des Amateurfilms. Wien 2015, S. 143–149, hier S. 148.

8 Ebd.

9 Rick Prelinger, der in den USA die *Prelinger Archives*, eine große Sammlung an Amateurfilmen und weiteren „non-theatrical films“ gegründet hat, beschrieb Home Movies in einer Rede als „inherently populist without being simplistic. They're documentary in all its chaos and purity, yet express an infinity of enticing narratives“. Final Report des Center for Home Movies 2010 Digitization and Access Summit, January 2011, http://www.centerforhomemovies.org/Home_Movie_Summit_Final_Report.pdf (Zugriff: 18.10.2023), S. 6. Vgl. auch Ute Holfelder, Klaus Schönberger: Einführung. Bewegtbildpraktiken und Alltagskulturen. In: Dies. (Hg.): Bewegtbilder und Alltagskulturen. Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren in der gesellschaftlichen Ästhetisierung. Köln 2017, S. 9–15.



Abb. 2: Niederösterreich privat, Konvolut 1941, 1941-005, 1977–1979. Der Film zeigt neben dem Weihnachtsfest u. a. Ausflüge nach Minimundus und auf die Rosenberg

Abb. 3: Niederösterreich privat, Konvolut 1931, 1931-010, Bad Gastein 1973

Gewisse Ordnungen haben bei den Home Movies aus *Niederösterreich privat* einen besonderen Stellenwert. So wird Familie auf vielfältige Weise inszeniert. Durch Motive, Kameraperspektive und Schnitt wird die gefilmte Familie in Bezug zur Kamera und damit auch zur filmenden Person gestellt. Familienangehörige werden auch in intim wirkenden Momenten gefilmt wie beim Herumblödeln, Küssen, Baden oder Weinen.¹⁰

Diese Intimität wird ästhetisch durch Nahaufnahmen, besonders wacklige Aufnahmen und dergleichen verstärkt, wohingegen durch Aufnahmen mit weiterem Blickwinkel, ruhige Kamerahaltung sowie Porträt- oder Ganzkörperaufnahmen eine gewisse Distanziertheit vermittelt werden kann.¹¹

Solche Bilder von Familien sind historisch und kulturell gewachsen und werden in den erhaltenen Aufnahmen re/produziert. Auch wenn zahlreiche Filme Darstellungen von Familien im häuslichen Umfeld beinhalten, kommt eine Reihe anderer sozialer Orte vor. Beispielsweise wurde an Erwerbsarbeitsstätten wie in Gewerbebetrieben und Büros, auf Baustellen für Infrastrukturprojekte, bei diversen Veranstaltungen im Ort oder unterwegs beim Eisenbahnfahren oder Wandern gefilmt. Urlaubsreisen und Ausflüge waren häufig ein Anlass, zur Kamera zu greifen. Einige Filmemacher*innen hielten auch auf Reisen Straßenfeste, landwirtschaftliche Tätigkeiten oder Bauarbeiten fest, wie Aufnahmen aus Dubai 1975 zeigen.

Der Kontext des Teilens und Ansehens brauchte nicht ausschließlich ein familiärer zu sein;¹² dies belegen Aufführungspraktiken im dörflichen Zusammenhang und in Amateurfilmclubs. Solche Clubs und auch die größere Verbreitung von Schmalfilmkameras mit

- 10 Siehe die Szene in Abb. 3: In diesem Film beugt sich ein Kind über Geburtstagskuchen mit Kerzen, um zu den Geschenken zu gelangen. Danach kontrolliert eine Frau, ob kein Brandloch im Kleid entstanden ist.
- 11 Z. B. *Niederösterreich privat*, Konvolut 1935, 1935-001, Pottenbrunn 1980. In diesem Film wird das Brautpaar mit ruhiger Kameraführung aus ein paar Metern Entfernung gefilmt. Das Brautpaar steht still, wodurch die Szene einem Foto ähnelt.
- 12 Michael Geuenich, Sebastian Thalheim: Bilder für den Speicher. Home Movies als familiäre Praktiken. In: Ute Holfelder, Klaus Schönberger (Hg.): *Bewegtbilder und Alltagskulturen. Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren in der gesellschaftlichen Ästhetisierung*. Köln 2017, S. 118–127, hier S. 122.



Abb. 4: Niederösterreich privat, Konvolut 769, 769-014, Dubai u. a. 1975

Etablierung des Super-8-Formats ab Mitte der 1960er Jahre verweisen auf Technikaffinität, aber auch auf Konsumfreudigkeit.¹³

In den Home Movies und Amateurfilmen in *Niederösterreich privat* haben Konsumgüter als Filmsujets einen hohen Stellenwert,¹⁴ sind doch die Filme großteils in den 1950er bis 1980er Jahren und damit in einer Zeit steigenden Wohlstands und besser abgesicherter Lebensunterhalte für österreichische Mittelschichtsangehörige entstanden. Neben einer großen Anzahl an Urlaubsfilmen aus Orten in Österreich, Italien und dem damaligen Jugoslawien wurden auch Fernreisen ein Thema, und zeittypische Markierungen einer wachsenden Freizeit- und Konsumkultur wie Rollschuhe, Supermarktwaren oder Terrassenmöbel finden sich in zahlreichen Filmausschnitten.¹⁵

13 Zur Verbreitung der Super-8-Kameras vgl. Eckhard Schenke: Der Amateurfilm. Gebrauchsweisen privater Filme. Diss., Göttingen 2002., DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/4155>.

14 Ausführlicher hierzu Semanek u. a. (wie Anm. 6), S. 175. Weiterführend z. B. Klara Löffler: Aus dem Familienalbum. Zur medialen Ausstattung von (runden) Geburtstagen. In: Winter, Waraschitz, Fröschl (wie Anm. 4), S. 97–106.

15 Rollschuhe z. B. in *Niederösterreich privat*, Konvolut 1886, 1881-001, Dietmanns 1971–1972, Terrasse z. B. in Konvolut 729, 729-013, Gmünd u. a. 1985–1989. Zu sozialgeschichtlichen Entwicklungen dieser Zeit vgl. Maria Mesner: Zäsuren und Bögen, Grenzen und Brüche, Zeit- und



Abb. 5: Niederösterreich privat, Konvolut 2354, 2354-013, [Bisamberg] 1986

Abb. 6: Niederösterreich privat, Konvolut 769, 769-014, Ebenfurth 1975

Das zeigt wenig überraschend, aber dennoch eindrücklich, dass in den Filmen nicht nur Bezüge zwischen menschlichen Akteur*innen hergestellt werden, sondern auch zu den Dingen, die diese umgeben. Dabei wurden Szenen gefilmt, die vielleicht belanglos erscheinen, bei genauer Beobachtung jedoch eine überlegte Inszenierung der Beziehung zwischen Personen und Objekten beinhalten, wie etwa bei einem Konvolut, bei dem ein VW-Bus zentral ins Bild gerückt wird, sobald die Protagonist*innen in den Urlaub fahren. Der Bus wird bei fast jedem dieser Filme beim Wegfahren von hinten gefilmt, und es wird öfter gezeigt, wie die Urlaubenden vor dem Bus Mahlzeiten vorbereiten oder diese zu sich nehmen.¹⁶

Filmische Momente konstituieren und zeigen also vielfältige Beziehungen und damit verbundene Emotionen, und die vorliegenden Filme können, wenn sie für die Forschung zugänglich gemacht werden, auch eine neue Quelle für Fragestellungen zu einer Geschichte der Gefühle bieten, wie sie sich in den letzten Jahren etabliert hat.¹⁷

Außerdem kann und muss nach Ein- und Ausschlüssen in den Filmerzählungen gefragt werden. Viele der Filme porträtieren eine weiße (obere) Mittelschicht, die augenscheinlich in geordneten Verhältnissen lebte und sich das Equipment mit Kamera, Filmmaterial, Leinwand und Projektor leisten konnte und wollte.¹⁸ Aufräumen

Geschlechtergeschichte. Österreich in den 1970er Jahren. In: Lucile Dreidemy u. a. (Hg.): *Bananen, Cola, Zeitgeschichte. Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert*. Wien 2015, S. 1003–1012. Für eine zeitlich längere Perspektive vgl. Peter-Paul Bänziger: *Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft 1840–1940*. Göttingen 2020; Oliver Kühschelm: *Einkaufen als nationale Verpflichtung. Zur Genealogie nationaler Ökonomien in Österreich und der Schweiz, 1920–1980*. Berlin, Boston 2022.

- 16 Niederösterreich privat, *Konvolut 1931, 1931-001*, Schweden u.a. 1976. Das Konvolut umfasst 22 Filme, wobei mehr als die Hälfte der Filme vom Urlaub mit Bus handeln.
- 17 Jan Plamper: *Geschichte und Gefühl: Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München 2012; Ingrid Bauer: 1968 ff. *Neuverhandlungen der Balance zwischen Liebe, Sexualität und Selbstverwirklichung. Befunde aus Paarkorrespondenzen von den ausgehenden 1960er bis in die frühen 1980er Jahre*. In: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle (Hg.): *Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen 2017, S. 231–290.
- 18 Zu den sozialhistorischen Kontexten in Niederösterreich vgl. Paloma Fernández de la Hoz: *Migrantenfamilien und Integration*. In: Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler, Stefan Eminger (Hg.): *Niederösterreich im*

und Putzen, Haus- und Care-Arbeit werden jedoch in den oft auf bestimmte Ereignisse im Jahreslauf konzentrierten Filmen nur am Rande gezeigt. Doch nur weil in einer Szene Personen essen und in der nächsten die schmutzigen Teller verschwunden sind, heißt es nicht, dass auf solche Tätigkeiten als Filmsujet kein Wert gelegt wurde. Hier ließen sich je nach Fragestellung die Schmalfilme einerseits mit anderem Quellenmaterial aus der jeweiligen Zeit, zum Beispiel mit autobiografischen Texten, kontextualisieren und andererseits untersuchen, von wem und zu welchen Anlässen das Kochen oder Geschirrabwaschen, das Ankleiden und Frisieren oder das Einkaufen festgehalten wurden.¹⁹ Hier ist also eine weitere Facette von Privatheit in *Niederösterreich privat* zu hinterfragen.

Liebe zur Technik: Amateurfilme als Produkte und Sammlungsgegenstände

Die gesammelten Filme sind nicht nur thematisch breit gefächert, sondern auch formal unterschiedlich gestaltet. Bei manchen Konvoluten lassen sich technische Fortschritte im Umgang mit Kameraführung und Belichtung beobachten; manch anderen Filmer*innen scheinen Handlungsanweisungen an die gefilmten Personen oder sorgfältige Nachbearbeitung wichtig gewesen zu sein.²⁰ Aus Handbüchern, von anderen Filmemacher*innen und aus benachbarten Genres wie Spielfilmen und professionellen TV-Produktionen wurden Know-how und ästhetische Konventionen übernommen und kreativ weiterverarbeitet.²¹

20. Jahrhundert, Bd. 3. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 383–414. Mit Blick auf den *material turn* wären Untersuchungen, welche die Möblage und das Arrangement der Gegenstände vor der Kamera mit Zonen der Unordnung in Heim und Garten in Beziehung setzen, ebenfalls lohnend.

19. Kochen z. B. in *Niederösterreich privat*, Konvolut 1345, 1345-011, St. Pölten u. a. 1950er Jahre; Einkaufen im Urlaub z. B. in Konvolut 1342, 1342-019, Castelnovo del Garda 1980er Jahre.

20. Derzeit gehen wir davon aus, dass etwa vier von fünf Schmalfilmen ohne Ton sind; bei den übrigen gibt es sowohl Originaltöne als auch Nachvertonungen mit Musik und Voiceover.

21. Zum Begriff der „Amateur*innen“ als Filmemacher*innen vgl. Susan Aasman, Tim van der Heijden, Tom Slootweg: *Amateurism. Exploring its Multiple Meanings in the Age of Film, Video, and Digital Media*. In: Gabriele Balbi, Nelson Ribeiro, Valérie Schafer (Hg.): *Digital Roots*,

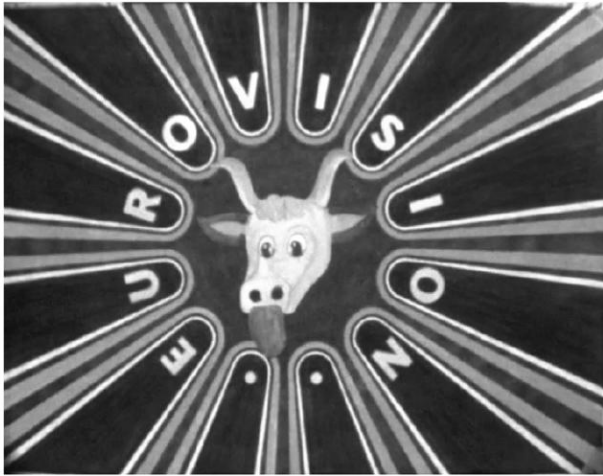


Abb. 7: Schlussmontage in einem Urlaubsfilm am Bauernhof, Niederösterreich, privat, Konvolut 749, 749-001, 1976

Für die Analyse der Filme sind, wie einleitend erwähnt, die Personen vor und hinter der Kamera wichtig. Bei der überwiegenden Anzahl der Konvolute sind in den uns überlieferten Daten Männer als Filmemacher genannt, was gleichzeitig bedeutet, dass Frauen und Kinder häufiger im Bild zu sehen sind. Geschlechterhierarchien und soziale Verortungen der beteiligten Personen müssten allerdings noch systematisch für die verschiedenen Bestände untersucht werden.²² Wie der Medienwissenschaftler Roger Odin beschreibt, generieren Fotografien und Schmalfilme durch ihre Visualität eine spezifische Art von Erinnerungen, die innerhalb von Familien, aber auch

Historicizing Media and Communication Concepts of the Digital Age. Berlin, Boston u. a. 2021, S. 245–266. Siehe auch Monika Bernold: Filmische Repräsentationen und historische Medienkonstellationen von/in Niederösterreich. In: Kühschelm, Langthaler, Eminger (wie Anm. 18), S. 175–206.

- 22 Stefanie Zingl, Archivarin im Österreichischen Filmmuseum, hat sich in ihrer Diplomarbeit u. a. mit Geschlechterverhältnissen bei den Kameraleuten in *Niederösterreich privat* beschäftigt und einen Anteil von 7% Frauen an der Kamera festgestellt. Stefanie Zingl: 9.000 Meter retrospektiv. Margret Veits Schmalfilmbiographie. Dipl., Wien 2015, S. 44.

von Individuen tradiert werden.²³ Dabei lässt sich allerdings gerade anhand der Materialdichte in *Niederösterreich privat* zeigen, wie eng Familien und verwandtschaftliche Beziehungen in den filmischen Repräsentationen mit freundschaftlichen, nachbarschaftlichen und dörflichen Netzwerken verwoben sind, worauf ja auch der Begriff „Home Movie“ hinweisen soll.²⁴

Aus den Übergabeprozessen des Filmarchiv Austria sind uns Informationen erhalten, die auf eine Liebe zum Sammeln und Ordnen des selbstproduzierten Filmmaterials hindeuten: sorgsame Beschriftungen der Filmrollen mit Titeln und explizite Hinweise für künftige Forscher*innen zu Personen- und Ortsnamen, biografischen Ereignissen oder Urlaubsabläufen. Es gibt aber auch eine große Reihe an Filmen, zu denen spärliche oder gar keine Kontextinformationen bzw. Metadaten vorliegen, sodass unsere Katalogisierungsarbeit vor allem aus Erschließungsprozessen anhand von ähnlichen Beständen und Kontextwissen besteht.

Mit der Aufnahme in die Schmalfilmsammlung *Niederösterreich privat* wurde somit eine Kontinuität des Sammelns fortgeführt und gleichzeitig bildete sich auch ein Bruch, da sich die Filme in einem neuen Zusammenhang wiederfanden. Für unser Katalogisierungsprojekt, das Metadaten erschließen und systematisieren soll, haben wir ein Kategoriensystem entwickelt, das sich angesichts der schieren Anzahl der digitalisierten Filmrollen auf eine kurze Beschreibung einzelner Szenen eines Filmes beschränkt. Neben kurzen Stichworten zu den Filminhalten gibt es eine einheitliche zeitliche und geografische Verortung und die Zuordnung zu einem oder mehreren „Subgenres“ wie z. B. „biographical milestones“, „Reise“ oder „Kleinkinderfilm“.²⁵ Das Katalogisieren soll dabei keine detaillierte Beschreibung liefern,

23 Odin unterscheidet zwischen „individual remembering“ und „collective remembering“, wobei letzteres mit der „performance“ des Filmebetrachtens mit Familienangehörigen und damit mit einer „celebration“ verbunden sei. Roger Odin: Reflections on the Family Home Movie as Document. A Semio-Pragmatic Approach. In: Karen L. Ishizuka, Patricia R. Zimmermann (Hg.): *Mining the Home Movie: Excavations in Histories and Memories*. Berkeley 2008, S. 255–271, hier S. 259 f.

24 Dazu Winter (wie Anm. 4) und Alexandra Schneider: *Die Stars sind wir: Heimkino als filmische Praxis* (= Zürcher Filmstudien, 9). Marburg 2004.

25 Semanek u. a. (wie Anm. 6), S. 167–169.

sondern ein Grundgerüst zum Weiterforschen bereitstellen. Unser Anliegen ist, so zu katalogisieren, dass Wissenschaftler*innen und Ausstellungsmacher*innen sich in Zukunft durch die Filme navigieren können, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu stellen. Die Kulturwissenschaftler Falko Schmieder und Daniel Weidner schreiben hierzu, dass bei einer Archivierung immer ein nicht-einordenbarer Rest entstehe.²⁶ Wie wir das Material einordnen, wird von unseren Sehgewohnheiten und unserer eigenen zeitlichen, sozialen und kulturellen Situiertheit beeinflusst.²⁷ Auch das zeitgenössische Verständnis von Medien – von Katalogisierer*innen und potentiellen Nutzer*innen – beeinflusst, wie die Schmalfilme wahrgenommen werden. Gegenwärtige Medienpraktiken wie Youtube-Filme, Videos mit dem Smartphone, TikTok-Shorts usw. sind dabei kontingent zum historischen Mediengebrauch zu verstehen, haben aber gleichzeitig eigene Logiken, die in ihrer Gewordenheit betrachtet werden müssen.²⁸

Um die Filme einordnen zu können, könnten wir auch bei den Filmemacher*innen und deren Nachfahr*innen ansetzen, da uns diese wichtige Kontextinformationen liefern können, etwa über Fragebögen oder Oral History-Interviews. Mitzubedenken ist dabei allerdings auch bei der Einbringung ins Archiv eine soziale und finanzielle Analyseebene: Wer konnte sich überhaupt das Filmen auch trotz des ab 1965 billigeren Materials leisten – und wer fühlte sich vom Suchaufruf angesprochen? Welche Filme könnten es aus unterschiedlichen Gründen nicht in die Sammlung geschafft haben und was bedeutet die Zusammensetzung der Sammlung für deren historische und kulturwissenschaftliche Analyse?

Einen weiteren kontextuellen Rahmen bilden, wie eingangs schon erläutert, ähnliche Filmsammlungen in anderen Regionen und Ländern. So ist das Institut für Geschichte des ländlichen Raumes Gründungsmitglied der European Rural History Film Association (ERHFA), die es sich zum Ziel gesetzt hat, Filmmaterial als Quelle

26 Falko Schmieder, Daniel Weidner: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven. Berlin 2016, S. 7–13, hier S. 8.

27 Sarah Pink: *Doing Visual Ethnography*. London 2013, S. 1.

28 Vgl. dazu etwa Thomas Morsch (Hg.): *Der mobile Blick. Film, touristische Wahrnehmung und neue Screen-Technologien*. Wiesbaden 2022.

für zeithistorische Fragestellungen zur Agrargeschichte und zu ländlichen Räumen zu erfassen und – wenn rechtlich möglich – auch online zugänglich zu machen. Das Online-Portal der ERHFA umfasst derzeit über 1.000 Filme. Dort lassen sich Lehrfilme zu landwirtschaftlichen Techniken, Dokumentationen zu ruraler Infrastruktur und zur Lebensmittelverarbeitung, etwa aus dem Frisian Film and Audio Archive in Leeuwarden oder dem Archiv des Electric Supply Board in Dublin, aber auch Amateurfilme beispielsweise aus dem Österreichischen Filmmuseum finden.²⁹

Im Abgleich mit anderen Quellenbeständen und zudem aus der Betrachtung der Filme selbst werden die besonderen Qualitäten der Sammlung *Niederösterreich privat* deutlich. Mit einer Fülle an Filmszenen aus verschiedenen Kleinregionen in Niederösterreich, aus anderen Bundesländern und weit über Österreich hinaus entstandenen Bewegtbildern sind vielfältige historische Informationen dokumentiert: von der Form von Postkästen und Straßenlaternen über Geschäftsausstattungen und Autoinnenräume bis zu Windböen und Hochwassermassen. Zu diesen Aspekten eröffnen die in unserem Projekt entstehenden Katalogeinträge zu den Schmalfilmen samt ihren nicht-katalogisierbaren Resten Räume für historische und ethnologische Fragestellungen.

Forschen mit dem kleinen Format – Perspektiven zum Abschluss

Wie bereits ausgeführt, zeigen die zahlreichen digitalisierten Filmrollen aus *Niederösterreich privat* eine Themenvielfalt: Taufen, Theateraufführungen, Waldspaziergänge, Weinlesetage, das Wickeln eines Babys, Motorradrennen, Faschingsumzüge, Betriebsausflüge und Pfadfinderlager. Verschiedene soziale Gemeinschaften und kulturelle Aktivitäten in Niederösterreich und darüber hinaus lassen sich in den Filmszenen ebenso beobachten wie wirtschaftliche Bedingungen und ökologische Aspekte der Geschichte des 20. Jahrhunderts.

²⁹ Online-Portal der European Rural History Film Association (ERHFA, gegründet 2017), <https://ruralfilms.eu/ruralfilms/> (Zugriff: 14.7.2023). Die Tätigkeiten der ERHFA werden maßgeblich vom Archiv für Agrargeschichte, Bern, getragen.

Bei der Entwicklung von Forschungsfragen lässt sich demnach in unterschiedliche Richtungen denken; künftige geschichts- und kulturwissenschaftliche Studien können einzelne Filme oder Konvolute, aber auch Beziehungen zwischen Serien mit ähnlichen Motiven betreffen. In ersten Auseinandersetzungen mit dem Material haben wir uns bereits Gärten in naturräumlicher und sozialer Perspektive³⁰ gewidmet oder Mobilitäten zwischen Niederösterreich und der Großstadt Wien nachgezeichnet.³¹ Derzeit beschäftigten wir uns mit filmischen Interaktionen zwischen Tieren und Menschen und insbesondere mit der Frage, welche Rolle gängige Kategorisierungen in Nutztiere, Haus- oder Wildtiere in *Niederösterreich privat* spielen könnten.³² Inspirierend für weitere Forschungen sind auch die Überlegungen, die wir derzeit im *first*-Forschungsverbund Regionalitäten mit Kolleg*innen aus anderen niederösterreichischen geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitutionen entwickeln. Dabei verstehen wir Regionen als Räume verdichteter Kommunikation und der dadurch ermöglichten Zuschreibung von Identitäten – und als Räume politischer und wirtschaftlicher Interessen, die durch soziales Handeln konstituiert und durch Medien repräsentiert sowie reproduziert werden.³³

Auch an neuere kulturwissenschaftliche Forschungen zu Dörfern als soziale Räume³⁴ ließe sich mit den Amateurfilmen und Home

30 Semanek u. a. (wie Anm. 6), S. 177–182.

31 Brigitte Semanek: Zuhause unterwegs. Niederösterreich und Wien in Amateurfilmdokumenten aus „Niederösterreich privat“. In: Stefan Eminger (Hg.): LandUmStadt. 100 Jahre Trennung von Wien und Niederösterreich (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 77). St. Pölten 2022, S. 131–150.

32 Vgl. den Vortrag von Brigitte Semanek: Cattle, Cars, and Cat Content. Human-Non-Human-Interactions in Home Movies and Amateur Film Footage from Lower Austria (1950s–1980s), Session: Non-Human Actants on Screen: Documenting and Narrating Human-Non-Human-Interactions in 20th Century Rural Films, organisiert von Juri Auderset und Andreas Wigger, Rural History 2023. 6th Biennial Conference of the European Rural History Organisation. Cluj 11.–14.9.2023.

33 Siehe das Mission Statement des 2021–2022 von Thomas Kühtreiber und seit 2023 von Sabine Miesgang (Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit der Universität Salzburg, Krems an der Donau) geleiteten Forschungsverbunds: <http://first-research.ac.at/fv-regionalitaeten/> (Zugriff: 14.7.2023).

34 Ernst Langthaler: Sozial- und kulturwissenschaftliche Konstruktionen des Dörflichen. In: Werner Nell, Marc Weiland (Hg.): Dorf. Ein



Abb. 8: Niederösterreich privat, Konvolut 2374, 2374-012, Prein an der Rax 1976. Dieser Film zeigt u. a. Szenen im Schwimmbad und im Gasthaus sowie ein „Bergfest“ am Preiner Gscheid
Abb. 9: Niederösterreich privat, Konvolut 765, 765-004, Obertauern, Großglockner u. a. 1981 und 1982

Movies gut anknüpfen, zum Beispiel, indem Serien von Feuerwehrfesten, Umzüge und Prozessionen in den Blick genommen werden.³⁵ Bedeutungen von Grenzen, Siedlungsstrukturen oder Formationen von österreichischen Klein- und Mittelstädten könnten ebenfalls Gegenstand von Forschungen mit dem Filmmaterial werden.³⁶

Ein weiteres Themenfeld, das viele an den Filmen Interessierte beschäftigt, weil es mit augenfälligen Veränderungen verbunden ist, umfasst umwelt- und klimageschichtliche Entwicklungen. Im Hintergrund verschiedener Familienszenen oder auch im speziellen Fokus der Kamera zeigen sich etwa der Flächenverbrauch im Automobilzeitalter, Ackergrößen und Windschutzhecken, Schneemengen in verschiedenen Gegenden und die Ausbreitung von Skipisten und Liftanlagen. Mit Aufnahmen von zahlreichen Ausflügen ins Hochgebirge ließe sich der Zustand von Gletschern über die Zeit beobachten. In einem Interview erzählte etwa Reinhard Bergmann, der Sohn eines Filmübergebers, von Familienurlaube als Kind in Kärnten und davon, dass er die digitalisierten Aufnahmen der Pasterze in Bezug zu heutigen Webcam-Bildern setze und den damaligen Familienfilm nun für ein bemerkenswertes Dokument halte.³⁷

Solche und weitere Fragestellungen stehen stets vor dem Hintergrund der oben ausgeführten Überlegungen zur kondensierten Erzählzeit, zu Genrekonventionen und individuellen Gestaltungsspielräumen, zu Familien- und Geschlechterverhältnissen und würden

interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2019, S. 296–303; Werner Nell, Marc Weiland (Hg.): *Gutes Leben auf dem Land? Imaginationen und Projektionen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bielefeld 2021; Clemens Zimmermann: *Zwischen Medialität und Historizität: Das Genre der Dorfserien*. In: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarzoologie* 70 (2), 2022, S. 17–32.

- 35 Feuerwehrfest z. B. in *Niederösterreich privat*, Konvolut 725, 725-012, Pottendorf 1983; Faschingsumzüge z. B. in Konvolut 771, 771-006, Sommerrein 1980er Jahre, Fronleichnamprozession z. B. in Konvolut 729, 729-001, Altenburg u. a. 1978.
- 36 Vgl. dazu Anna Eckert, Brigitta Schmidt-Lauber, Georg Wolfmayr: *Aus-handlungen städtischer Größe. Mittelstadt leben, erzählen, vermarkten*. Wien, Köln, Weimar 2020.
- 37 Reinhard Bergmann im Interview mit Brigitte Semanek, 24.8.2021, Teil 2, Min. 00:00:00–00:14:43, Österreichische Mediathek, Sammlung MenschenLeben, im Gespräch über den Film in *Niederösterreich privat*, Konvolut 765, 765-004, Obertauern, Großglockner u. a. 1981 und 1982.

neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung auch Raum für künstlerische Zugänge bieten.

Kleine Einblicke in die Filmszenen aus *Niederösterreich privat* gibt es derzeit in Clips auf der Sammlungswebsite, auf der künftig auch Neuigkeiten aus unserer Erschließungsarbeit erscheinen werden.³⁸ Ausgewählte Filmausschnitte sind außerdem in der neu gestalteten Dauerausstellung *Mensch.Boden.Technik* zur Geschichte der Landwirtschaft im Museum Horn im Waldviertel oder von 23. September 2023 bis 2. Februar 2025 in einer Sonderausstellung mit dem Titel *Zimmer frei! Urlaub auf dem Land* im Haus der Geschichte im Museum Niederösterreich in St. Pölten zu sehen.³⁹

Das Fortschreiten unseres Katalogisierungsprojekts in den nächsten Jahren soll Zugang für Forscher*innen und Kulturschaffende zu den Filmbeständen ermöglichen. Die vielseitigen Potenziale dieser Sammlung, die das Motto des Suchaufrufs „Ihre Filme machen Geschichte“ bereits 2013 unrissen hat und die wir in diesem Beitrag aus zeithistorischer und ethnologischer Sicht deutlich machen wollten, können dann umfassend ausgeschöpft werden.

38 <https://noe-privat.at/de/sammlung.html> (Zugriff: 18.10.2023).

39 Die Ausstellung wurde von Christian Rapp, Benedikt Vogl, Maren Sacherer und Johanna Resel kuratiert und die Vorarbeiten dazu wurden in Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien durchgeführt: In einem Studienprojekt bei Brigitta Schmidt Lauber, Christian Rapp und Oliver Kühlschelm beschäftigten sich acht Studierende mit verschiedenen Aspekten des Urlaubens in Österreich, vgl. <https://projekt-zimmerfrei.univie.ac.at/> (Zugriff: 18.10.2023).

Ölrausch und Huzulenkult – fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina. Eine zusammenfassende Betrachtung¹

Die modernste Industrie in der ärmsten Region: Nirgends prallten die Gegensätze stärker aufeinander als an der Peripherie der Habsburgermonarchie. Während Erdölingenieure und Spekulanten Galizien und die Bukowina in die Moderne katapultierten, suchten Ethnografen² in den schwer zugänglichen östlichen Karpaty (Karpaten)³ bei den dort lebenden Menschen nach den Resten einer vermeintlichen Ursprünglichkeit, nach ungebrochenen Traditionen in Kleidung oder

- 1 Die gleichnamige Ausstellung war von 18.11.2022 bis 31.3.2023 im Volkskundemuseum in Wien zu sehen.
- 2 In unserem Zusammenhang muss tatsächlich bis auf wenige Ausnahmen wie etwa Reisende, Schriftstellerinnen und Sammlerinnen von rein männlichen Akteuren ausgegangen werden. Entsprechend wird, wo es angebracht ist, auf eine genderechte Formulierung bewusst verzichtet, um die damaligen Gegebenheiten nicht verfälscht darzustellen.
- 3 Ukrainisch: Карпати; wissenschaftliche Transliteration: Karpaty; Polnisch: Karpaty. Da die Region „Galizien und Bukowina“ damals wie heute nicht nur ein mehrsprachiges Gebiet war und ist und unterschiedliche Schriften verwendet wurden und werden, ist die Entscheidung, in welcher Form Ortsnamen angegeben werden sollen, politisch zu lesen. Die heutigen Anforderungen politischer Korrektheit stimmen mit den historischen Gegebenheiten nicht überein. Da die Grundlagen dieser Divergenz ein wesentliches Thema dieser Ausstellung waren, haben wir nach einer möglichst neutralen Lösung gesucht: Bei der ersten Nennung eines Ortes geben wir die Namen auf Polnisch beziehungsweise Ukrainisch als wissenschaftliche Transliteration wieder mit der damals üblichen deutschsprachigen Bezeichnung in Klammern. Da dies ein deutschsprachiger Text ist und über eine historische Epoche spricht, wird in der Folge nur die (damals übliche) deutsche Schreibweise verwendet.

Kunsthandwerk, Bräuchen oder Hausbau. Doch das auf den ersten Blick rein wissenschaftliche Interesse an den „Huzulen“⁴ spiegelte die wachsenden politischen Spannungen wider, die mit radikalen gesellschaftlichen Umbrüchen einhergingen. Ukrainische, polnische, rumänische und deutschsprachige Eliten versuchten, „Land und Leute“ für ihre jeweiligen Ziele zu instrumentalisieren.

Gemeinsam war diesen Akteuren, dass sie trotz konträrer Standpunkte immer wieder auf dieselben Bilder des in Kolomyia (Kolomea)⁵ in Galizien ansässigen Fotografen Juliusz (Julius) Dutkiewicz⁶ (1834–1908) zurückgriffen. Seine Industriefotografien dienten in Ausstellungen und Publikationen der Darstellung wirtschaftlicher Prosperität des Landes, seine weitverbreiteten „Typen“-Fotografien wiederum festigten die Vorstellung von den „Huzulen“ als einer Bevölkerungsgruppe, die anderswo in Europa längst abgelegte Sitten bewahrt hätte.

Struktur der Ausstellung

In der Ausstellung im Volkskundemuseum Wien wurde mithilfe von Fotografien von Dutkiewicz – und einiger weniger anderer – versucht, einen (neuen) Blick auf die komplexe historische Situation zu werfen. Die Protagonist*innen, neben den in den Fokus gesetzten Fotografen und Forschern etwa auch politische Entscheidungsträger bis hin zu Schriftsteller*innen, vertraten einander oft widersprechende und auch in sich nicht immer konsistente Standpunkte, die es kritisch zu hinterfragen galt. Drei Themenkomplexe strukturierten die Ausstellung. Nach einer ersten geografischen Verortung durch eine Überblickskarte von der Region im Eingangsbereich standen im ersten Raum die unterschiedlichen Verwendungsweisen der dort

4 Huzul*innen werden die ostslawisch sprechenden, in der Habsburgermonarchie dem „ruthenischen Volksstamm“ zugeordneten Gebirgsbewohner*innen der Ostkarpaten im Grenzgebiet Ungarns, Ostgaliziens und der Nordbukowina genannt, wobei die „Huzulenregion“ der cisleithanischen Kronländer, insbesondere in den Tälern des Pruth und Czeremosz, deutlich intensiver erforscht, präsentiert und damit popularisiert wurde.

5 Ukrainisch: Коломия; wissenschaftliche Transliteration: Kolomyia; Polnisch: Kołomyja.

6 Die Schreibweise der Fotografennamen folgt derjenigen auf ihren Atelier-Untersatzkartons.



Abb. 1: Blick in die Ausstellung im Volkskundemuseum mit Ölfeld in Sloboda Rungurska und geschmücktem Ölbohrturm beim Besuch von Kaiser Franz Josef 1880 in Borislav, Foto: Herbert Justnik

aufgenommenen Fotografien im Zentrum. Der zweite Raum beinhaltete eine thematische Klammer zwischen der fotografischen Darstellung von Infrastruktur und Industrialisierung beziehungsweise jener von traditionellen Produktionsweisen mit ethnografischen Interessen. Der letzte Raum widmete sich unterschiedlichen Inszenierungsmustern in Porträtateliers in Form von kommerziellen „Typen“-Bildern⁷ sowie deren Beitrag zur Mythisierung und Exotisierung von Huzulen und Huzulinnen.

Als Fotoausstellung rund um das Werk eines Autors konzipiert, wurden in *Öltrausch und Huzulenkult* Originalfotografien,

- 7 Vgl. Herbert Justnik: „Volkstypen“ – Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder. In: Petr Lozoviuk (Hg.): *Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten*. Dresden 2012, S. 109–136, hier S. 110: „Es handelt sich um Bilder, deren Dargestellte meist namenlos sind. Die konkrete Geschichte der abgebildeten Individuen wird zugunsten des Typus negiert. Ein wesentliches weiteres Merkmal ist die Bezeichnung: einerseits als Typ oder Volkstyp und andererseits dann die ethnische, regionale oder nationale – seltener eine soziale – Spezifizierung, die vorgenommen wird. Diese machen aus den einzelnen Dargestellten prototypische Vertreter einer Gruppe, Ethnie oder Nation, für die sie in einer Pars-pro-toto-Funktion stehen.“

gedruckte Bilder und illustrierte Bücher nicht vereinzelt oder als „Kunstwerke“, sondern im Kontext ihrer Entstehung und Rezeption vorgestellt, wofür die Inszenierung durch den Architekten Walter Kirpiczenko wesentlich beitrug. (Abb. 1) Auf etwa 250 Zentimeter hohen raumteilenden Elementen setzten Schlüsselbilder der Ausstellung in Form von Fotovergrößerungen Akzente, die in ihrer Abfolge die Bandbreite der Themen vor Augen führten. An den Wänden und in Vitrinen chronologisch präsentierte Bilder, Alben (zum Teil in ihrer Gesamtheit auf Bildschirmen) und Bücher sorgten für eine historische Verortung der einzelnen Bereiche. Die aus konservatorischen Gründen verkleideten Fensternischen boten Platz für Zitate aus Schriften der Zeit, welche die didaktischen Inhalte der Saaltexte unterstrichen oder konterkarierten. Auch wenn das hier vorgegebene Textformat es nicht zulässt, eine ausführliche Darstellung aller Exponate der Ausstellung zu bieten, soll nun dennoch anhand einiger repräsentativer Werke und durch das Skizzieren des (foto-)historischen Kontextes das Ausstellungskonzept nachvollziehbar werden.

Raum 1: Die Zirkulation der Bilder – Ausstellungen, Erinnerungsalben, Ansichtskarten und illustrierte Bücher

Wissenstransfer mittels Fotografien in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Erfindung lässt sich keinesfalls mit späteren Gewohnheiten vergleichen: Vor 1885/1890, als man sie noch nicht mithilfe neuer Drucktechniken in großer Zahl vervielfältigen konnte, waren Lichtbilder teuer, selten und nur privilegierten Schichten zugänglich. Ein größeres Publikum erreichten Fotografien vor allem in den seit den 1840er Jahren auch in Österreich regelmäßig stattfindenden, sehr populären Industrie- und Landwirtschaftsausstellungen, wo die durch sie vermittelbare Informationsfülle und Überzeugungskraft von vielen Firmen und Institutionen genutzt wurde. Oft ersetzten Fotografien schwer zu transportierende Produkte. Zugleich gingen Fotografen unter die Aussteller und präsentierten ihre eigenen Erzeugnisse und dokumentierten dazu noch die Veranstaltung selbst.⁸ Diese Bilder wurden weithin

8 Erstmals nachweisbar bei der *Land- und Forstwirtschaftlichen Ausstellung* 1866 in Wien, Fotograf Josef Carl Steuer. Die erhaltenen Beispiele in der Albertina, Wien, stammen aus dem Besitz von Erzherzog Albrecht

verkauft – und sorgten ihrerseits wiederum dafür, dass Informationen zusätzlich jenseits des Ausstellungsorts zirkulierten.

Breite Verwendung fand die Fotografie auch in der im ersten Raum präsentierten *Ethnografischen Ausstellung* in Kolomea 1880 [Wystawa Etnograficzna Pokucia Kołomyi], die sich mit der Darstellung der Bevölkerung und Bräuchen der Region Pokuttia (Pokutien beziehungsweise polnisch: Pokucie) auseinandersetzte.⁹ Dank der Forschungen von Ewa Manikowska¹⁰ wissen wir, dass die Initiative dazu von Mitgliedern des Polnischen Tatraverains [Polskie Towarzystwo Tatrzańskie] ausging, einem Pendant zum Österreichischen Alpenverein, der sich der Kartografierung und Erschließung der östlichen Karpaten widmete.¹¹ 1879 hatte Dutkiewicz den Auftrag erhalten, insbesondere den Chornohora-(Tschornohora-)Gebirgszug in Pokutien für die Ausstellung zu fotografieren. Das Ergebnis präsentierte man gemeinsam mit anderen Landschaften und „Typen“-Bildern (einem weiteren Auftrag des Tatraverains) aus derselben Gegend neben Trachtenpuppen und Produkten der Hausindustrie in einem eigenen Teil des Pavillons.¹² Auf dem im Volkskundemuseum

(Inv.-Nr. Foto2004/30), der Industriebetriebe in Galizien besaß und entsprechend auch Teilnehmer der Landesausstellung für *Landwirtschaft und Gewerbe* in L'viv (Lemberg) 1877 war. Von dieser Ausstellung existieren in Wien zwei Mappen vom Fotografen Edward Trzemeski (Albertina, Inv.-Nr. FotoGLV2000/2551/6 bzw. Volkskundemuseum, Inv.-Nr. pos/105).

- 9 Pokutien umfasst ein Gebiet im Südosten Galiziens zwischen den Flüssen Pruth und Czeremosz am Übergang zur Bukowina (heute ukrainisch-rumänisches Grenzgebiet).
- 10 Ewa Manikowska und Martin Rohde haben dankenswerterweise als wissenschaftliche Berater für die Ausstellung *Ölräusch und Huzulenkult* gewirkt. Sie teilten nicht nur ihre unvergleichliche Fachkenntnis, sondern gewährten uns auch einen Einblick in polnisch- und ukrainischsprachige Quellen und Fachliteratur, die uns sonst verborgen geblieben wären.
- 11 Der Verein wurde 1873 in Kraków (Krakau) gegründet (gleichzeitig mit einem ungarischen Karpatenverein in Kesmark), 1876 folgte ein Ableger in Stanyslawiv (Stanislawow) und 1878 einer in Kolomea. Vgl. Patrice M. Dabrowski: „Discovering“ the Galician Borderlands. The Case of the Eastern Carpathians. In: *Slavic Review* 64, 2005, S. 380–402. Zur Geschichte der Ausstellungsorganisation vgl. Ewa Manikowska: *Photography and Cultural Heritage in the Age of Nationalism. Europe's Easter Borderlands (1867–1945)*. London u. a. 2019, S. 84–90.
- 12 Marceli Antoni Turkawski: *Wystawa etnograficzna Pokucia w Kołomyi. Kraków 1880*, S. 35.

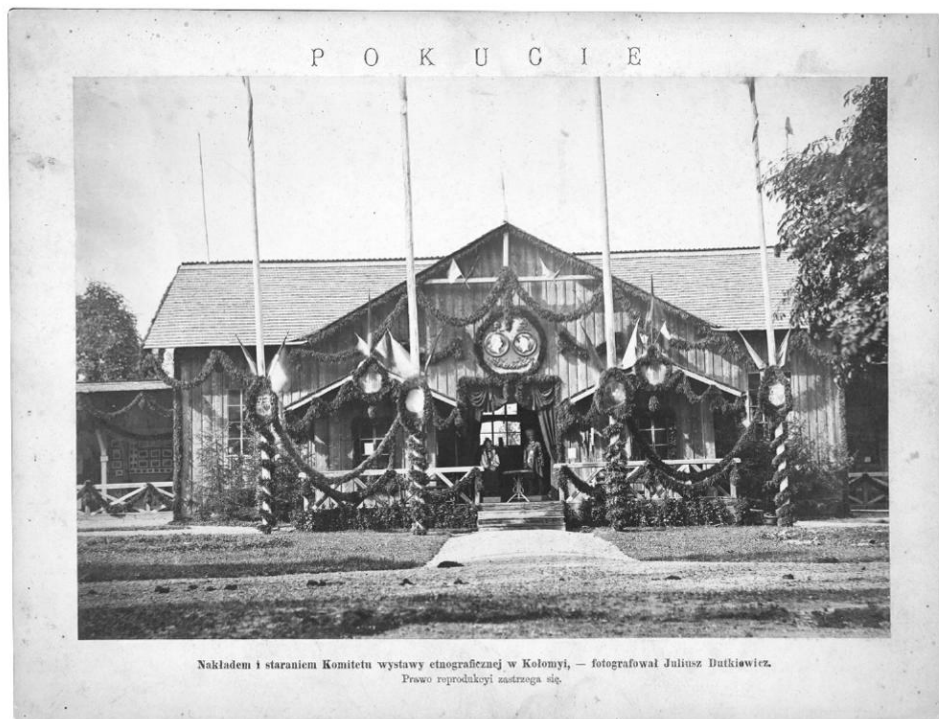


Abb. 2: Juliusz Dutkiewicz: Pavillon der Ethnographischen Ausstellung Kolomea 1880; Aufdruck: „Nakładem i staraniem Komitetu wystawy etnograficznej w Kołomyi [...]“ („Auf Bemühen und Initiative des Komitees der ethnographischen Ausstellung in Kołomyja hin“), Nationalbibliothek Warschau F.12722/IV

gezeigten Originalabzug mit einer Ansicht des geschmückten Ausstellungspavillons sind im linken Gebäudeteil die damals ausgestellten Fotografien erkennbar.¹³ (Abb. 2)

Bereits zuvor hatte es sehr erfolgreiche Präsentationen galizischer Volkstrachten und Hausindustrie ergänzt durch Fotografien gegeben: 1867 waren solche in der *Panslawischen Ausstellung* in Moskau gezeigt worden.¹⁴ Auf der Weltausstellung in Wien 1873 wie auch 1878 auf jener in Paris zeigte Herrenhausmitglied Graf Włodzimierz Dzieduszycki eine Auswahl von Produkten galizischen Kunsthandwerks in der Abteilung *Nationale Hausindustrie* beziehungsweise *Exposition des Sciences anthropologiques*.¹⁵ Diese Ausstellungen hatten, wenn auch unter unterschiedlichen politischen Vorzeichen, den Reichtum der Volkskunst der galizischen Landkreise anhand von Trachten, die direkt von den Bauern erworben wurden, sowie von ausgewählter Handwerkskunst – wie den berühmten verzierten Ostereiern oder Holz- und Metallarbeiten – vorgestellt. In Wien stand zusätzlich ein „ost-galizisches Bauernhaus“¹⁶ auf dem Ausstellungsgelände.

- 13 Die diese und 81 weitere Fotografien beinhaltende Prunkkassette *Erinnerungen an Kolomea* aus rotem Samt ging als Geschenk an das österreichische Kaiserhaus (Österreichische Nationalbibliothek, Wien, Inv.-Nr. Pk 106). Abbildung 2 ist ein weiterer Abzug vom selben Negativ der in Ölräusch und Huzulenkult ausgestellten Ansicht.
- 14 Sie wurde von der an der Moskauer Universität 1863 angeschlossenen Gesellschaft der Liebhaber der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnographie ausgerichtet. Die Exponate bildeten die Grundlage der Sammlung der Ethnografischen Abteilung des Rumjanzew-Museums, aus dem das Ethnografische Museum in Moskau hervorging. In Wien wurde die Ausstellung entrüstet als „politische Demonstration“ aufgenommen. Vgl. N. N.: Rußland und der Panslavismus. In: Die Neue Zeit. Olmüzer Zeitung, 5.5.1867, S. 2.
- 15 Vgl. Welt-Ausstellung 1873 in Wien. Offizieller General-Catalog. Wien 1873, S. 550; F[elix]. Kanitz: Die Ethnographie auf der Pariser „Exposition des Sciences anthropologiques“. In: Wiener Zeitung, 3.2.1880 (Beilage zur Wiener Abendpost, Nr. 26). Die zusammengetragenen Exponate gingen hinterher in Dzieduszyckis Naturkundemuseum mit einer ethnografischen Abteilung in L'viv (Lemberg) [Państwowe Muzeum Przyrodnicze we Lwowie] über.
- 16 Eine großformatige Fotografie dieses Bauernhauses wurde in der Ausstellung im Volkskundemuseum gezeigt (Technisches Museum Wien, Inv.-Nr. BPA-005970-052). Sie stammt aus der Produktion der Wiener Photographen Association, welche die Weltausstellung bereits von Beginn der Aufbautarbeiten an dokumentierte und einen eigenen Pavillon auf dem

Die *Ethnografische Ausstellung* in Kolomea 1880 war nun die erste derartige Präsentation in den Kronländern Galizien und Bukowina selbst.¹⁷ Hier sollte vor allem den Huzulen besonderes Augenmerk geschenkt, aber auch bewusst ihre Handwerkskunst durch eine größere Öffentlichkeit gefördert werden. Dieser Umstand spiegelte sich in der Außendarstellung wider. So zeigte etwa die Collage aus der Rezension in der illustrierten Wochenzeitung *Kłosy* vom 21. Mai 1881, die ebenfalls auf Fotografien von Dutkiewicz basierte, neben der Ansicht des Ausstellungspavillons die Leitfigur huzulischer Schnitzkunst schlechthin, Jurko Skryblak, gemeinsam mit seiner Frau. Seine Fotografien vertrieb Dutkiewicz in der Folge selbst¹⁸ und sprach erfolgreich über Annoncen und Zwischenhändler ein überregionales Publikum an. Er überreichte – strategisch geschickt – eigens zusammengestellte Mappen mit Abzügen auf eleganten Untersatzkartons als Geschenke an Kaiser Franz Josef I. (*Erinnerungen an Kolomea*)¹⁹ oder König Karl I. von Rumänien nach deren jeweiligen Besuchen (1880 beziehungsweise 1883) in der Region. Ebenso platzierte er sie in musealen Sammlungen, aus denen teils die Leihgaben für unsere Ausstellung stammten.²⁰ Zwei Bildschirme, die jeweils die Gesamtheit der an den österreichischen Monarchen und den rumänischen König gegangenen Fotografien zeigten, machten die gezielte Auswahl deutlich, welche die unterschiedlichen Interessen der beiden Empfänger an der Region widerspiegelte: Während die nach București

Gelände unterhielt. Die umfassende fotografische Begleitung war international beispielgebend für sämtliche darauffolgende Ausstellungen.

- 17 Allerdings führten die zahlreichen Disparitäten zwischen den in Galizien heimischen Nationalitäten und ihren jeweiligen Kulturvereinen dazu, dass gleichzeitig zwei Ausstellungen ausgerichtet wurden: Von einem polnisch dominierten Komitee die *Ethnografische Ausstellung* und von ruthenischen Organisatoren eine *Volkswirtschaftliche Ausstellung*. Vgl. Das Vaterland, 16.9.1880, S. 4 f.
- 18 Wie von Stempeln auf den Fotorückseiten belegt, benützte Dutkiewicz ein überregionales Vertriebsnetz vor allem von Papier- und Buchhändlern.
- 19 Wie Anm. 13.
- 20 Museum für angewandte Kunst, Wien, Inv.-Nr. KI 5477. Das 1887 übergebene Konvolut umfasst „90 Stück photographische Aufnahmen von Landschaften, ‚Typen‘ und Trachten“; im selben Jahr erging ein identes Konvolut an das Museum für Kunst und Industrie in Lemberg sowie an die Akademie der Wissenschaften in Krakau.

(Bukarest) gesandten Bilder ausschließlich auf das Gebiet mit einem großen rumänisch sprechenden Bevölkerungsanteil fokussierten,²¹ auf das Karl I. Herrschaftsanspruch erhob, präsentierten die für Wien bestimmten Fotografien ein breiteres Spektrum an Landschaften und „Typen“-Darstellungen. Diese wurden – umgesetzt in Holzschnitte und Chromozinkografien – auch noch als Vorlagen für Illustrationen in den beiden ebenfalls gezeigten Bänden *Galicien* (1898) und *Bukowina* (1899) des monumentalen, in 24 Bänden erschienenen „Kronprinzenwerkes“ (*Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*) verwendet.

Raum 2: Dokumentation von Infrastruktur und Industrie

Den Auftakt der Präsentation der wirtschaftlichen Entwicklung in der Region im zweiten Ausstellungsraum bildeten visuelle Belege ihrer Anbindung an die Zentren der Monarchie. Als Galizien und Lodomerien (inklusive der damals noch nicht eigenständigen Bukowina) im 18. Jahrhundert durch machtpolitische Entscheidungen zu Österreich kamen, gab es keine natürliche Ost-West-Verbindung, die einen Güter- oder Truppentransport erlaubt hätte. Die infrastrukturelle Erschließung war daher sowohl militärstrategisch als auch wirtschaftspolitisch unumgänglich, denn die zugänglichen Wasserstraßen führten ausschließlich von Norden nach Süden beziehungsweise Südosten und umgekehrt.²²

In den Jahren 1858 bis 1861 finanzierte eine Gruppe von polnischen Großgrundbesitzern um Fürst Leon Sapieha die Carl-Ludwigs-Bahn von Kraków (Krakau) nach L'viv (Lemberg), der östlichsten administrativen Hauptstadt der Monarchie. Damit war die erste West-Ost-Verbindung auf Schiene rein auf galizischem Gebiet geschaffen. In den Folgejahren durch mehrere Anschluss- und Transversalbahnen erweitert, war 1866 eine durchgehende Zugverbindung

21 Nationalbibliothek Bukarest, Inv.-Nr. Foto 45253. Die Mappe mit Namen *Broșteni* (Dorf in der Bukowina, heute Rumänien) enthält 44 Fotografien (Landschaften und Gruppenporträts, keine „Typen-Bilder“).

22 Die wichtigsten Verkehrsadern führten über die Weichsel in das Baltikum (mit der Handelsstadt Danzig an deren Mündung) und nach Norddeutschland, über Dnipro (Dniepr), Dniester (Dniestr) und Dunajvtsi (Donau) in Richtung Schwarzes Meer.

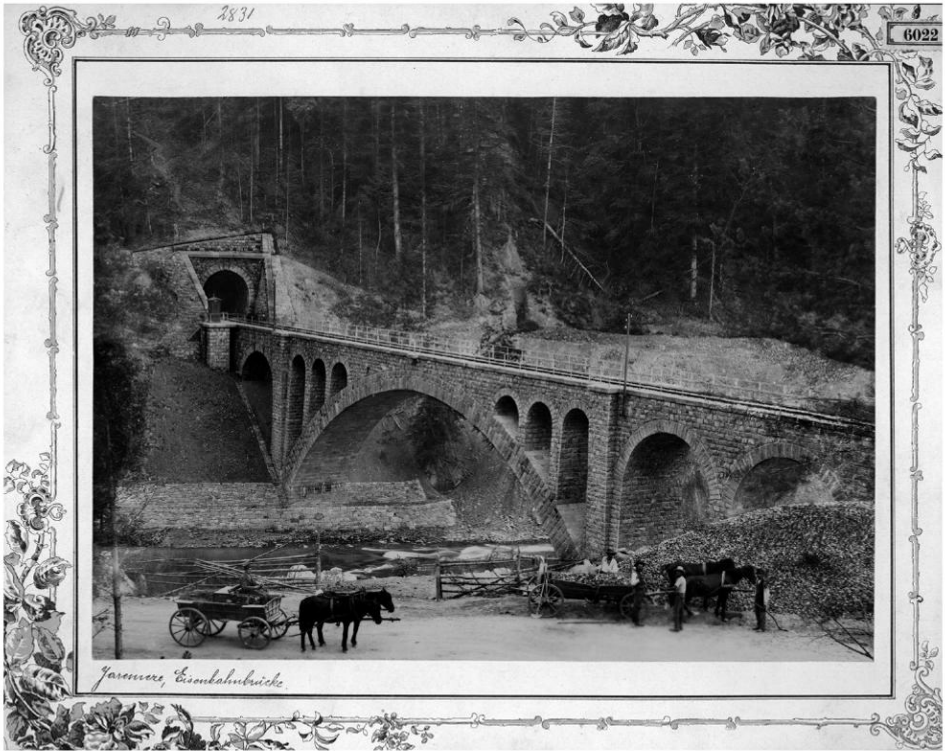


Abb. 3: Juliusz Dutkiewicz: Jaremcze, Eisenbahnbrücke, 1893,
aus der Slg. der Geographischen Gesellschaft, Photoinstitut Bonartes, Wien

weiter bis nach Chernivtsi (Czernowitz) und schließlich 1869 nach Brodi (Brody) an der russischen Grenze gegeben. Ein Übergang über die Karpaten Richtung Ungarn wurde 1874 fertiggestellt.

Dass solche Modernisierungsschritte so bald als möglich vom modernen Medium Fotografie begleitet wurden, scheint selbstverständlich: Wo Ingenieure tätig wurden, war die Kamera nicht weit, darin jedenfalls unterschied sich Galizien nicht vom Rest der Welt.²³ Die Bedeutung der Bauten für die Zentralmacht ist eindrücklich durch das massive Vorhandensein entsprechender Mappenwerke in kaiserlichem Besitz belegt.

Auch von Dutkiewicz existieren Aufnahmen von Straßen- und Eisenbahnbauten, deren unmittelbare Auftragsituation nicht mehr nachvollziehbar ist. (Abb. 3) Zur weiteren Verwertung tilgte der Fotograf Zeichen, die offensichtlich auf die ursprünglichen Entstehungskontexte verwiesen, indem er neue Betitelungen und Bilderzusammenstellungen schuf. Damit wurden aus spezifisch technischen Fotografien schöne Ansichten: „Vues“, wie in den oft mehrsprachigen Bildunterschriften (deutsch/französisch, polnisch/französisch oder polnisch/rumänisch) angegeben. Das gilt insbesondere für seine während mehrerer Kampagnen in die Bergregionen der östlichen Karpaten entstandenen Aufnahmen des aufwendigen Ausbaus der Transportwege für Holz, das traditionelle Exportgut der Region. Waren es zunächst noch die Aufträge von Waldbesitzern mit forstwirtschaftlichen Unternehmen, so verlangten auch die in der noch „jüngeren“ Ölindustrie tätigen Unternehmer nach Dokumentation der Ölfelder mit ihren zahlreichen Bohrtürmen. Diese galt als große Hoffungsindustrie zur Erlangung gesamtgesellschaftlichen Wohlstandes. Einer der angesehensten und zunächst erfolgreichsten unter ihnen, Stanisław Szczepanowski, der sich auch als Politiker und Publizist betätigte, ließ seine Unternehmungen der Erdölförderung und -verarbeitung in Słoboda Rungórska (Sloboda) und Umgebung ebenfalls von Dutkiewicz fotografieren. Die Aufnahmen zeigen die gewaltigen

23 Vgl. Martin Keckeis: Fotografien im Dienste expansiver Unternehmensstrategien 1855–1879. In: Monika Faber, Martin Keckeis: Bildpolitik der Ingenieure. Fotokampagnen der k. k. privilegierten österreichischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft 1855–1879 (= Beiträge zur Geschichte der Fotografie in Österreich, 13). Wien 2016, S. 19–66.

Ausmaße der ausufernden Rohstoffgewinnung. Es kam zu einem Wildwuchs an neuen Gruben- und Förderanlagen, die der Region Beinamen wie „Pennsylvania des Ostens“ oder „Galizisches Kalifornien“ einbrachten. Den Berichten in den Medien über die zahlreichen Unregelmäßigkeiten bis hin zu folgenschweren Arbeitsunfällen sollte durch Dutkiewicz' hierarchische, klar strukturierte Kompositionen wohl ein Bild der Ordnung gegenübergestellt werden. Generell war man, wie von internationalen Beispielen industrieller Dokumentationen bereits bekannt, darauf bedacht, auf den Fotografien die Fabriken und Förderanlagen möglichst nicht als jene zerstörerischen Ungetüme mit auch damals schon durchaus bekannten Auswirkungen auf die Umwelt zu präsentieren. Für die in der Ausstellung skizzierte inhaltliche Klammer zwischen Industrie- und Ethnofotografie sind die Bildbeispiele mit Darstellungen lokaler Bevölkerung besonders interessant, auch wenn es sich dabei immer um vom Fotografen angeleitete Kompositionen handeln dürfte.²⁴

Die Fotografie von Dutkiewicz mit der Bildunterschrift „Huzulen-Kolibe beim Brückenbau Uscieryki [Usteriky]“ zeigt eine Gruppe von huzulischen Arbeitern, die offensichtlich gerade eine Pause in ihrer Feldhütte („Kolibe“) einlegen. (Abb. 4) Im Hintergrund ist ein bärtiger Mann auf einem Pferd, wahrscheinlich ein fahrender Händler oder aber Aufseher, zu sehen, die Arbeiter werden von zwei Frauen bewirtet. Eine Datierung der Aufnahme ist nur annäherungsweise in Hinblick auf die aufgedruckten Beschriftungen „Julius Dutkiewicz in Kolomea“ möglich, da Dutkiewicz dieses Atelier erst ab 1877 betrieb. Letztmögliches Aufnahmedatum muss vor Juni 1887 sein, da wir wissen, dass in diesem Monat ein Konvolut inklusive dieser Fotografie an das damalige k. k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien (heutiges Museum für angewandte Kunst) vom Fotografen persönlich übergeben wurde. Die von den Arbeitern zu bauende Brücke in Usteriky (Usteryki) führte sehr wahrscheinlich über den Schwarzen Čeremoš (Czeremosz) oder einen seiner Zuläufe, die für die Flözerei des in den Bergen geschlägerten Holzes von großer Bedeutung waren. Gewöhnlich wurden nur Unternehmungen größeren Maßstabs fotografisch begleitet. Damit

24 Die Abgelichteten mussten aufgrund der noch relativ langen Belichtungszeit in ihrer Pose verharren.



Abb. 4: Juliusz Dutkiewicz: Der Huzulen Ausrufe in Usiericky bei der Koliben, um 1885, Schenkung Dutkiewicz 1887 Museum für Angewandte Kunst KI 5774-37, © MAK-Museum für angewandte Kunst

ist davon auszugehen, dass es sich bei den Abgebildeten um Lohnarbeiter handelte. Zwar bildete die Forstwirtschaft bereits von alters an einen bedeutenden Erwerbszweig der Huzulen, wo sie als Holzfäller und Flözer bei der Förderung des für Galizien so bedeutenden Rohstoffes ihrem Ruf als geschickte Holztransporteure und -bearbeiter gerecht werden konnten. Die Entwicklung großbetrieblicher Formen der Arbeitsorganisation von protoindustriellen Verarbeitungsbetrieben zu leistungsstärkeren großen Dampfsägen erforderte aber eine Erweiterung der Tätigkeiten über den in agrarischen Strukturen üblichen Nebenerwerb hinaus hin zur Lohnarbeit. Der Aufschwung wirkte sich nicht nur auf die Beschäftigungsstruktur bei den Huzulen in den östlichen Karpaten aus, deren Hauptaktivität üblicherweise in der Vieh- und Weidewirtschaft lag, sondern lockte gleichermaßen Arbeiter aus entfernteren Regionen an.

Wirklich massive Transformationen des sozialen Gefüges erlebten vor allen anderen jene Regionen am Fuße der Karpaten, in denen die Erdöl- und Erdwachsgewinnung und die damit verbundene Aussicht auf schnelle Profite die Lebensweise von vielen tausend Beschäftigten in diesem Sektor nachhaltig beeinflussten. Dutkiewicz dokumentierte mit seinen Fotografien die vorherrschende Situation eines (noch bestehenden) Nebeneinanders von typisch agrarischen Strukturen und frühen Formen der großgewerblichen Lohn- bis hin zu früher Industriearbeit mit Schwerpunkt Forstwirtschaft. Er folgte damit wohl seinen früheren Auftraggebern in ihrem Anspruch, dem von den ethnografischen wie volkskundlichen Bestrebungen transportierten Topos vom sukzessiven Verschwinden von traditionellen Kulturen durch fotografische Sicherung etwas entgegensetzen.

Raum 3: Fotografien „huzulischer Typen“ für die Ausstellung in Kolomea

Die ersten „Volkstypen“-Aufnahmen Dutkiewicz’ entstanden wohl bereits als Auftrag für den von Oskar von Kolberg kuratierten Teil der *Panslawischen Ausstellung* in Moskau 1867.²⁵ Das 1875 an den Kaiser gesandte Album *Zur Erinnerung an das 100jährige Jubiläum der*

25 Vgl. Manikowska (wie Anm. 11), S. 58.

*Angehörigkeit Bukowinas zum Kaiserstaate Österreich 1775–1875*²⁶ enthielt ebenfalls solche Aufnahmen. 1878 ergänzten sie Kolbergs Beitrag auf der Pariser Weltausstellung.²⁷ Für die *Ethnografische Ausstellung* in Kolomea 1880 führte Dutkiewicz seine „Typen“-Fotografie weiter, wobei ihn zur „Anleitung“ Kolberg, dessen weitgespannte volkskundliche Interessen ihm den Titel „Vater der polnischen Ethnografie“ eintrugen, sowie dessen enger Freund Wladislaw Przybyslawski, ein Gutsbesitzer und Amateurarchäologe, begleiteten.²⁸

In Przybyslawskis Album *Pocutie Typy 1880*²⁹ waren die Fotografien nach den Verwaltungsgebieten, die Pokutien umfassten, geordnet und versuchten, von jedem ausgewählten Ort einen Einblick in die Vielfalt der dort Lebenden, ihrer Kleidung und ihrer Betätigung zu geben. Bei der Auswahl der zu Fotografierenden gingen die Verantwortlichen – zumindest nach heutigen Vorstellungen – weder systematisch noch einheitlich vor. Hauptsächlich handelte es sich um Darstellungen Einzelner mit kategorisierenden Titeln, die von „Bauer“ bis „Städter“ oder „Reiterin“ und „Reiter“ reichten, jeweils mit der Bezeichnung des Ortes, aus dem sie stammten. Die einzigen ethnischen Zuschreibungen im polnisch beschrifteten Album lesen sich als „Cygany“, „Huculi“ und „Zydzi“.³⁰

Ein Vergleich des Lemberger Albums mit den *Erinnerungen aus Kolomea* in der Österreichischen Nationalbibliothek (1880) und

26 Hier finden sich solche Fotografien unter dem Namen Friedrich Schmack, die aber bereits wenig später im Sortiment Dutkiewicz' aufscheinen und wohl eher zweitem zuzuschreiben sind (Österreichische Nationalbibliothek, Wien, Inv.-Nr. Fid 2912, gebundenes Album). Das Weitergeben von Bildern an andere Fotografen, damit diese sie unter ihrem Namen publizieren, war eine nicht außergewöhnliche Praxis der Zeit. Schon in *Erinnerungen an Kolomea*, 1880, tauchen die einstigen „Schmack-Fotografien“ unter dem Namen Dutkiewicz' auf.

27 Vgl. Kanitz (wie Anm. 15).

28 Vgl. Manikowska (wie Anm. 11), S. 85–90.

29 Przybyslawski erhielt als Organisator wohl eines der bei Dutkiewicz bestellten Ausstellungsalben. Darin finden sich neben (vermutlich Przybyslawskis) handschriftlichen Ergänzungen auch noch ganz unterschiedliche eingeklebte Fotografien, die nicht von Dutkiewicz stammen. Auf einem Bildschirm in der Ausstellung konnte das Album vollumfänglich durchgeblättert werden (Bibliothek des Ethnografischen Museums in Lemberg, Inv.-Nr. 8427).

30 Übersetzt ins Deutsche: „Zigeuner“, „Huzule“, „Jude“.

dem Museum für angewandte Kunst (1887) belegen, dass für den Fotografen die Titel nicht bindend waren: Er nannte andere Orte und bezeichnete in den kommenden Jahren weitere Modelle als Huzulen – möglicherweise ein Resultat des wachsenden ethnografischen Interesses, das seine Produkte bedienten.

Einige Fotografien verfügen über Namensangaben, welche die Modelle in Przybylskys Album namentlich identifizierten und fehlerhafte Ortsnamen in Bildtiteln korrigierten. Die Abgebildeten waren zum Teil seine eigenen Untergebenen oder er hat sie vermutlich von seinen früheren Besuchen der Gebirgsregion gekannt. Der für „Typen“-Bilder übliche Verlust der Kenntnis der Personen wird erst später – wohl absichtsvoll – erfolgt sein.

Publiziert erschienen jedenfalls praktisch alle „huzulischen“ Modelle namenlos. Mit Bezeichnungen wie „Bauer aus Mikuliniec“ oder „Huzule aus Dolhopol“³¹ wurden die Fotografierten zu entpersonalisierten Vertreter*innen ihrer Ortsgemeinschaft oder zu Angehörigen einer ethnischen Gruppe, wie dies schon in den beliebten Druckgrafikzyklen mit Titeln wie *National-Kleidertrachten* (von Franz Jaschke) seit Ende des 18. Jahrhunderts üblich gewesen war. Zweifellos diente dies in der *Ethnografischen Ausstellung* primär zur Etablierung von Distinktionsmerkmalen im Hinblick auf Kleidung oder Brauchtum in verschiedenen Gegenden oder bei bestimmten Teilen der Bevölkerung.

In zumindest zwei in der Ausstellung präsentierten Fällen hingegen geht der Wunsch nach Identifikation „typisch huzulischer“ Merkmale mit der namentlichen Nennung der Fotografierten einher: Jurko Skryblak, der schlicht gekleidete Schnitzer aus Javoriv (Jaworiv), dessen Söhne noch 1894 auf der Ausstellung vor dem Kaiser die „typisch huzulische“ Kunst des Holzbearbeitens vorführen sollten, behielt als Inbegriff dieser Fertigkeit (fast immer) seine Namensnennung auch nach seinem Tod. Dabei wurde er wohl auch nicht als individuelle Persönlichkeit, sondern als positiv besetzter „Typus“ verstanden, wenn sein Konterfei regelmäßig auf Ansichtskarten oder Buchillustrationen auftauchte.

31 Mykulyčyn (Mykulytschyn) bzw. Dovhopillja (Dovhopillya).

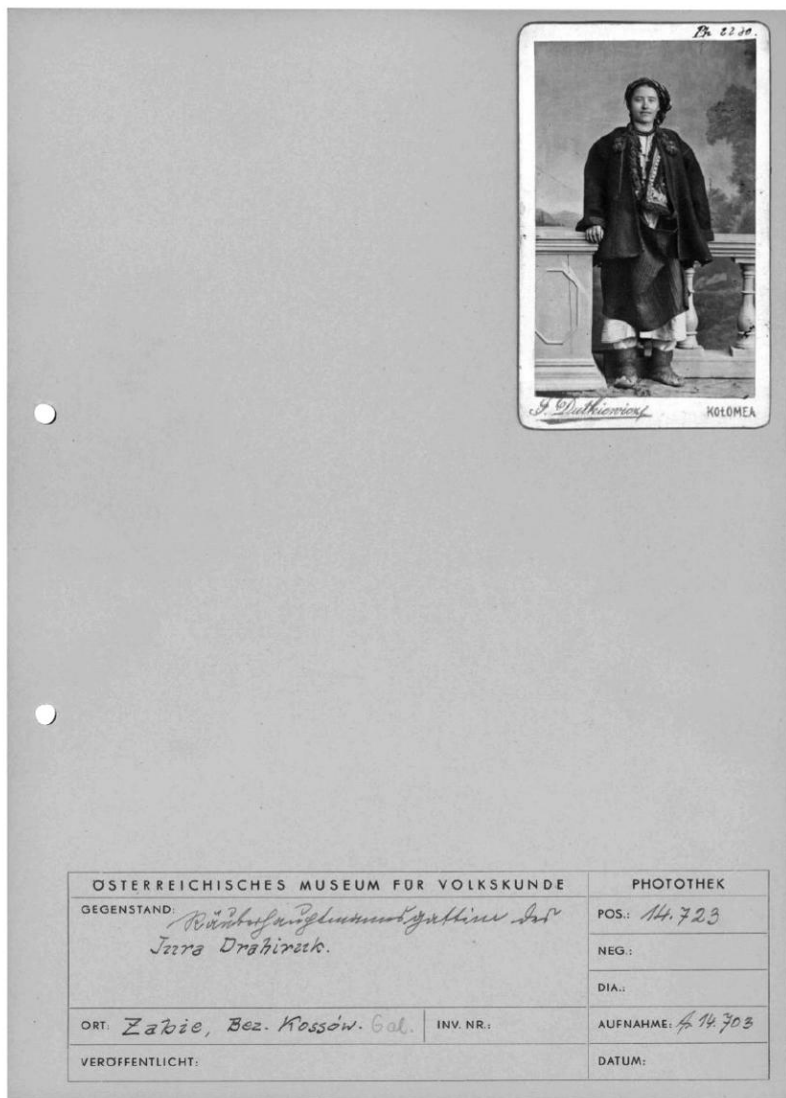


Abb. 5: Juliusz Dutkiewicz: Räuberhauptmannsgattin des Jura Drahiruk, Volkskundemuseum Wien, pos/14.723, © Volkskundemuseum Wien



Abb. 6: Josef Szombathy: Wochenmarkt. Zwei Huzulin[n]en bei einer Garköchin, Ethnographischer Moment, Volkskundemuseum Wien, pos/15.477, © Volkskundemuseum Wien

Jura Drahiruk aus Zhab'ie (Zabie)³², den Dutkiewicz direkt vor seiner Verurteilung 1878 in Kolomea gemeinsam mit seiner „Räuberbande“ fotografiert hatte, stand wiederum für die Verkörperung einer anderen „typisch huzulischen“ Charakteristik, jener des Gesetzlosen im Sinne eines Robin Hood.³³ Um ihn, wie um seine Vorgänger,³⁴ bildeten sich eine Unzahl von Legenden, die der ukrainischen Literatur als identitätsstiftendes Motiv dienen. „Die halbmythischen Gestalten der huzulischen Räuber wurden zu Vorgängern der nationalen Kämpfer des 20. Jahrhunderts.“³⁵ Dem Kaiser schickte man allerdings das Bild der „edlen Räuber“ nicht, nur Drahiruks Frau und seine Mutter kamen als anonyme „Huzulinnen“ in seine Sammlung. (Abb. 5)

Dass eine ganze Anzahl dieser Fotografien über Jahre und Jahrzehnte hinaus in unterschiedlichster Form weiterverbreitet werden sollten, war zumindest 1880 nicht absehbar. Es spricht für Dutkiewicz' kommerzielle Geschicklichkeit, dass seine „Typen“-Darstellungen und nicht jene der (bald ebenfalls in diesem Segment tätigen) Konkurrenz ihren Weg in die internationale ethnografische Literatur bis in die 1920er Jahre fanden. Hilfreich war sicherlich, dass er seinen gedruckten Bildtiteln die Bemerkung „Auf Bemühen und Initiative des Komitees der ethnografischen Ausstellung in Kołomyja hin“ [Nakładem i staraniem Komitetu wystawy etnograficznej w Kołomyji] hinzufügen durfte. (Abb. 2) Dies sicherte ihm offensichtlich nicht nur die Aufmerksamkeit von Fachleuten wie Włodzimierz Dzieduszycki oder Franz Heger, dem Leiter der Anthropologischen Abteilung im Naturhistorischen Museum, sondern auch eines breiten Publikums, das damit den nachvollziehbaren wissenschaftlichen Kontext der Aufnahmen zu schätzen wusste.³⁶

32 Heutiges Verchovyna (Werchowyna).

33 Ksenya Kiebuszinski: A Photograph and the Forgotten Story of the Last of the Carpathian Outlaws. In: *The Halcyon* 54 (Dez.), 2014, S. 13–15.

34 Vgl. Gregor Kupczanko: Die Hajdamachen. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Verhältnisse in Galizien und der Bukowina. In: *Bukowinaer Rundschau*, 12.8.1886, S. 1–4.

35 Renata Makarska: *Der Raum und seine Texte, Konzeptualisierungen der Hucul'Scyna in der mitteleuropäischen Literatur des 20. Jahrhunderts.* Wien 2010, S. 156.

36 Herbert Justniks Annahme – eine von Dutkiewicz' Aufnahmen „wurde von einem Objekt, das nicht primär für ein wissenschaftliches Interesse

Volkskunde und Fotografien von Julius Dutkiewicz

1894 wurde in Wien der Verein für Volkskunde mit dem Ziel der Gründung eines Museums ins Leben gerufen. Wohl nicht zufällig kamen einige Mitglieder des Proponentenkomitees zur Ausstellung nach Lemberg, um von dort weiter zu reisen, vor allem in die Huzulenregion in den Karpaten. Es entstand ein ethnografisches Netzwerk zum regelmäßigen Austausch von Forschungsergebnissen und Fotografien zwischen den Wienern, vor allem Michael Haberlandt, dem späteren Direktor des Museums und Gründer der vorliegenden Zeitschrift, und Josef Szombathy, Prähistoriker am Naturhistorischen Museum in Wien einerseits und den an Volkskunde Interessierten vor Ort andererseits. Dazu gehörten etwa Raimund Friedrich Kaindl, Verfasser der ersten deutschsprachigen Abhandlung über die Huzulen, und Volodymyr Šuchevyč, prominentester ruthenisch-ukrainischer Huzulenforscher, sowie Karl A. Romstorfer, der spätere Direktor der Staatsgewerbeschule in Czernowitz.

Alle Genannten, ob aus Wien, Czernowitz oder Lemberg angereist, hielten Alltag und Kleidung, Brauchtum und Hausbau der Huzulen mit ihren Kameras fest. Szombathy, einer der Autoren im später erscheinenden Band des „Kronprinzenwerkes“ zur Bukowina, nannte seine schnappschussartigen Aufnahmen von 1894 „Ethnographische Momente“³⁷ – und flüchtige Momente scheinen die entstandenen Bilder für mehr oder minder alle von ihnen geblieben zu sein. Denn interessanterweise waren es weniger die damals entstandenen eigenen Fotografien, die in der Folge für wissenschaftliche Publikationen verwendet wurden.³⁸ (Abb. 6) Offensichtlich hatten alle erwähnten

produziert wurde, zu einem Sammelobjekt für den wissenschaftlichen Bedarf“ – kann im Lichte dieser Tatsachen nicht aufrecht gehalten werden. Vgl. Justnik (wie Anm. 7), hier S. 112.

37 Josef Szombathy: Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina. In: Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIV. Sitzungsberichte, 1894, S. 199–201, hier S. 201.

38 Šuchevyč beispielsweise verwendete in seinem Werk zahlreiche eigene Fotografien, aber auch er griff gerne auf Bilder von Dutkiewicz zurück. Romstorfer und Szombathy vermachten einen Teil ihrer Fotografien dem damals neu gegründeten Volkskundemuseum in Wien, sie bilden die ersten 60 Inventarnummern der dortigen Fotosammlung. Ein anderer Teil ging im Zuge der Produktion der Bände des Kronprinzenwerkes an die Österreichische Nationalbibliothek, Inv.-Nr. Pk 4223–4224.

Forscher Zugang zu „Typen“-Bildern von Dutkiewicz – entweder in eigenen oder öffentlichen Sammlungen – und griffen gerne auf diese zurück. Franz Heger verwies in seiner Beurteilung der Bilder darauf, dass sie allgemein dem Zeitgeist entsprachen:

„[Julius Dutkiewicz'] Sammlung von Huzulentypen ist sehr bemerkenswerth. [...] Bei unserer für die Eigenthümlichkeiten des Volkes so aufmerksamen Zeit empfiehlt sich ein Album solcher Photographien auf jeden Salontisch nicht nur wegen der Schönheit der Bilder, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit und Originalität der Volkstrachten.“³⁹

Martin Rohde und Herbert Justnik haben schon ausführlich dargelegt, wie sich Forscher unterschiedlicher Prägung die Fotos Dutkiewicz' angeeignet und für ihre jeweiligen Publikationszwecke zuge richtet haben. Da ging es einerseits um Ausschnittwahl und Retusche, andererseits darum, dass mithilfe variierender Bildtitel die Aufmerksamkeit der Leserschaft gezielt gelenkt wurde: etwa auf Kleidung, Betätigung oder Ethnie.⁴⁰ Im Falle von Kaindl wurden schon früh Fehler nachgewiesen, weil er Beobachtungen zu Huzulen und Nicht-Huzulen vermischt hatte und er, obwohl im Text auf die Bukowina beschränkt, bei den Bildern auch Menschen jenseits der Grenze nach Galizien einschloss, ohne explizit darauf hinzuweisen.⁴¹ Aber auch die Beschriftungen zahlreicher Doubletten im Volkskundemuseum⁴²

39 Franz Heger: Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887. In: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 18. Band, 1888, S. 190–201, hier S. 196.

40 Vgl. Martin Rohde, Herbert Justnik: Habsburg Imperial Image Space – Negotiating Belonging through Photography. (Manuskript); Herbert Justnik (Hg.): Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie (=Kataloge des österreichischen Museums für Volkskunde, 100). Wien 2014.

41 Ivan Franko: Prof. Volodymyr Šuchevyč: Huculščina. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 8, 1902, S. 199–214.

42 Ein Konvolut mit „Typen“-Fotografien von Dutkiewicz kam bereits 1887 als Geschenk des Fotografen an die anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Es wurde an das Volkskundemuseum weitergegeben und später mit weiteren Erwerbungen (u. a. durch eine Schenkung von Wilhelm Exner) vom selben Fotografen ergänzt. Zu Dutkiewicz' Fotografien im Volkskundemuseum: Rohde, Justnik (wie Anm. 40); Justnik (wie Anm. 40).

geben für ein und dieselbe Aufnahme unterschiedliche Angaben; eine Überprüfung der Bildquellen fand durch die diversen Erstbesitzer offensichtlich nur in Einzelfällen statt.

Bei einer Durchsicht aller heute bekannten „Typen“-Fotografien Dutkiewicz’ fällt auf, dass nur ein geringer Bruchteil von ihnen – hauptsächlich die um 1880 entstandenen – in der Huzulen-Forschung genutzt wurde. Es drängt sich der Schluss auf, dass die frühen Volkskundler hauptsächlich auf das bei der *Ethnografischen Ausstellung* in Kolomea zusammengestellte „Typen“-Korpus zurückgriffen, ihnen aber nicht immer die ursprünglichen Angaben zur Verfügung standen – oder diese mitunter absichtlich abgewandelt wurden. Die Reduktion des Bildmaterials und die anschließende permanente Wiederverwendung führten zu einer Stereotypisierung, die regionale oder individuelle Abweichungen in Kleidung und Habitus, welche die Forscher eventuell bei ihren eigenen Aufenthalten in den Karpaten beobachteten, jedenfalls in ihren Publikationen ausschloss. Damit war die Vorstellung vom „Huzulen“ und der „Huzulin“ auf wenige Archetypen festgelegt. Dies lässt sich mit Herbert Justnik wohl auf „ein forscherrisches Anliegen in dieser Zeit“ zurückführen und „als Objektivierung im wissenschaftlichen Sinne [verstehen], um die ‚Vielfalt‘ in den Griff zu bekommen.“⁴³ Tatsächlich war die Fotografie durch die Präzision, mit der sie jegliches zufällige Detail aufzeichnete, von Forschern der Botanik und Zoologie des 19. Jahrhunderts mit Misstrauen behandelt worden: Auch sie bevorzugten „eindeutige“ Archetypen für ihr Anliegen, Kategorien in die Wissenschaft einzuführen, und verließen sich darum lieber auf Zeichnungen, die alles Zufällige ausblendeten.⁴⁴

Zudem gab es im damaligen Verständnis von Ethnografie keinen Grund, neue Aufnahmen den schon vorhandenen vorzuziehen, vor allem wenn es um die als besonders „urtümlich“ angesehenen Huzulen ging: Falls sie ihre Bräuche, wie angenommen, über Jahrhunderte beibehalten und somit Entwicklungen, die anderswo

43 Herbert Justnik: Kolonialismus in der Bauernstube. Oder: Wie sich die Volkskunde ihr Objekt machte. In: Pia Schönberger: Das Museum im kolonialen Kontext. Wien 2021, S. 304–326, hier S. 304.

44 Vgl. Monika Faber, Hanna Schneck: Foto.Buch.Kunst. Umbruch und Neuorientierung in der Buchgestaltung. Österreich 1840–1940. Wien 2019, S. 92.

kontinuierlich stattfanden, nicht mitgemacht hatten, so konnte es keine Rolle spielen, dass die Illustrationen in den wissenschaftlichen Texten ein paar Jahrzehnte alt waren. Freilich war das Gegenteil der Fall: Tatsächlich erlebten die Menschen selbst in den schwer zugänglichen Regionen der Karpaten, ob im damaligen Ungarn, in Galizien und der Bukowina, gerade damals radikale Veränderungen in ihrer Lebenswelt. Jedenfalls waren bereits viele Huzulen als Arbeiter in der Forstwirtschaft oder Ölförderung und -verarbeitung tätig. Auch solche fotografierte Dutkiewicz, und auch die am Naturhistorischen Museum tätigen Anthropologen, Ethnologen und Althistoriker der Gründergeneration des Museums zeigten durchaus Interesse an sozialer Dynamik, diesen Eindruck vermitteln zumindest deren überlieferte Fotografien. Allerdings findet sich keine einzige Aufnahme von diesen im Volkskundemuseum, hier wurde der Sammlungsschwerpunkt offensichtlich sehr eng ausgelegt.

Dasselbe lässt sich für die zahlreichen von Brauchtum, Trachten und Volkskunst faszinierten Dilettant*innen im Bildungsbürgertum sagen, die als Mitglieder des Österreichischen Alpenvereins, der Geographischen Gesellschaft oder der Anthropologischen Gesellschaft schon früh in Berührung mit Haberlandts Ideen von einer „vergleichende[n] Erforschung und Darstellung des Volkstums der Bewohner Österreichs“ kamen.⁴⁵ Oft legten sie eigene kleine Sammlungen an, wie das Beispiel von Therese von Manner zeigt, deren zwischen etwa 1890 und 1950 meist sorgfältig auf Kartons geklebter und nach ethnischen Kriterien geordneter Bilderschatz später ebenfalls ans Volkskundemuseum kam.⁴⁶ Auch ihre Mäppchen enthielten Motive von Dutkiewicz, vor allem gedruckte Ansichtskarten. Und so wenig wie der Museumsbestand inkludierten sie Industrieaufnahmen, welche die einschlägigen Verlage⁴⁷ allerdings ebenfalls anboten:

- 45 Michael Haberlandt: Zum Beginn! In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1), 1896, S. 1–4, hier S. 1.
- 46 Die gelaufenen Postkarten belegen, dass sie zwischen verschiedenen Mitgliedern der Familien von Poche und von Manner verschickt wurden; dass die Sammlung und Ordnung der Bilder durch Therese von Manner erfolgte, ist nicht zweifelsfrei gesichert.
- 47 Vgl. das Postkarten-Einsteckalbum *Ansichten aus der Bukowina*, 1908 vom Czernowitzer Postkartenverleger Leon König an Kaiser Franz Josef I. dediziert (Österreichische Nationalbibliothek, Wien, Inv.-Nr. Pk 1275).

Auch dafür muss es also einen Markt gegeben haben, der wohl Tourist*innen wie „Einheimische“ umfasste: Die spektakulären Wasserbauten an den Flüssen in den Karpaten, Dampfsägen oder Tunnelbauten gehörten um 1900 ebenso zum gängigen identitätsbildenden visuellen Repertoire von Galizien und der Bukowina wie malerische Trachtengruppen oder Kostümbilder der exotischen Huzulen.

EINE KOOPERATION VON PHOTOINSTITUT BONARTES
UND VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

KURATIERUNG:

Monika Faber, Martin Keckeis (Photoinstitut Bonartes)
Herbert Justnik (Volkskundemuseum Wien)

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG:

Ewa Manikowska, Martin Rohde

AUSSTELLUNGSGESTALTUNG:

Walter Kirpiczenko

neuerDings



Aus der Hainburger Au: Memorabilia einer Protestbewegung

In den Jahren 2022 und 2023 wurden sieben Objekte in die Sammlungen des Volkskundemuseum Wien aufgenommen, die in Zusammenhang mit der Besetzung der Hainburger Au im Dezember 1984 stehen. Obwohl das Museum aufgrund eines bevorstehenden, großen Sanierungs- und Neustrukturierungsprojekts derzeit nur sehr eingeschränkt und nur mehr in besonderen Fällen Neuzugänge erlaubt, wurde bei diesen Objekten nicht gezögert, und sie wurden sofort in die Sammlung integriert. Ihr Verwendungszusammenhang mit der Besetzung der Au, die für Österreich ein Meilenstein in puncto Umweltschutz und Demokratiepoltik bzw. Formierung der Zivilgesellschaft war, machte sie gleich mehrfach interessant und aufhebenswert. In den letzten Jahren haben uns in unseren Ausstellungen und Projekten immer wieder unterschiedliche Protestformen gerade auch im Rahmen von Umwelt- und Klimazusammenhängen beschäftigt und finden nun stimmig Aufnahme und Niederschlag in den Sammlungen des Volkskundemuseums.

Zunächst wurde dem Volkskundemuseum im August 2022 ein Schlafsack (Abb. 1) als Schenkung angeboten, der laut Aussagen des Vorbesitzers 1984 in der Au bei Stopfenreuth, Gemeinde Engelhartstetten, in Verwendung war, und zwar diente er ihm selbst beim Übernachten in einem Zelt. Dieser und zahlreiche gleiche Schlafsäcke waren von einem LKW aus an die Besetzer*innen verteilt worden. Nachdem es im Dezember zu Räumungsversuchen des Protestcamps in der Au durch die Behörden gekommen war, wurden die Besetzenden immer breiter unterstützt, medial – aber auch tatkräftig, z. B. mit Essenlieferungen oder mit Dingen des täglichen Gebrauchs. Laut dem Benützer des Schlafsacks lautete damals in der Au das Narrativ, dass die Schlafsäcke von der deutschen Bundeswehr stammten. Dies ließ sich durch die bearbeitenden Museumsmitarbeiterinnen jedoch nicht verifizieren. Neben einer Wäschemarke mit Pflegehinweisen enthält der Schlafsack eine zweite Wäschemarke mit dem Logo der Herstellerfirma SANNWALD, einer 1894 in Österreich gegründeten Bettwarenerzeugerin, die inzwischen zur H. Neumeyer GmbH &



Abb. 1: Mumienschlafsack, benützt in der Hainburger Au von einem Besetzer,
Foto: Barbara Varga © Volkskundemuseum Wien

Co. KG gehört. Laut Marke wurde der Schlafsack in Mainaschaff in Bayern erzeugt. Er ist in der sogenannten Mumienform ausgeführt und besteht aus Chemiefaser. Die oberste Schicht ist militärgrün, woher vermutlich die Assoziation mit der Bundeswehr herrührt. Der Schlafsack enthält einen mittig liegenden Zwei-Wege-Reißverschluss, zwei weitere Reißverschlüsse dienen dazu, die Arme herausstrecken zu können, wenn man darin liegt. Laut dem Vorbesitzer wurden weitaus mehr Schlafsäcke in die Au geliefert, als gebraucht wurden, sodass auch Obdachlose, die eigens aus Wien anreisten, versorgt werden konnten.

Der Verwender schenkte einen von mehreren Schlafsäcken, die ihm nach Ende der Besetzung der Au noch geblieben waren, einem Freund, der ihn bis zum Jahr 2020 aufbewahrte. Im Zuge der Ausgangssperren in der Corona-Pandemie räumte dieser – wie viele andere Menschen auch – seinen Abstellraum auf. Dabei fand er den Schlafsack wieder. Zusammen mit seiner Geschichte bot er ihn 2022 über die Kuratorin Claudia Peschel-Wacha dem Volkskundemuseum Wien an. Der Schlafsack wurde unter der laufenden Nummer ÖMV/89867 inventarisiert und bald darauf als Leihgabe nach Karlsruhe geschickt, wo ihn das Badische Landesmuseum in der Ausstellung *Die 80er – Sie sind wieder da!* (17. Juni 2023–25. Februar 2024) zeigt.

Wäre der Zusammenhang mit der Hainburger Au-Besetzung Grund genug, den Schlafsack in die Sammlungen zu integrieren, so kam noch hinzu, dass gerade eine Online-Ausstellung des Volkskundemuseums gelauncht worden war, die sich unter anderem mit dieser Form der Protestkultur beschäftigt. Unter dem Titel *Wir protestieren! Von Demos, Hashtags und Gemüse* erarbeiteten im Jahr 2020 die Studierenden des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien Sarah Bergbauer, Katharina Burgstaller-Mühlbacher, Eveline Haselsteiner, Veronika Gmeindl, Florence Naly, Maj Neumann, Maren Sacherer und Isabel Steinkellner eine Präsentation, die ursprünglich im Volkskundemuseum gezeigt hätte werden sollen, dann aber aufgrund der Corona-Pandemie als Online-Ausstellung veröffentlicht wurde und seitdem auf der Website des Volkskundemuseums zu sehen ist. Leiterin des Projekts war Professorin Brigitta Schmidt-Lauber mit Tutorin Edith Schnöll.¹ Eine Rezension der

1 https://www.volkskundemuseum.at/wirprotestieren_online.

Ausstellung, verfasst von Laura Bäumel für die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 2022, findet sich ebenfalls online.²

Auch die weiteren hier vorzustellenden Neuzugänge haben einen Zusammenhang mit Hainburg und mit einer Ausstellung des Volkskundemuseums, nämlich mit *Von Zwentendorf zu CO₂. Kämpfe der Umweltbewegung in Österreich* (20. Jänner–26. März 2023). Kuratiert wurde die Ausstellung von Sophia Rut, Julia Vitouch, Herbert Justinik und Thomas Marschall unter der inhaltlichen und wissenschaftlichen Leitung der Umwelthistorikerin und Sozialökologin Sophia Rut. Es ging – wie auf der Ausstellungswebsite³ zu lesen – darum, das Engagement verschiedener Umweltaktivist*innen im Kontext ihrer Zeit verständlich zu machen, weshalb die Akteur*innen der Bewegung über Toneinspielungen direkt zu Wort kamen. Fotos, Filme und kurze Texte ergänzten die Hörstationen und vermittelten historischen Kontext. Einer der inhaltlichen Schwerpunkte war neben der Kraftwerksverhinderung von Zwentendorf jene von Hainburg. Auch mit der Entstehung der heutigen „LobauBleibt“- und Klimaschutz-Bewegung sowie mit dem Thema Umweltschutz und Demokratie beschäftigte sich die Ausstellung.

Zu sehen waren zudem einige wenige Objekte, unter anderem eine Sturmlaterne und vier Porzellantassen (Abb. 2), die Sophia Rut im Vorfeld der Ausstellung, im Zuge ihrer umfangreichen Recherchen, geschenkt worden waren. Sie waren im Haus von Annemarie Höferle in Verwendung gewesen, die in der Ausstellung vorgestellt wurde. Diese hatte den Au-Besetzer*innen ihr altes Bauernhaus in Stopfenreuth von 1984 bis 1985 zur Verfügung gestellt, das zum Hauptquartier der Bewegung wurde. Die Protestierenden wurden dort auch verpflegt, wobei die Tassen und die Sturmlaterne zum Einsatz kamen. Nach Ende der Ausstellung schenkte Sophia Rut die Objekte dem Volkskundemuseum.

Die Sturmlaterne mit Petroleumbehälter erhielt die Inventarnummer ÖMV/89953. Sie besteht aus einem stark verrosteten Eisenrahmen mit Glaszylinder. Hergestellt wurde sie laut schlecht leserlicher Aufschrift in Birmingham und zwar im 20. Jahrhundert.

2 https://www.volkskundemuseum.at/publikationen/publikation?publikation_id=1651527126877#135.

3 <https://www.volkskundemuseum.at/umweltbewegungen>



Abb. 2: Laterne und Tassen, verwendet während der Au-Besetzung zur Versorgung der Protestierenden, Foto: Monika Maislinger © Volkskundemuseum Wien

Die Porzellantasse mit der Inventarnummer ÖMV/89954 wurde von Firma Winterling im Bayrischen Rösau hergestellt, wie die Aufschrift auf dem Tassenboden angibt. Es handelt sich um eine kegelförmige Schale mit Standfuß. Innen ist sie mit geometrischem und floralem Golddekor verziert, am Boden sind als Abziehbilddekor in Aufglasurtechnik Blumen in Grün, Gelb und Pink zu sehen. Henkel und Fuß weisen ebenfalls eine Goldverzierung auf.

Unter der Inventarnummer ÖMV/89955 ist jene weiße Porzellantasse verzeichnet, welche die typische konische Form des Lilienporzellans aufweist und kein weiteres Dekor trägt. Der Hinweis auf die Herstellerfirma ist am Tassenboden aufgemalt: LILIEN PORZELLAN AUSTRIA.

Einen grünen Firmenstempel am Boden trägt die Tasse mit der Inventarnummer ÖMV/89956, nämlich PORZELLANA SCHMIDT S. CATARINA MADE IN BRAZIL, außerdem den weiteren Herstellerhinweis in Gold: 1306 Ae.018. Es handelt sich um eine geschwungene Schale mit Standfuß mit geometrischen und floralen Motiven in Abziehbilddekor in Aufglasurtechnik; der Fuß und der untere Bereich der Schale sind außen grün, oben meliert; außen und auf dem Henkel findet sich zusätzlich Golddekor.

Auch die vierte Tasse, mit der Inventarnummer ÖMV/89957, ist reinweiß. Es handelt sich um eine halbkugelförmige, weite Schale mit einem Herstellervermerk, der am Tassenboden aufgemalt ist: BAUSCHER WEIDEN Bavaria Germany 19. Die Untertassen aller vier Objekte sind nicht mehr erhalten.

Der in Österreich erstmals erfolgreiche „zivile Ungehorsam“, der den Bau eines Donaukraftwerks bei Hainburg verhinderte, leitete politische und aktivistische Bewegungen ein, die bis heute nachwirken. Die vorgestellten Objekte sind geeignet, ein Nachdenken über vergangenen wie aktuellen Protest, die engen Verbindungen zwischen Alltag und Ausnahmezeiten mit lokaler bis nationaler Bedeutung anzustoßen.

KATHRIN PALLESTRANG

Berichte und Besprechungen



Bericht zum Workshop „Was können wir tun? Anwendungshorizonte kulturwissenschaftlicher Stadtforschung“ des Netzwerks Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Wiener Institut für Europäische Ethnologie, 16. bis 17. März 2023

„Was können wir tun? Das 13. Arbeitstreffen des internationalen Netzwerks Kulturwissenschaftliche Stadtforschung“ stellte die offene Frage nach Möglichkeiten und Grenzen anwendungsbezogener Stadtforschung und damit verbunden auch nach ihrer Rolle in gegenwärtigen Transformationsprozessen des urbanen Raums.

Felix Gaillinger und *Brigitta Schmidt-Lauber* (beide Institut für Europäische Ethnologie, Wien) luden mit einem vielfältigen Programm nach Wien: Dieses reichte von Forschungsberichten über theoretische wie methodische Impulse bis hin zu Einblicken in kuratorische Aufgaben in Museen und künstlerische Interventionen. Das Treffen bot damit nicht nur Informationen zu aktuellen Forschungen zur und in der Stadt, sondern regte zur kritischen Reflexion und gesellschaftspolitischen Kontextualisierung kulturwissenschaftlicher Zugänge an.

Den Auftakt machte *Milena Bister* (Institut für Europäische Ethnologie, Wien) mit einem Workshop zum ethnographischen Forschen im praktischen Modus der „Ko-laboration“. Das unter anderem von Bister mit ihren Kolleg:innen Patrick Bieler und Christine Schmid ausgearbeitete Konzept meint, dass unterschiedlich situierte Forschungspartner:innen aus Wissenschaft und Praxis als epistemische Akteur:innen in einem konstruierten Rahmen zusammenkommen und neues Wissen produzieren. Ziel ist dabei nicht die Synthese der verschiedenen Wissensbestände, sondern die produktive Erweiterung der jeweiligen Fachkenntnisse im Sinne einer „katalytischen Praxis“. Wolfgang Kaschubas Rede der doppelten Intervention¹ (für das Feld und in das Feld) als zwei Varianten europäisch-ethnologischer Forschung soll durch die Intervention „mit dem Feld“ ergänzt werden.

1 Wolfgang Kaschuba: Reflexion und Intervention. Zum Ethos volkskundlich-ethnologischer Forschung. In: Karl Braun u. a. (Hg.): Umbruchszeiten: Epistemologie und Methodologie in Selbstreflexion. Dokumentation der dgV-Hochschultagung 2010 in Marburg. Marburg 2012, S. 101–120.

Demnach ist die Analyse von Feldpraktiken, vorherrschenden Normen sowie der Situiertheit der Forscher:innen nicht nur epistemisch wertvoll, sie vermag zugleich zu Veränderungen dieser Praktiken anzuregen.

Wiewohl die Vorgehensweise in der anschließenden Diskussion als Irritation (gewohnter) ethnographischer Arbeit Zuspruch bekam, wurden auch kritische Einwürfe besprochen: Was ist „das Feld“ als Ort der Interventionen, unterliegt es doch einer organisatorisch intensiven Konstruktionsleistung seitens der Forscher:innen? Welche Hierarchien prägen ko-laborative Forschungsbeziehungen? Ist ein geteiltes Erkenntnisinteresse zwischen Forscher:in und Expert:in aus unterschiedlichen Wissensbereichen möglich bzw. wünschenswert? Einer erwähnten Assoziation des Begriffs mit Krieg bzw. beschuldigter Zusammenarbeit mit dem Kriegsgegner begegnete Bister mit dem Hinweis auf den bewusst gesetzten Bindestrich.

Wie diese Interventionen nun praktisch umgesetzt werden können, zeigten die folgenden Einblicke in aktuelle Stadtforschungen. *Sabrina Stranzl*, *Judith Laister* (beide Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Graz) und *Brigitte Temel* (Institut für Konfliktforschung, Wien) informierten unter dem Titel *If I can't spray, it's not my revolution!* über partizipative Graffitiworkshops mit Mädchen in Wien, St. Pölten und Graz. Diese dienten der Sensibilisierung mit dem Thema Gewalt und zielten zugleich auf Strategien der Bestärkung, des Widerstands und des Zusammenhalts. Der Fragestellung folgend, wie öffentliche Bildproduktionen zum Empowerment junger Mädchen und Geschlechtergerechtigkeit beitragen können, wurden Formen visueller Repräsentationen (im Stadtraum wie im virtuellen Raum), darin ausgedrückte gesellschaftlicher Konflikte und Machtpositionen ebenso diskutiert wie ko-laborative Publikationsformen vom Zine bis zum Kurzfilm.²

Danach berichtete *Simone Egger* (Institut für Kulturanalyse, Klagenfurt) über ihr Habilitations-Projekt an der Schnittstelle von Kunst und Stadtforschung. Am Beispiel eines (nicht nur) in Zeiten von Corona veranstalteten Festivals in München, das Egger gemeinsam mit den Regisseuren Bülent Kullukcu und Karnik Gregorian künstlerisch und organisatorisch geleitet hatte, stellte sie die klare

2 Zum Projekt: www.girls-can.at.

Grenzziehung zwischen angewandter und theoretischer Forschung infrage. Sie beschrieb die Praxis, Pop-Up-Konzepte an dezentralen Orten umzusetzen, als inklusiven Gegenentwurf zum Festival im bisher gewohnten Rahmen in etablierten Räumen. Sie hätten, so Egger, mit ihrem Festival zentralisierte, stadträumliche Hierarchien herausgefordert, die einem bürgerlichen Kulturvermittlungs-Verständnis folgten. Egger vertrat eine dezidiert kritische Position angewandter Stadtforschung: Analytische Kompetenzen können engagiert dafür nutzbar gemacht werden, positiv auf Inklusion städtischer Praktiken und Infrastrukturen einzuwirken.

In einer abendlichen Diskussionsrunde, zugleich letzter Programmpunkt des ersten Workshoptags, wurden anschließend drei Praxisperspektiven auf städtische Möblierung präsentiert. Felix Gaillinger, der sich in seiner Dissertation mit dem Sitzen als spezifisches Moment im urbanen Alltag auseinandersetzt, regte in seiner Einführung dazu an, über das Zusammenspiel sozialer Praxen und Infrastrukturen des Sitzens, über dadurch vermittelte (hierarchische) Positionierungen, inhärente Zeitregime und der Konfiguration von Öffentlichkeit/en im Plural nachzudenken. Die Kuratorin *Alina Strmljan* (Wien Museum) und die Künstlerin *Iklım Dogan* teilten mit ihrem Fokus auf städtische Sitzgelegenheiten sodann Perspektiven auf ein im musealen Bereich unterrepräsentiertes Thema und stellten die dadurch motivierte Ausstellung *Nehmen Sie Platz! Die Parkbank als Soziale Skulptur* (Wien Museum 2022) vor. Die Design Generalisten *Raphael Volkmer* und *David Grüner* mit ihrer an Joseph Beuys angelehnten Aufforderung, 7.000 Bänke in der Stadt zu bauen, sowie *Hanna Schwarz*, Vertreterin der Initiative *geht.doch.wien*, mit der Aktion *#sesseltanz* demonstrierten zwei verschiedene Möglichkeiten, sich in den öffentlichen Raum und dessen Infrastruktur des Sitzens einzuschreiben. Ihre Initiativen gestalten den öffentlichen Raum „von unten“ mit und finden sich hierbei im Spannungsfeld von stadtpolitischen Interessenslagen, Behördenlogiken und zivilgesellschaftlichem Engagement wieder. So boten Volkmer und Grüner gemeinsam mit Bana Saadeh Bench Building-Workshops an, während Schwarz und Kolleg:innen mit ihren gezielt im Stadtraum für alle zugänglich aufgestellten roten Klappsesseln alternative Versionen der Raumnutzung erprobten.

Am zweiten Tag berichteten *Marion Hamm* und *Alexa Färber* (beide Institut für Europäische Ethnologie, Wien) über das

internationale Drittmittelprojekt *Infrastructuring the Social: Public Libraries and their Transformative Capacity in Austerity Urbanism* (ILIT). Der Forschungsverbund untersucht, wie städtische Büchereien in Rotterdam, Malmö und Wien als soziokulturelle Infrastrukturen auf gegenwärtige gesellschaftliche Herausforderungen reagieren. Es handle sich um öffentliche und zugleich stark reglementierte Orte, die jedenfalls mehr sind bzw. machen als Bücherverleih. Der Praxis des „Librarizing“, verstanden als spezifische Qualität der Stadtproduktion, wird auf unterschiedlichen Ebenen nachgespürt.³

Heike Lüken (Institut für Bewegungswissenschaft, Hamburg) stellte das transdisziplinäre, am City Science Lab der HCU Hamburg angesiedelte Projekt *PaKOMM* (Partizipation: kollaborativ und multimedial) vor. Als Begleitung von aktuellen Planungsprojekten werden dort anhand verschiedener Tools für Stadtplanung und Architektur (Touch Table, Augmented Reality, VR-Brillen) Partizipationspraktiken beforscht. Anspruch ist es, Fachpersonal, Anwohner:innen, Investor:innen und Planer:innen auf Augenhöhe in die Entwicklung einzubinden. Durch die Teilnahme an „institutionalisierten Partizipationen“ (wie Workshops) wird Partizipation selbst zum Untersuchungsgegenstand.

Hannah Varga (Berlin/St. Pölten) präsentierte ihre Doktorarbeit im Architekturstudium in Alicante. Darin analysierte sie Ortsspezifität als zentrales Konzept sowie Bezugsgröße in der architektonischen Gestaltungspraxis und -forschung: Ist die Debatte meist noch stark an den Diskursen und Praktiken des Modernismus orientiert, wonach Orte und ‚Sites‘ als allgemeine analytische Kategorie und Konzept verstanden werden, gelingt es hier, Orte als Akteure, Infrastrukturen oder Ökologien zu betrachten. Ein kulturwissenschaftlicher Ansatz, so berichtete Varga aus ihrer Forschung, kann in Anwendung der Akteur-Netzwerk-Theorie dazu dienen, Architektur gesellschaftlich zu kontextualisieren und differenzierte Antworten auf mögliche Nachnutzungen von Ruinen zu liefern.

Der Beitrag von *Anna Eckert* (Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Schlemmin) führte anschließend von der Stadt aufs Land. Das Forschungsprojekt *ENKOR (Engagementkonstellation in ländlichen Räumen – ein Ost-West-Vergleich)*, an dem sie als

3 Zum Projekt: www.transforminglibraries.net.

Europäische Ethnologin beteiligt ist, beschäftigt sich mit bürgerschaftlichem Engagement im ländlichen Raum. Was macht Engagement heutzutage aus? In welchen Formen zeigt sich Ehrenamt gerade in ländlichen Räumen formal oder informell, institutionell oder temporär, kollektiv oder individuell? Wie können diese Engagements gefördert werden? Sozialräumliche Fragen, politische Interessen und zunehmende Diversifizierung der Akteur:innen führten zu breiteren Diskussionen zu aktuellen Transformationen des ländlichen Raums.

Den Abschluss der Veranstaltung bildete eine von *Cornelia Dlabaja* (ÖAW, Wien) geleitete Exkursion zum Volkskundemuseum Wien. Kurator *Herbert Justnik* (Volkskundemuseum Wien) führte durch die Ausstellung *Von Zwentendorf zu CO₂. Kämpfe der Umweltbewegung in Österreich* und stellte am konkreten Beispiel museale Vermittlungen kulturwissenschaftlicher Stadtforschung zur Diskussion.

Die offene Frage danach, was wir tun können, erwies sich als produktive übergeordnete Klammer des Workshops. Die vielfältigen Einblicke in Forschungsansätze und -abläufe in außeruniversitäre Tätigkeitsfelder und die dadurch angeregten Diskussionen, die immer wieder Verbindungen offenlegten, schufen unter den Forscher:innen gegenseitiges Empowerment – so eine der Beitragenden – und Mutgebende Antworten auf diese Frage. Über zwei Tage kristallisierten sich dabei verschiedene Verständnisse und Dimensionierungen von sowie Herangehensweisen an „Praxis“ heraus: in Ko-laborationen, in Ausstellungen, in Workshops, in aktivistischen und künstlerischen Interventionen, in der Ausbildung oder auch im Berufsalltag. Bisters Appell an das Austarieren von Möglichkeiten der Zusammenarbeit und des Wissensaustauschs auf verschiedenen Ebenen der Forschung fand in vielen Beiträgen einen Widerhall. Ko-laborative, transdisziplinäre Forschungen zeigen, wie kulturwissenschaftliche Zugänge aktuelle Entwicklungen nicht nur beobachten, sondern begleiten und mitgestalten können. Wir können oder vielmehr sollen uns, so der Tenor, nicht nur in andere Fächer wie Architektur, Planungswissenschaften oder Digital Humanities einmischen, sondern auch mit kritischer Haltung forschend auf Veränderungen des städtischen Raums reagieren. Löhnen würde es sich in diesem Zusammenhang weiter danach zu fragen, wer das „Wir“ im Titel der Tagungsfrage ist, sein kann und sein sollte. Ko-laborationen plädieren hier für den Abbau von Hierarchisierungen zwischen „Beforschten“

und „Forschenden“ und damit auch zwischen „uns“ und den „anderen“. Ferner böte es sich an, der Frage, was wir praktisch tun können, der kritischen Diskussion gegenüberzustellen, was Stadtforscher:innen überhaupt tun wollen und sollen, gibt es doch auch forschungsethische, moralische und weitere Grenzen engagierter, bewegender Zugänge.

FELIX GAILLINGER UND THASSILO HAZOD

**Bericht zur 30. Tagung der Österreichischen Gesellschaft
für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ÖGEKW),
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, 18. bis 20. Mai 2023**

„Wir sind keine Medienwissenschaft“ habe ihm vor vielen Jahren Gottfried Korff entgegengehalten, als er sein Interesse an Technik und Digitalität bekundete, und damals, so ließ Klaus Schönberger das Plenum der Fishbowl-Diskussion am Samstagvormittag wissen, habe er den Tübinger Professor nicht verstanden. Heute aber teile er dessen Meinung, denn – und damit griff Schönberger Titel und Einladung zur 30. Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde auf – es gehe um eine „epistemische Perspektive in Bezug auf Digitalität, die den Alltag der Menschen zum Ausgangspunkt nimmt“ im Sinne einer „kritische[n] Gesellschaftsanalyse“, und nicht darum, „die Digitalität“ zu erforschen.

An drei Tagen mit insgesamt acht Panels und 28 Vorträgen verfolgten Beitragende aus Österreich, Deutschland und der Schweiz diese Zielsetzung mit unterschiedlichen Schwerpunkten, unter anderem Digitalität im urbanen Raum, im Archiv, im Arbeitskontext sowie Fragen der Verschränktheit von „online“ und „offline“ und der Diskursivierung digitaler Technologien und Alltagspraktiken.

In ihrer Keynote hinterfragte *Estrid Sørensen* (Bochum) aus postkolonialer Perspektive die Rolle von Big Data im Prozess der Wissensproduktion. Sie wies auf die Unterkomplexität und unzulässige Generalisierungen der Data Science hin. Sørensen zeigte, wie durch einen dekolonialen Ansatz „engagierte“ Daten produziert

werden können, indem multiperspektivische Visualisierungen Reflexionsprozesse anstoßen und je eigene Perspektivierungen und Wertungen sichtbar machen. Auch *Felix Stalder* (Zürich/Wien) thematisierte in seinem Abendvortrag die Möglichkeiten und Grenzen datenvisualisierender Verfahren anhand eines Begleitprojektes der Wiederansiedelung der vormals ausgerotteten Waldraupe im Alpenraum. Die Waldraupe erscheint in der digitalen Visualisierung als beweglicher Knotenpunkt eines dichten Netzwerks, der klassische Unterscheidungen wie Natur und Gesellschaft, Zivilisation und Wildnis überlagere und überschreibe.

Katharina Graf (Frankfurt/M.) plädierte im ersten Panel für einen multisensorischen Forschungsansatz, um die vielfältigen Aspekte des Digitalen im Küchenalltag zu erfassen und Mensch-Technik-Interaktionen – das Kochen mit einem Thermomix zum Beispiel – als kollaborative Praxis in der Küche wahrzunehmen.

Im zweiten Vortrag untersuchten *Moritz Ege* und *Lara Gruhn* (beide Zürich) anhand von Spenden-Apps die Verhandlung von ‚gerechten‘ und ‚ungerechten‘ Güterverteilungen, *deservingness* und Vulnerabilitäten in digitalen Umgebungen sowie die Implikationen für das Verhältnis von Staat, Firmen und Zivilgesellschaft. Spenden-Apps würden, so Ege und Gruhn, im Sinne eines *digital solutionism* als schnelle, zugängliche und effiziente Hilfe wahrgenommen. Spendenaktionen auf Plattformen (sozialen Medien) würden als familiär und vertraut erlebt, zugleich führe die Selbstorganisation aber mitunter zu Erschöpfungszuständen der engagierten Akteur:innen.

Im zweiten Panel zu Digitalität in der Stadt beschäftigte sich *Simone Egger* (Klagenfurt) mit der Umgestaltung des urbanen Raumes durch Digitalität, die neue Handlungsfelder und Räume eröffne, zugleich aber zur Schließung von analogen Geschäften und Clubs führe. Dies schaffe mit der Ansiedlung von IT-Unternehmen auch prekäre Wohnsituationen. Es entwickelten sich Geschäftsmodelle wie Lieferservicedienste und Plattformökonomien, was nicht nur zu Verkehrsveränderungen führe, sondern auch zu Problemen, etwa bei der Entsorgung von Müll. Dabei lasse eine „offizielle positive Erzählung“ die Frage danach, welches „urbane Leben“ eigentlich erstrebenswert sei, nicht zu.

Ähnlich fragte *Cornelia Dlabaja* (Wien) nach der „Transformation des Städtischen durch das Digitale“ anhand der „Orientierung

und Wahrnehmung in der digitalisierten Stadt“ am Beispiel der Seestadt Aspern in Wien. Der Alltag in urbanen Umgebungen wandle sich, so würden Webanwendungen wie Google Maps Praktiken des Erkundens von Stadtraum verändern. *Marion Hamm* (Wien) thematisierte die Verflochtenheit von digitalen und analogen Materialitäten in öffentlichen Bibliotheken und führte den Begriff „Technosozialität“ ein.

Das dritte Panel galt der Diskursivierung des Digitalen. *Fabian Ziemer* (Hamburg) fragte – ausgehend vom Musikproduktionsprogramm Ableton Live – danach, wie digitales Handeln als Selbstführung (Foucault) und Sinnstiftung (Cassirer) gelesen werden könne. Das Enabling-Potenzial der mitunter sehr anspruchsvollen technischen Tools spiele im Subjektivierungsprozess eine ambivalente Rolle.

Mitten aus dem Corona-Alltag stammte das Thema von *Marion Näser-Lather* (Innsbruck), die sich der digitalen Hochschullehre widmete. Anhand der sehr unterschiedlichen Bewertung von Videokonferenzen zeigte sie spezifische Vorstellungen von Präsenz auf, die Diskursivierungen digitaler Lehre von Gefühlen der Isolation bis hin zur Betonung von Ermöglichungspotentialen hervorbrächten. Körperliche Ko-Präsenz werde im Kontext mit der Pandemie zugleich mystifiziert und pathologisiert und entsprechend bedeutsam seien die digitalen Praktiken des „doing presence“.

Rocco Leuzzi (St. Pölten) ging im vierten Panel der Frage nach Möglichkeiten der Musealisierung plattformabhängiger digitaler Objekte nach – von einem Robotik-Konvolut aus einem Projekt für Schüler:innen in Niederösterreich bis hin zu regionalen Smartphone-Apps.

Franziska Mair (Regensburg) berichtete im Kontext ihrer Dissertationsforschung zu jüdischem Kulturerbe im ländlichen Franken von der Erstellung einer Datenbank für Grabsteininschriften auf jüdischen Friedhöfen.

Nils Matzner und *Matthias Wieser* (beide Klagenfurt) fragten in ihrem Vortrag anhand ihrer Forschung zur Vergabe des Ingeborg-Bachmann-Preises während der Tage der deutschsprachigen Literatur (seit 1977 in Klagenfurt) nach dem Verhältnis von Literatur und Digitalem.

Der von *Katharina Kinder-Kurlanda* (Klagenfurt) moderierte Roundtable unter dem Titel *Ethnographie des Digitalen*:

Künstliche Intelligenz und die Zusammenarbeit in der Technikentwicklung (Teilnehmer:innen: *Nikolaus Poebhacker*, Klagenfurt; *Miriam Fabimi*, Klagenfurt; *Lina Franken*, Vechta; *Berit Zimmerling*, Tübingen; *Tim Schaffarczyk*, Tübingen) reflektierte, welche Rollen Forschenden in digitalen Feldern sowohl zugeschrieben und zugestanden wurden, aber auch welche Positionierung sie selbst aktiv betrieben. Lina Franken hob hervor, dass digitale Ethnographien sich weniger durch einen methodisch neuen Zugang und eher durch eine „eigene Perspektive“ auszeichneten, die im Feld und der Zusammenarbeit mit anderen Akteur:innen in der Technikentwicklung eingebracht werden sollte.

Dennis Eckhardt (Nürnberg) beschrieb im fünften Panel, wie eine User Journey, in diesem Fall der Weg durch eine online Preisvergleichsplattform, hergestellt wird, die als standardisiertes Produkt das Online-Surfen gestaltet. Eckhardt verwies auf die Bedeutung menschlicher Arbeit, welche die User Experience auf den vermeintlich menschenleeren und automatisierten Plattformen ermögliche.

Jasmin Schreyer (Erlangen/Nürnberg) fragte nach dem Zusammenhang zwischen algorithmischer Arbeitskoordination sowie Selbst- und Fremdbestimmung von Kurier:innen auf Fahrradkurierdienst-Plattformen. Sie zeigte, dass, gestützt durch „Narrative der Unabhängigkeit“ – wie dem Imperativ: „sei deine eigene Chefin“ – Zugehörigkeit zu technologischer Avantgarde suggeriert werde. Zugleich aber würden Asymmetrien und Hierarchien installiert, wenn die Fahrer:innendaten ausgewertet und weiterverkauft würden. In einem zweiten als Fallbeispiel herangezogenen Unternehmen hingegen konstituierte sich mithilfe der digitalen Anwendungen ein basisdemokratisches Kollektiv.

Libuše Hannah Veprek (München) berichtete aus ihrem Dissertationsprojekt zu biomedizinischen Arbeitspraktiken in der Alzheimerforschung und von einem Citizen Science Spiel, das zur Lösung maschineller Auswertungsprobleme (Human Computation) eingesetzt wurde. Anhand der Etablierung neuer Prozeduren in der Zusammenarbeit von Wissenschaftler:innen und der beteiligten Öffentlichkeit verdeutlichte sie soziomaterielle Praktiken, in denen Vertrauen vor allem durch Routine hergestellt werde.

Ronja Trischler (Dortmund) und *Matthias Wiesner* (Klagenfurt) versuchten „Hackathons als Ritual“ zu verstehen und damit die allgemein zur kollaborativen Softwareentwicklung veranstalteten

Events als gesellschaftsstabilisierendes und zugleich transformierendes Element eines digitalen Kapitalismus zu lesen.

Das sechste Panel widmete sich dem Thema Arbeiten in, mit und an digitalen Beständen in Archiven. Einführend stellten *Lina Franken* (Vechta) und *Johannes Müske* (Freiburg) Spezifika digitaler ethnographischer Archive heraus, wie Quellenvielfalt, haptische, materiale und qualitative Besonderheiten der ethnographischen Daten, aber auch institutionelle Rahmenbedingungen, von personeller Unterbesetzung bis hin zu unklaren Zuständigkeiten. Sie fragten nach Möglichkeiten, entstehende Metadaten für die interinstitutionelle Zusammenarbeit zu vereinheitlichen sowie Sammlungen digital auszustellen und dauerhaft zugänglich zu machen, jedoch auch nach Zielgruppen der Digitalisierungsbemühungen. Alle Beiträge gewährten zu diesen Einblicke, so stellten *Ira Spieker* und *Marsina Noll* (beide Dresden) Digitalisierungsprojekte des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde vor, darunter das Digitale Bildarchiv und das Lebensgeschichtliche Archiv für Sachsen mit Beständen von rund 200.000 Bildobjekten, schriftlichen Dokumenten sowie Interviewaufnahmen.

Christian Baisch (Bonn) präsentierte das Onlineportal *Alltagskulturen im Rheinland* und verwies dabei auf die erfolgreiche Implementierung einer sogenannten „facettierten Suche“ – der Möglichkeit, innerhalb einer Datenbank mithilfe von Metadatenkriterien zu navigieren.

Elisabeth Haug (Staufen) und *Sabine Zinn-Thomas* (Stuttgart) berichteten von dem 2016 gegründeten Forum Alltagskultur in Baden-Württemberg und aus den beiden Landesstellen für Volkskunde in Stuttgart und Staufen, von der jeweiligen Organisationsstruktur und der gemeinsam betriebenen Webseite *alltagskultur.info*.

Johannes Müske (Freiburg) thematisierte anhand eines Projektes zur digitalen Erschließung der Tonbandsammlung Lenzburg aus dem Volksliedarchiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV), wie die Entstehung digitalen Kulturerbes als „Ko-Konstruktion“ zu begreifen sei, die sich durch „partizipative Wissenspraktiken“ ebenso auszeichne wie durch ein Zusammenspiel menschlicher und nicht-menschlicher Akteur:innen: So spielten dabei historische wie gegenwärtige Wissensordnungen eine Rolle, die technischen Voraussetzungen und die Materialität der Bestände.

Katharina Thenius-Wilber (Wien) und *Michael Greger* (Salzburg) stellten das Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dessen Kooperation mit dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde vor, bei der Bestände des Landesinstituts digitalisiert wurden.

Im Studierendenpanel analysierte *Rick Kool* (Kiel) emotionalsinnliche Erfahrungen im Virtual Reality Chat. Avatare als digitale Körper seien dabei keine Erweiterung des Selbst, sondern zeigten Möglichkeiten anderer Verwirklichungen auf. Damit gewinnen vulnerable Gruppen Sicherheit beispielsweise für Transidentitäten, allerdings biete der digitale Begegnungsraum wenig Schutz vor Übergriffen, die programmtechnisch nicht verhindert werden. *Maren Sacherers* Vortrag widmete sich einem ähnlichen Thema wie jener von Marion Näser-Lather: der digitalen Hochschullehre. Sacherer richtete den Blick auf materielle Infrastrukturen des studentischen Lernalltags und Verflechtungen taktile, räumlicher und medialer Sphären. Der Schreibtisch nehme als imaginiertes Symbol des Elfenbeinturms eine zentrale Position ein. Andere Objekte wie Pinnwände zeigten die voraussetzungsreiche Selbstorganisation, die technische Ausrüstung und räumliche Umgebung verwiesen auf sozio-ökonomische Bedingungen des Lernens. *Matthias Pöschl* (Klagenfurt) berichtete aus seiner Forschung zum Sammeln digitaler Objekte, für die er qualitative Interviews mit Expert:innen aus dem Ausstellungs-, Archiv- und Museumswesen geführt hat. *Regina Steinberger* (Klagenfurt) beschäftigte sich in ihrer Posterpräsentation mit der „Produktion und Rezeption von Wissenschaftspodcasts“.

Einen Einblick in die „Digital Disconnection Studies“ und Diskurse über Verzicht gab die Fallstudie *Christina Hämmerlings* (Zürich) zu Alltags ohne Handy, für die sie Feldnotizen, Youtube-Videos und Interviews analysierte. Hämmerling resümierte, Disconnection ließe sich (auch) als Schutz- oder Notmaßnahme verstehen, dabei sei Handynutzung stets Konsum und im Umgang mit dem Handy würden Kompetenzen der Selbstregulierung erlernt.

Erste Zwischenergebnisse aus ihrer Dissertationsforschung präsentierte *Hannah Rotthaus* (Oldenburg), die am Beispiel eines EDV-Kurses in einer Justizvollzugsanstalt nach digitalen Ungleichheiten im Gefängnis fragte und auf die spezifische Bedeutung digitaler Teilhabe hinwies. Es wurde deutlich, wie prozesshaft, zum Teil

widersprüchlich dort Digitalisierungsprozesse ausgehandelt werden.

Ruth Dorothea Eggel (Bonn) zeigte in ihrem Vortrag, wie auf Großveranstaltungen für Video- und Computerspiele mithilfe von inszenierter Dunkelheit, Lichtinstallationen und Lüftungsanlagen Erfahrungsräume für das virtuelle Erleben produziert werden.

Felix Ruppert (Marburg) stellte konzeptionelle Überlegungen aus seinem Promotionsvorhaben zur „kulturellen Figur des Hackers“ vor und berichtete von ersten Felderfahrungen.

In seinem Beitrag zur Arbeitsmobilität männlicher Sexarbeitender in einer gegenwärtig „globalisierten“ Sexindustrie verwies *Peter F. N. Hörz* (Esslingen) auf die Bedeutung digitaler Kommunikations- und Vermarktungsmöglichkeiten, die einen von ihm beobachteten „Prozess der Globalisierung der Sexualitäten“ erst möglich machten, indem sie eine „eher standorttreue Gruppe“ delokalisiert habe: Mobilität sei dabei „Teil einer Erfolgsstrategie“, die es erlaube, Ortsveränderungen gezielt und gewinnorientiert einzusetzen.

Noch vor dem letzten Panel lud die erwähnte Fishbowl-Diskussion Tagungsteilnehmer:innen dazu ein, mit Mitgliedern des Netzwerks Alltag und Technik, darunter *Lina Franken* (Vechta), *Ute Hofelder* (Klagenfurt), *Katharina Kinder-Kurlanda* (Klagenfurt) und *Klaus Schönberger* (Klagenfurt), zu diskutieren: Was soll eine kulturwissenschaftliche Technikforschung leisten können und wie lassen sich digitale Alltage als ihr Forschungsfeld fassen? Dabei sei es „nicht hinreichend“, ein „Profil über Methode“ zu entwickeln, so Schönbergers Einwurf. Aber einmal mehr wurde betont, es müsse „unsere Perspektive“ eingebracht werden. Unbeantwortet, jedoch auch unhinterfragt blieb dabei, was diese denn eigentlich sei. Bemerkenswert erscheint, dass mit dem Reden darüber ein Inside genauso konstruiert wurde wie ein Outside – oftmals: „die Programmierer“. Es bleibt offen, ob sich daraus auf geteilte Verunsicherungserfahrungen in Zusammenhang mit Feldspezifika bei der Erforschung digitaler Alltage schließen lässt.

SILKE MEYER, MARION NÄSER-LATHER
UND NADJA NEUNER-SCHATZ

**Bericht zur Tagung des netzwerk mode textil-Nachwuchskollegs
„(K)eine Frage der Relevanz! Position beziehen zu Forschungen
über Kleidung, Mode und Textilien“ und zu der 15. ordentlichen
Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil e. V.
mit anschließendem offenem Forum und Begleitprogramm, Berlin,
18. Mai bis 21. Mai 2023**

Die jährliche Mitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil (nmt) und das mehrtägige Rahmenprogramm fanden heuer wieder in Berlin statt. Tagung, Versammlung und offenes Forum wurden im Vortragssaal des Kunstgewerbemuseums am Kulturforum Berlin abgehalten. Die Organisation von Räumlichkeiten, Verpflegung sowie den begleitenden Workshops und Exkursionen oblag den aktiven Vereinsmitgliedern *Helen Pzribilla* (Zurückgeben – Stiftung zur Förderung jüdischer Frauen in Kunst und Wissenschaft Berlin), *Britta Bommer* (Kunstabibliothek, Sammlung Modebild – Lipperheidesche Kostümbibliothek Berlin), *Helga Behrmann* (Universität Potsdam) und *Gerlind Hector* (AMD München und Universität Regensburg).

Wie sehr sich derzeit Organisation und Konzeption von Tagungen in Richtung Nachhaltigkeit und Müllvermeidung verändern, zeigte sich bereits zu Beginn. Dem Organisationsteam waren diese Aspekte wichtige Anliegen: Jeder Teilnehmer bzw. jede Teilnehmerin wurde am ersten Veranstaltungstag mit einem sogenannten Mug-Kit und einem multifunktionalen Namensschild begrüßt. Das „Mug-Kit“ – ein Stofftäschchen, bestehend aus einer Tasse, einem Geschirrtuch, einem Spülschwämmchen und einer kleinen Flasche Spülmittel – sorgte dafür, dass alle mit einem Trinkgefäß ausgestattet waren, dass sie jederzeit selbst reinigen und daher über die Dauer der vier Tage für alle angebotenen Heiß- und Kaltgetränke verwenden konnten. Das Namensschild erwies sich als dreifach gefaltetes DIN-A4-Papier, auf dem neben dem eigenen Namen das gesamte Programm der vier Tage abgedruckt war. Auf der Rückseite befand sich ein Stadtplan von Berlin mit den jeweiligen Veranstaltungsorten des Rahmenprogramms.

Am ersten Tag – Donnerstag – luden die nmt-Mitglieder und Leiterinnen des nmt-Nachwuchskollegs *Heike Derwanz* (Akademie der Bildenden Künste Wien), *Melanie Haller* (Universität Paderborn)

und Barbara Schrödl (KTU Linz) zur Tagung *(K)eine Frage der Relevanz! Position beziehen zu Forschungen über Kleidung, Mode und Textilien*. Die Initiatorinnen verstanden diese Tagung als Klausur für Expert*innen mit einem fachlichen Schwerpunkt auf Mode, Kleidung oder Textil. Auch Vortragende und Fachpublikum von außerhalb des Vereins waren bei diesem Termin willkommen. Thematisiert wurde einleitend der Erklärdruck, unter dem Masterand*innen, Promovend*innen und Habilitand*innen gegenüber Lehrenden und Kolleg*innen ohne Interessen und Expertise im Bereich Mode, Textilien und Kleidung vielfach stehen. Ein Ziel des Kollegs ist es, zu zeigen, dass die Teilnehmenden mit ihrem Forschungsanliegen nicht alleine sind.

Die 19 Kurzvorträge waren unterteilt in sieben Panels (*Geschichte differenzieren, Geschichte dekolonialisieren, Akteur*innen involvieren, Räume fokussieren, Digitalisierung reflektieren, Lehre reformieren* und *Wissen archivieren*) mit jeweils einer abschließenden moderierten Diskussionsrunde. Die Beiträge werden zudem durch das nmt-Nachwuchskolleg publiziert.

Das umfangreiche Programm glänzte mit abwechslungsreichen Präsentationen zu aktuellen Auseinandersetzungen, Forschungsarbeiten und -ergebnissen u. a. aus den Bereichen Geschichtswissenschaft, Archivwissenschaft, Kunstgeschichte, Konsumverhalten, Produktion, Design, Handwerk, Medienwissenschaften, Wissensvermittlung und Ausbildung, Digitalität, Digitalisierung, Digital Humanities etc. Gemeinsam mit der vorherigen Aufzählung der Panelthemen verdeutlicht das, wie interdisziplinär und gewichtig das Forschungsfeld um Mode, Kleidung und Textilien ist.

Zusätzlich zu vertrauten Fragestellungen wurden Schlaglichter auf sich aktuell eröffnende Gebiete wie „Digital Fashion“ und digitale Modekörper geworfen. Diese Tagung war anregend und es machte Freude, den Präsentationen zu folgen. Allerdings war das Programm sehr dicht und die allgemeine Aufnahmefähigkeit sank gegen Ende des Tages immens. Das war sicher auch den räumlichen Gegebenheiten geschuldet, da der vollklimatisierte Vortragssaal über keine Fenster und somit weder über Tageslicht noch über die Möglichkeit zu lüften verfügte.

Am nächsten Tag – Freitag – teilten sich die Vereinsmitglieder auf verschiedene Programmpunkte auf, die im Vorfeld zur

Auswahl gestellt worden waren: Ein Workshop zur 3-D-Erfassung historischer Kleidung im Kunstgewerbemuseum Berlin u. a. mit *Sabine de Günther* (UCLAB/FH Potsdam) und *Katrin Lindemann* (Kunstgewerbemuseum Berlin), eine Besichtigung des C2C LAB Berlin mit Schwerpunkt auf textilen Produkten mit *Helga Behrmann* (Universität Potsdam), ein Depotbesuch der Textilsammlung des Islamischen Museums Berlin, ein exklusiver Einblick in die Stoffmusterbücher aus dem historischen Archiv der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) Berlin mit *Dorothee Haffner* (HTW Berlin) und ein Atelierbesuch beim Modedesigner *William Fan*. Die Autorin nahm an der Depotführung und der Veranstaltung zu den Stoffmusterbüchern teil.

Bei der Führung wurden nicht nur Einblicke in das Depot gewährt, sondern ebenso in die Werkstatt der Restaurator*innen des Islamischen Museums. Da sich die Sammlung aus Textilfragmenten von archäologischen Funden und Teppichen zusammensetzt, standen neben der Besichtigung der textilen Überreste die Teppichlagerung, -restaurierung und -reinigung im Fokus. Besondere Aufmerksamkeit bekam der Ansatz des Museums, ein Textil für jeden Monat in einer Ausstellung, danach aus konservatorischen Gründen für mindestens ein Jahr im Depot zu behalten und erst nach Ablauf dieser Frist wieder zu zeigen oder zu verleihen.

Die Musterbücher aus der HTW Berlin wurden von Haffner extra für diesen Anlass ins Kunstforum Berlin gebracht, wo diese mit Handschuhen und Vorsicht von den Anwesenden durchgeblättert werden durften. Es handelt sich dabei um einen Dachbodenfund aus dem Jahr 2005. Das entdeckte Konvolut stammt aus dem Zeitraum um 1830 bis 1930.

Anschließend an die Nachmittagsveranstaltungen gab es für alle Vereinsmitglieder noch die Möglichkeit, an einem Workshop mit Schwerpunkt auf Vereinsinterna und einem gemeinsamen Abendessen teilzunehmen.

Am Samstag fand die jährliche Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen statt. Diese brachten personelle Veränderungen bei vier der fünf institutionellen Organe: *Gudrun M. König* (TU Dortmund) löste nach über vier Jahren die 1. Vorsitzende *Elisabeth Hackspiel-Mikosch* (AMD Düsseldorf) ab. *Lioba Keller-Drescher* (WWU Münster) folgte *Uta-Christiane Bergemann* (Ruhr-Universität

Bochum) als 2. Vorsitzende nach. *Katrin Lindemann* (Kunstgewerbemuseum Berlin) und *Dagmar Venohr* (Fair Fashion Factory) übernahmen die Positionen als Beisitzerinnen von *Michaela Breil* (Staatliches Textil- und Industriemuseum Augsburg) und *Evelyn Schweynoch* (Deutsches Damast- und Frottiertmuseum). *Rosita Nemo* wurde als Schatzmeisterin erneut bestätigt.

Danach, wenn auch aufgrund der länger andauernden Versammlung verzögert, startete das offene Forum. Unterteilt in vier Blöcke (*Stoffmusterbücher/Europäische Kooperationen, Nachhaltigkeit/Überfluss, Museum/Ausstellungen* und *Modebilder/Kunst- und Kulturgeschichte*), wurden von 13 Vereinsmitgliedern Projekte, Institutionen, Sammlungen oder Ausstellungen vorgestellt. Besonders interessant war die Präsentation von *Heike Derwanz* (Akademie der bildenden Künste Wien) zum Thema *Kleidung im Überfluss. Wie Fast Fashion unsere Beziehung zur Kleidung verändert*, welches von der Vortragenden beforscht und aktuell für eine Monografie aufbereitet wird. Der Beitrag von *Evelyn Schweynoch* (Deutsches Damast- und Frottiertmuseum) gewährte wichtige Einblicke zur Neuausrichtung des Deutschen Damast- und Frottiertmuseum in Großschönau und den damit verbundenen Herausforderungen. Außerdem hervorzuheben sind die folgenden beiden Vorträge: *Britta Bommert* (Kunstabibliothek, Sammlung Modebild – Lipperheidesche Kostümbibliothek Berlin) sprach über *55.000 Dias – Kollektionsbilder der Haute Couture- und Prêt-à-porter-Schauen in Paris von 1989 bis 1994* und die damit verbundenen Aufgaben und zum Umgang mit einer Sammlung mit so großen Konvoluten. *Sabine de Günther* (UCLAB/FH Potsdam) stellte das interdisziplinäre Forschungs- und Digitalisierungsprojekt *Restating Fashion. Kontextualisierung vestimentärer Quellen* vor, welches sich auf die Kulturgeschichte der Kleidung fokussiert und durch die Digitalisierung u. a. von Beständen der Kunstabibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin sowie des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg Quellenmaterial z. B. für analytische Forschungszwecke zur Verfügung stellt. Insgesamt waren die diesjährigen Vorträge im Rahmen des offenen Forums qualitativ und gut vorbereitet. Bedauerlicherweise konnte aufgrund des sehr gedrängten Ablaufs, der von Beginn an mangelnden Zeit und dem nachfolgenden Termin – ein gemeinsames Festessen – zwischen den Vortragenden und Publikum kein Dialog zu den Präsentationen entstehen.

Gemeinsam mit ihrer Kollegin *Monika Maislinger* (Volkskundemuseum Wien) präsentierte die Autorin in diesem Rahmen die Sonderausstellung *Gesammelt um jeden Preis! Wie Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen* – 22. April bis 26. November 2023 im Volkskundemuseum Wien.

Am letzten Tag – Sonntag – standen für die Vereinsmitglieder vorab drei Möglichkeiten zur Auswahl: ein kombinierter Atelierbesuch bei den international bekannten Designerinnen *Esther Perbandt* und *Claudia Skoda*, ein Workshop zu Stopfen und Flickern mit *Anja Leshoff* oder ein Besuch im Studio von *Eugenie Schmidt* zum Thema *Re-Animation der Mode*. Die Autorin hat sich für die erste Möglichkeit entschieden.

Die beiden Berliner Designerinnen haben die Gruppe persönlich empfangen, über ihr Leben und ihren Werdegang erzählt, Fragen beantwortet und Einblick in ihr Schaffen gegeben. Esther Perbandt kreiert monochrom in Schwarz. Das zieht sich durch ihren Look und ihr Arbeitsumfeld. Neben realen Kleidungsstücken wird von ihr von Zeit zu Zeit auch digitale Kleidung erschaffen und inszeniert. Die Anwesenden bekamen Eindrücke von beiden Schaffensbereichen.

Claudia Skoda arbeitet seit den frühen 1970er Jahren als Strickdesignerin. Internationale Künstler*innen (am bekanntesten davon war wohl David Bowie) trugen und tragen Kreationen von Skoda. Ihrem Wirken wurde 2021 im Kulturforum Berlin die Ausstellung *Claudia Skoda. Dressed to Thrill* gewidmet. Bei Skoda war auch ihre Freundin, das Model *Jenny Kapitän* (mehrfach fotografiert von Helmut Newton), im Atelier anwesend und sie berichtete ebenfalls von ihren Erlebnissen in der Modeszene. Neben den vorgestellten Kleidungsstücken waren besonders die Gespräche mit diesen Frauen eine Bereicherung.

Das nächste Jahrestreffen des netzwerk mode textil wird in Dresden stattfinden – voraussichtlich im Mai 2024.

MARIA RAID

Bericht über das 55. Internationale Keramik-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung „Keramik als kulturelle Manifestation. Die Donauländer und die großen Stromsysteme Europas. Produktion, Handel, Migration, Kulturaustausch. Tradition und Innovation“, Ungarisches Nationalmuseum, Budapest, 4. bis 9. September 2023

Keramiken sind nicht nur Gebrauchs- oder Dekorationsgegenstände, sondern auch Zeugen kultureller Beziehungen. Keramische Technologien und Objekte können durch Migration ihrer Hersteller*innen entstehen, sie können aber auch über Handelswege weitergegeben werden. Da der Binnentransport entlang der Flüsse am billigsten und sichersten war, verbreiteten sich Waren und Innovationen vor allem entlang der größeren Flüsse. An manchen Orten haben sich Traditionen beharrlich gehalten, während an anderen ein intensiver kultureller Austausch zu Erneuerungen geführt hat. Diese kulturellen Phänomene vom Mittelalter bis zur Neuzeit waren das zentrale Thema der Tagung.

Das Ungarische Nationalmuseum war zum ersten Mal Veranstaltungsort des Internationalen Keramiksymposiums. *Gábor Tomka*, der stellvertretende Generaldirektor, erinnerte in seinen Begrüßungsworten an das Verdienst des Arbeitskreises für Keramikforschung, auch in Zeiten der politischen Teilung Europas Kontakt in den Osten gehalten zu haben. Für den Vorstand des Arbeitskreises begrüßte *Hans Georg Stephan* und lobte die Willkommenskultur im Gebäude des Nationalmuseums, das „bis heute die Imposanz der Monarchie ausstrahlt“. Er stellte fest, dass der Arbeitskreis und seine Mitglieder überaltert sind und daher die Zahl der Teilnehmer*innen nicht so groß sei wie erwartet. Es nahmen nur drei Personen aus Österreich, je eine aus Tschechien, aus Georgien und aus Israel, zwei aus der Schweiz, sechs aus Rumänien, zehn aus Ungarn und 18 aus Deutschland teil.

Der erste Referateblock war der „Königdisziplin“ des Arbeitskreises, den Ofenkacheln, gewidmet. *Harald Rosmanitz* (Würzburg) berichtete über Ausgrabungen im Rhein-Main-Raum (Burg Bartenstein). Ausgehend von Fragmenten, versucht er mittels spezieller Computerprogramme, Kachel- und Ofenformen zu rekonstruieren und damit zu einer Interpretation der Funde für den

deutschen bzw. den europäischen Raum zu gelangen. *Gerald Volker Grimm* (Bonn) zeigte anhand von mittelalterlichen Kacheln, dass Werkstätten aus dem oberdeutschen Raum in ihrer Produktion verschiedene Wege gingen, um den Adel in den südlichen Donauländern mit Ofenkacheln nach Vorlagen von Kupferstichen zu beliefern: Die einen fertigten sie an, andere gestalteten nur die Patrizen und vertrieben diese an andere Werkstätten. *Gabriela Blažková* (Prag) stellte sieben verschiedene großformatige reliefgeschmückte Ofenkacheln aus einer Rettungsgrabung auf dem Hradschin vor. Die Blattkacheln stammen aus derselben Werkstatt und wurden auf dem Burgberg in der Hinterfüllung der Fundamente des 1567 fertiggestellten Palais Schwarzenberg gefunden. Es handelt sich vermutlich um architektonische Elemente aus polychrom glasierter Keramik, die nie verbaut wurden. *Rita Rakonczay* (Budapest) zeigte sogenannte Reformationskacheln aus dem Nordwesten des ehemaligen Königreichs Ungarn. Diese Region war durch ihre geografische Lage von der zeitgenössischen deutschen und österreichischen Kachelkunst geprägt, wobei die Ware über die Donau verhandelt wurde. Als Vergleich brachte die Doktorandin am Institut für Archäologie in Budapest den protestantischen Ofen von Grafenegg in Niederösterreich, der heute nicht mehr erhalten ist. Andererseits sind Reformationskacheln doch auch Zeugnisse der Religiosität ihrer Besitzer*innen, wie das Beispiel der Credo-Gruppe aus einer lokalen Werkstatt in Sopron belegt. Über zwei außergewöhnliche Schwesteröfen des 16. Jahrhunderts in Ungarn (Esztergom) und in Österreich (Leogang) berichtete *Alice Kaltenberger* (Wien). Beide haben eine spannende Objektbiografie: Der Ofen aus Salzburg stand ursprünglich im Schloss Laxenburg. Heute ist er ein Objekt des Museums für Angewandte Kunst in Wien (MAK) und wurde von dort in das Bergbau- und Gotikmuseum in Leogang verliehen. Der Schwesterofen war anlässlich einer Hochzeit 1569 geschaffen worden und ist eines der Highlights der permanenten Schau des Christlichen Museum in Esztergom. Die Öfen stammen vermutlich aus einer Salzburger Werkstatt – eine falsche Zuschreibung zur Werkstatt des Kunsthafners Hans Kraut in Villingen im Schwarzwald hielt sich über Jahrzehnte in der Fachliteratur. Die Kunsthistorikerin und Organisatorin der Tagung *Anna Rido-rius* präsentierte in Zusammenarbeit mit Kolleg*innen aus Instituten der ungarischen wissenschaftlichen Akademie einen Ofen aus den

Sammlungen des Nationalmuseums, der aus Liptónádasd (slowakisch Trstené) stammt. Er gehört zu einer Gruppe von Öfen mit Kacheln, die auf dunkelblauem Grund mit weißen Tulpen und Blattwerk verziert sind. Sie wurden von Töpfern in Habaner Siedlungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellt. Eine ikonografische Besonderheit sind die Bekrönungskacheln in Form von Meerjungfrauen, woraus die Referentin schließt, dass eine Eheschließung oder Haushaltsgründung Anlass war zur Errichtung dieses Kachelofens.

Die Kunsthistorikerin *Diána Radványi* (Budapest) untersuchte die Beliebtheit der „Altdeutschen Öfen“ im Historismus. Dies war die Zeit, als kleine Werkstätten durch Fabriken abgelöst wurden, die ihre Modelle ihren Kund*innen in Musterkatalogen präsentierten. Die bekannte Fabrik Zsolnay in Pécs, ebenso die Firmen Hardtmuth in Budweis und Sommerhuber in Steyr, produzierten Öfen in historisierender Art nach deutschen Vorbildern. Ein solches Vorbild war die Fabrik Fleischmann, die Imitationen der Nürnberger Renaissanceöfen herstellte. *Gábor Tomka* referierte über die Zeit der Besetzung Ungarns durch das Osmanische Reich. Als „türkisch“ gelten osmanisch-balkanische Formen wie Fußschalen zum Servieren von Speisen, Krüge in der Form von Amphoren zum Transport von Nahrung, Plutzer mit langer Tülle und Backglocken. Diese Formen sowie Importware aus Seldadon oder Fayence von Iznik verschwanden mit dem Ende des osmanischen Reiches, nur die türkischen Tonpfeifen verblieben in der ungarischen Alltagskultur. Den unterschiedlichen Tonpfeifen in Palästina widmete *Anna de Vincenz* (Jerusalem) einen Beitrag. Der Gebrauch von Tabakpfeifen in Kaffeehäusern von Palästina geht dort ebenfalls auf die osmanische Herrschaft zurück. Anhand von historischen Fotos versuchte die Referentin eine Zuordnung der Formen zu Geschlecht und Ethnie.

Am Nachmittag standen ausführliche Besuche im Nationalmuseum auf dem Programm. Das Keramikdepot ist neuerdings als Schaudepot für Besucher*innen geöffnet worden, was das Angebot für diese erweitert, die Forschungstätigkeit von Anna Ridovics jedoch erschwert hat, da sie dem Besucherbetrieb ausweichen muss. Zur Sprache kam, dass es keine klare Trennung in den Sammlungsbereichen von Nationalmuseum, Museum für Angewandte Kunst und dem Ethnografischen Museum in Budapest gibt. So ergeben sich Überschneidungen in den Beständen und alle drei staatlichen Museen

stehen in Konkurrenz, wenn eine Übernahme interessanter Objekte in Aussicht steht.

Die Keramikforschung in der modernen Republik Ungarn umfasst – aufgrund der noch zur Zeit der Monarchie in den Museen gesammelten Bestände – das ehemalige Königreich Ungarn in seiner maximalen Ausdehnung, zu dem die gesamte Slowakei, Teile von Rumänien, Kroatien, Serbien, Slowenien, der Ukraine und ein kleiner Teil von Österreich, das Burgenland, gehörten. Am folgenden Tagungstag gab es unter anderem Beiträge über Funde aus dem Hochmittelalter von Kolleg*innen aus Rumänien und der Schweiz und über archäometrische Untersuchungen der sogenannten weißen Ware, darunter versteht man Keramik mit einem weiß brennenden Scherben, die im Königreich Ungarn zwischen dem 12. und dem 19. Jahrhundert nachweisbar ist. Am Nachmittag besuchten wir das Historische Museum und den rekonstruierten St.-Stephans-Saal auf der Burg Buda. Der Burgberg war einstmals Sitz der ungarischen Könige. In dieses Symbol von Ungarns Herrschaft und Macht wird laufend viel Geld durch aufwändige Rekonstruktionen von historischen Bauten wie beispielsweise das ehemalige Karmeliterkloster, das der ungarische Premierminister Viktor Orbán zu seinem neuen Regierungssitz umbauen ließ, investiert.

Die folgenden Tagungstage fanden im Neubau des 2022 im Városliget, dem sogenannten Stadtwäldchen, wieder eröffneten Ethnografischen Museum statt. Trotz Konflikten mit der EU und Fördermittelkürzungen der EU an Ungarn unter der Regierung Orbán wurde hier ein Museumsgebäude nach einem außergewöhnlichen architektonischen Konzept errichtet, das sich wie ein Bogen von Osten nach Westen spannt und dabei zu einem großen Teil unterirdisch geführt wird. Zur Eröffnung begrüßten der stellvertretende Generaldirektor des Ethnografischen Museum sowie Hans Georg Stephan vom Arbeitskreis Keramikforschung und erinnerten an die jeweiligen Anfänge ihrer Institutionen und Vereinigungen.

Die Präsentationen lagen an diesem Tag geschichtlich und räumlich weit auseinander und schöpften die Bandbreite der Keramikforschung aus: Ein Beitrag handelte von urgeschichtlichen Gefäßen in Argentinien, die ausschließlich über Land verbreitet wurden; ein anderer von neuen Funden aus einer Scherbenlinse in Großalmerode in Deutschland aus der Zeit um 1800. *Daniel Grütter*, Kurator im Museum zu Allerheiligen, berichtete vom umtriebigen und

innovationsfreudigen Jakob Ziegler (1775–1863), Industriepionier eines Schweizer Keramikunternehmens in Schaffhausen, und *Enikő Szócsné Gazda* (Sfântu Gheorghe) ging den kulturellen Strömungen in der szeklerischen Töpferei der Neuzeit nach. Der Autor und Sammler *Gábor Irán Kiss* sprach über ungarische Steingutmanufakturen. Die erste und bedeutendste Manufaktur war jene des Kaisers in Holič, das heute in der Westslowakei liegt. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche neue Fabriken, die im Stil einer nationalen ungarischen Volkskunst produzierten. Gegen Ende des Jahrhunderts sind neue Vorbilder in der angewandten Kunst zu erkennen, allen voran die türkische Iznik-Keramik, historische Stile und der Jugendstil. Vielen Fabriken war kein langes Bestehen gewährt, denn auch Konkurrenten aus Österreich (beispielsweise Wilhelmsburg), Tschechien und Deutschland belieferten den ungarischen Markt.

Claudia Peschel-Wacha (Wien) zeigte sogenannte Gründonnerstagsteller, -krüge und -schüsseln aus der Viechtau, dem oberösterreichischen Zentrum für Hausindustrie, die für die Fußwaschung bestimmt waren. Keramische Rohware aus Gmundner Werkstätten wurde von Heimarbeiter*innen in der typischen Art der Viechtauer Lacklöffel verziert: schwarz grundiert, rot bemalt und goldfarben gehöht. Der Vertrieb der Viechtauer Waren erfolgte über den Hausierhandel in den Westen sowie über den Wasserweg zu Verlegern und weiter in die unteren Donauländer. 1968 prägte der Volkskundler Franz Lipp den Ausdruck Viechtauer Keramik.

Der Nachmittag war den unterschiedlichen Beständen des Ethnografischen Museums gewidmet. Die umfangreiche Keramiksammlung ist im Neubau untergebracht und steht in höchstem Ansehen unter allen Materialsammlungen. Die traditionelle Töpferei wird als ein für die kulturelle Identität des Landes und seiner Menschen bedeutendes und zu bewahrendes Erbe betrachtet.

Die Kustodin *Gabriella Vida* stellte das Keramikdepot und die Restaurierwerkstätte vor und erklärte das Konzept des *Ceramics Space*. Dieses Schaudapot bildet eine Art Galerie entlang der kostenlos zu benützenden Museumspassage, in der 3.333 keramische Objekte (das entspricht etwa einem Zehntel des Bestands) einerseits nach geografischen Räumen (*Keramik der Welt*) geordnet sind, andererseits assoziativ nach Schlagworten wie Töne, Farben, Aufbewahrung, Sets, Serien, Inspirationen, Transformationen, Repliken, Tabu,

Nachrichten, Bazaar, Blick von unten, Erinnerungen, rituelle Objekte u.a.m. Dahinter steht das Konzept, in kleinen Kapiteln die unterschiedlichen Denkansätze über keramische Objekte aufzuzeigen, die die Keramiken aus aller Welt mit ihrer Fülle, ihrer Vielfalt und ihrem Farbenspiel einen Eindruck vom Museumsbestand vermitteln. Die Faszination von Materie und Präsentation wird bestätigt durch zahlreiche Betrachter*innen, die man zu jeder Zeit vor den Vitrinen antraf. In Vorbereitung sind die derzeit noch fehlenden Objektbeschriftungen, die durch eine Verbindung zur Objektdatenbank mittels eines auf jedem Exponat angebrachten QR-Codes erfolgen sollen. Die Busexkursion am vierten Tagungstag führte zu den historischen Plätzen der Geschichte Ungarns: In Visegrád besuchten wir den rekonstruierten Palast von König Matthias Corvinus und in Esztergom eine mit EU-Fördermitteln aus einem Interreg-Projekt renovierte und 2023 eröffnete Zweigstelle des Ungarischen Nationalmuseums, das Bálint Balassa Museum, das Objekte zur Geschichte Esztergoms verwahrt. Weiters statteten wir dem Christlichen Museum und dem mächtigen Dom mit der Schatzkammer einen Besuch ab.

Der letzte Tagungstag startete mit Themen aus Rumänien, vorgestellt wurde Keramik aus Zalău, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark unter dem Einfluss der Habaner Fayencen stand, sowie Töpferware aus dem Nachbarort Deja. *Karla Bianca Roșca* (Sibiu) trug Überlegungen vor, wie man historische Keramik auf neuen Wegen den Besucher*innen eines Freilichtmuseums nahebringen kann und auch die Aufmerksamkeit für rumänische Keramik stärken kann. Der Sammler und Herausgeber der Buchreihe *Die Keramikunst des Karpatenbeckens*, *Ferenc Vörösváry*, gedachte in seiner Rede des verstorbenen Ethnologen und Buchautors István Csupor.¹ *Andrea Nagy-Pölös* gab einen Einblick in die vielfältige Produktpalette der ungarischen Töpferei im 21. Jahrhundert: Es gibt derzeit etwa 300 aktive Töpfer*innen in Ungarn, die sowohl nach historischen Vorbildern arbeiten (z. B. in der Art der grünen Zunftkannen, nach Habaner Vorbildern oder mit Siebenbürgischen Motiven) oder ganz experimentell (mit verschiedenfarbig brennenden Tönen, in Raku-Brenntechnik, mit

1 István Csupor: Volkstümliche Töpferkunst in Siebenbürgen und im Partium 1700–1900. Erweiterte zweite Auflage (=Die Keramikunst des Karpatenbeckens, 1). Budapest 2022.

ganz neuen Formen wie ein Smoker u. a. m.). Bestrebungen, in das Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufgenommen zu werden, zeigen die unterschiedlichen Ansätze zur Belebung des Töpferhandwerks. *Bernadett Bajnóczy* (Budapest) erzählte über die Firma Zsolnay in Pécs und dessen Gründer Vilmos Zsolnay. Er erfand nicht nur die Eosin-Lüsterglasur, die den Gefäßen ein metallisch schimmerndes Aussehen verleiht. In den 1880er Jahren entwickelte er säure- und frostbeständige Baukeramik. Farbige Pyrogranitziegel wurden gerne von Architekt*innen des Jugendstils im Innen- und Außenbereich verwendet. Das wohl prominenteste Werk aus der Fabrik Zsolnay ist die keramische Ausstattung des Sankt-Stephans-Saals in der Burg Buda. Die Teilnehmer*innen hatten Gelegenheit, das Privatmuseum für Zsolnay-Keramik in der Kőrössi-Villa zu besuchen sowie eine Expositur des derzeit wegen bevorstehender Renovierung geschlossenen Museums *für Angewandte Kunst in der Ráth-Villa*. Ein Abschiedsabendessen im Ungarischen Nationalmuseum war die Krönung der guten Versorgung und der Gastfreundschaft der Mitarbeiter*innen des Nationalmuseums und förderte – wie auch zuvor die Kaffeepausen – die zwanglose Kommunikation.

Die Post-Konferenz-Tour führte nach Herend in die älteste und größte Porzellanmanufaktur Ungarns. Neben dem Porzellanmuseum wurde die sogenannte Minimanufaktur besucht, ein Schaubetrieb, wo Besucher*innen den Herstellungsprozess des bekannten Porzellans verfolgen können.

Zu dieser Tagung wird ein Tagungsband erscheinen. Und 2024 wird das 56. IKS wie gewohnt im September in der Hansestadt Lübeck stattfinden.

CLAUDIA PESCHEL-WACHA

**Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen: Forschungsfelder
und Sammlungen seit 1800 (= L'Homme Schriften, 27).
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. 459 Seiten**

Genauer erfährt man in den seltensten Fällen: nämlich dazu, über welche Wege Auto/Biografisches in die Hände von Forscherinnen und Forschern gelangt ist, um von diesen zu Forschungsgegenständen gemacht zu werden, aber auch dazu, ob und inwieweit diese Wege in die Analyse des Materials einbezogen wurden. Dabei sind es die sehr unterschiedlichen, von sozialen und historischen Konstellationen abhängigen Überlieferungswege und die damit verbundenen Kulturtechniken und Medien, vom Aufheben im persönlichen und sozialen Umfeld bis hin zur Eingliederung in Sammlungen und Archive, die letztlich jenes Material prägen, das wir wissenschaftlich als auto/biografisch einordnen und diskutieren. Umso wichtiger ist daher die Studie der Historikerin Li Gerhalter, eine Dissertation vorgelegt an der Universität Wien, in der die Autorin Sammlungen im Bereich der Tagebuchforschung als Ergebnisse disziplinär fokussierter Wissensorganisation historisiert. An drei Fallbeispielen führt sie vor, wie die Entwicklung wissenschaftlicher Fragestellungen Hand in Hand geht mit der Sammlung und Definition auto/biografischer Texte als wissenschaftliche Quellen, vor allem aber, wie wissenschaftliche Perspektivierung spezifische Engführungen des Sammelns und in der Konsequenz der Forschungsergebnisse bedingten bzw. bedingen kann. Li Gerhalters systematisches Augenmerk der Sichtungen und Diskussionen dieser Sammlungsaktivitäten und deren Institutionalisierung liegt darauf, welche Akteurinnen und Akteure die Formierung der jeweiligen Sammlung bestimmten und wie sich spezifische Verteilungen nach Geschlecht und sozialen Zugehörigkeiten in diesen Ordnungen darstellen.

Über die Auswahl der drei Beispiele zeichnet Li Gerhalter Verschiebungen in Geschichte und Logiken der Sammlungen von Tagebuchvarianten nach, beginnend mit Elterntagebüchern in der Säuglings- und Kleinkinderforschung betreffend den Zeitraum von 1800 bis zur Jahrhundertwende um 1900, über Tagebuchsammlungen im Zuge der Formierung von Jugendforschung in den 1920er Jahren bis hin zu Sammlungen im Kontext deutschsprachiger

Geschichtsforschung ab den 1980er Jahren. Die Autorin erläutert in den jeweiligen Kapiteln Stationen einerseits der Standardisierung und Verwissenschaftlichung von Kulturtechniken des auto/biografischen Schreibens, andererseits von Strömungen der Popularisierung nicht nur dieses Schreibens, sondern auch des Sammelns auto/biografischer Texte. In der Frage nach der Bereitschaft, Texte wie Tagebücher zu sammeln bzw. an Sammlungen zu übergeben, arbeitet Li Gerhalter mit dem Konzept von „Citizen Science“, wie es von Peter Finke, aber auch von Susanne Hecker unter anderem weiterentwickelt worden ist. Auch in den anderen beiden Fallbeispielen bewertet sie damit Interesse und Kooperation von Nicht-Wissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern als „ehrenamtliche Wissensarbeit von Lai/innen“ (S. 55). Eine nähere Diskussion dieses Konzepts, zumindest aber die genauere Darstellung der referenzierten Forschungsliteratur wäre daher wichtig gewesen, bleibt aber leider aus.

Im ersten Kapitel, das sich mit Elterntagebüchern beschäftigt, skizziert Li Gerhalter einen Prozess, an dessen Anfang physiologisch angeleitete Tagebücher, erstellt von wissenschaftlich ambitionierten Vätern, standen und an dessen Ende um 1900 vor allem Mütter dazu aufgerufen wurden, Tagebuch über ihre Kinder zu führen. Angeleitet wurden solche Tagebücher durch einen parallel entstandenen und expandierenden Markt von Erziehungsratgebern, in denen zunehmend individuelles Wohl des Kindes und nationales Wohl normativ verknüpft wurden. Gleichzeitig avancierten Sammlungen von Elterntagebüchern, tatsächlich oftmals Beobachtungen und Notizen der eigenen Kinder der Forscherinnen und Forscher, zur wichtigen Quelle einer wissenschaftlich basierten Kinderpsychologie, die sich schließlich „als pädagogische Grundlagendisziplin“ (S. 90) durchsetzen konnte. Li Gerhalter führt anschaulich vor, dass und wie diese Entwicklungsstränge akademischer, politischer und bürgerlicher Interessenlagen eng ineinandergreifen.

Im zweiten Kapitel konzentriert sich die Autorin auf die Rolle einer tagebuchbasierten Jugendpsychologie und -psychiatrie, im Besonderen auf eine ihrer prominentesten Vertreterinnen in Wien, auf Charlotte Bühler und deren Sammlungsstrategien. Seit Anfang des Jahrhunderts sind es zum einen Aktivistinnen und Aktivisten aus dem Umfeld sozialistischer und zionistischer Jugendbewegungen, die zur Sammlung von auto/biografischen Texten erfolgreich aufrufen (vgl.

Wiener Archiv für Jugendkultur), zum anderen sind es Forscherinnen und Forscher einer psychologischen Jugendforschung, die aus unterschiedlichen Positionen heraus Tagebücher als Forschungsmaterial sammeln; hierfür stehen Eduard Spranger und wiederum Charlotte Bühler. Während Spranger Tagebuchformen als Ausdruck individueller Entwicklung ansah, in denen sich kulturelle Vorgaben spiegelten, bewertete Bühler diese in naturwissenschaftlichem Selbstverständnis und deutlich biologistisch als Ausdruck einer „inneren Logik der Humanentwicklung“ (Bühler zit. S. 141). Bühler aber war es, deren Publikationen unterstützt durch die Stadt Wien mehrfach in populären Editionen (vgl. *Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens* von 1919) aufgelegt wurden. Einseitige Auswahl und strenge Kriterien Bühlers führten zu dem Bild, dass typischerweise Mädchen Tagebücher schreiben. Bühlers Einfluss auf die Weiterentwicklung der Arbeit mit Tagebüchern war aber auch insofern weitreichend, als diese Sammlungen von vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der nächsten Generation immer wieder benutzt wurden, ohne dass die Engführung von Sammlung und Perspektive reflektiert worden wäre.

Etliche dieser Sammlungen und Archive, die in der Hochzeit der Arbeit mit Tagebuchformen entstanden, verschwanden aufgrund der Vertreibung jüdischer Forscherinnen und Forscher im Nationalsozialismus für immer; der Verbleib der Tagebuchsammlung des Forschungsteams von Charlotte Bühler konnte bis heute nicht geklärt werden. Erste Sammlungsaktivitäten nach 1945 entstanden im Zusammenhang politischer Gedenkkulturen, doch erst in den 1970er Jahren setzt mit der Öffnung von Geschichts- und Sozialwissenschaften in Richtung einer Alltagsperspektive und entsprechender Kritik an traditionellen Empirien ein breiteres Interesse an der Sammlung von Selbstzeugnissen ein. Mit dieser Hinwendung zu einer Alltags- und Sozialgeschichte zeichnen sich Prozesse der Institutionalisierung solchen Sammelns nicht nur im universitären Bereich, sondern auch in Gedenkstätten und unterschiedlichen Geschichtsbewegungen ab. Aufbauend auf ausgewählten Aufsatzbänden, die Entwicklung und Möglichkeiten der Arbeit mit auto/biografischen Materialien in der Zeitgeschichte wie auch der Frauen- und Geschlechtergeschichte zusammenfassend diskutieren, schlägt Li Gerhalter Typisierungen von Sammlungen (etwa nach Anlässen oder Personengruppen) in Deutschland und Österreich vor. Allerdings erweisen sich derartige

Zu- und Einordnungen, wie die Autorin letztlich feststellt, als schwierig. Schon die Frage, was als Tagebuch gelten kann, lässt sich angesichts der Vervielfältigung und Dynamisierung der Formen auto/biografischen Darstellens im 20. Jahrhundert kaum beantworten.

Li Gerhalter behilft sich in diesem Dilemma damit, schriftlich vorgefundene Selbstzeugnisse von audiovisuell hergestellten abzugrenzen. Wie schon in ihrer Einleitung zur Studie arbeitet sie auch im dritten Kapitel mit der von Thomas Etzemüller vorgenommenen Unterscheidung zwischen hergestellten und vorgefundenen Materialien (S. 16). Als „hergestellte Selbstaussagen“ (S. 279) wären demnach vor allem Interviews einzuordnen, da diese nicht auf Eigeninitiative formulierte Aussagen enthalten, sondern auf „direkte Anregung von Wissenschaftler/innen hin angefertigt“ (S. 16) werden. Doch ist eine derartige Unterscheidung zumindest in Hinblick auf Phänomene wie Elterntagebücher oder auch Schreibaufrufe, die sich an Jugendliche richteten, infrage zu stellen. Eine systematische Diskussion dieser in der vorliegenden Studie zentralen Kategorisierung fehlt jedoch.

Li Gerhalter spricht im dritten Kapitel sehr viele und sehr unterschiedliche Sammlungen an. Dabei bleibt deren Darstellung notgedrungen fragmentarisch und kursorisch. Eine deutlichere Konzentration auf die österreichische, respektive Wiener Situation wäre naheliegend gewesen, zumal wichtige Impulse für die Kritik herkömmlicher Sammlungskonzepte von Wiener Sammlungen wie der Sammlung Frauennachlässe der Universität Wien ausgingen und ausgehen. Hier wurden früh Sammlungskonzepte entwickelt und etabliert, die Ungleichgewichte und Engführungen bisher hegemonialer Sammlungsstrategien systematisch diskutierten und mit der Öffnung für Perspektivierungen von Geschlechtern und sozialen Gruppen wie Arbeiterinnen und Dienstbotinnen korrigierten. Im Prinzip einer erweiterten Zugänglichkeit treffen sich heute kommunal und universitär verankerte Sammlungen. Dem entspricht auch ein ganz wesentlicher Aspekt der aktuellen wie der zukünftigen Arbeit an Sammlungen auto/biografischer Materialien, der die Wiener Praxis auszeichnet: die systematische Aufmerksamkeit für die Situation der Übergabe und damit die konkrete Zusammenarbeit mit Übergebenden, mit der sich die Chance bietet, das jeweilige Konvolut von Materialien als auto/biografische Sammlung mit einer spezifischen Geschichte besser verstehen zu können.

Welche Möglichkeiten sich mit diesem Zugang eröffnen, zeigt Li Gerhalter im vierten Kapitel der Studie. Eine derartige Erweiterung des Wissens über die Entstehung von tagebuchförmigen Texten, über Anfänge und Abbrüche dieses Schreibens, über Adressierungen und Einflüsse von Lektüren und dem Ratgebermarkt, über Anlässe und Motivationen des Weitergebens ermöglicht und erfordert nicht nur intensive Recherche, sondern auch – wie die Autorin eindrücklich und beispielhaft vorführt – eine gänzlich andere als die häufig zu beobachtende Qualität von Analyse und Interpretation. So sehr ich schätze, mit welcher empirischen Findigkeit, Sorgfalt und Phantasie Li Gerhalter mit dem ausgewählten Material arbeitet und zu klugen, präzise differenzierten Schlussfolgerungen kommt, so irritiert mich doch dieses Kapitel als eigentlicher Schlusspunkt einer Studie, die vor allem Logiken und Rationalitäten von Sammlungen zum Thema macht. Denn aus den drei Fallgeschichten ergibt sich die Frage, welche Konsequenzen für die Arbeit mit diesen Sammlungen zu ziehen sind. Es kann an dieser Stelle sicherlich nicht darum gehen, Antworten zu geben, doch Überlegungen ließen sich anstellen, wie damit umgegangen werden könnte, dass grundsätzlich jede Sammlung durch vielfache Operationen und Prozesse der Dekontextualisierung, der Bewertung und Umwertung bestimmt ist. Erste Schritte führt uns Li Gerhalter am Beispiel auto/biografischer Sammlungen vor. Wie sie hier zeigt, stellt die Historisierung welcher Sammlung auch immer hohe Anforderungen an die Arbeit mit Sammlungen generell. Die Publikation ihrer Studie könnte Initial für einen weiteren Schritt sein – in Richtung der verstärkten Vernetzung von Forscherinnen und Forschern, die sich in diesem Feld wissenschaftlicher Arbeit bewegen, ob in der auto/biografischen Forschung, in der Literaturwissenschaft, in der Medienkulturgeschichte oder in der Archivologie.

KLARA LÖFFLER

**Anna Lucia Jocham: Konflikte um die Arbeitskraft.
Zur subjektiven Konfliktverarbeitung im Kontext von Biografie.
Baden-Baden: Nomos 2022. 294 Seiten**

Wie steht es um die Wahrnehmung der Legitimität unserer arbeitsweltlichen Ordnungen? Warum bleiben konkrete strukturelle Veränderungen kapitalistischer Wirtschaftssysteme aus – trotz allgegenwärtiger Kritik und manifester Konflikte? Anna Lucia Jocham untersucht in ihrer Dissertation an der Bielefeld Graduate School in History and Sociology damit zusammenhängende subjektive Anspruchserfüllungen und -verletzungen. Anhand von Konfliktverarbeitungsmodi versucht sie, mehr über die Stabilität der Legitimität in der Arbeitswelt herauszufinden. Ihre Forschungsfrage lautet: „Wie wirken sich subjektiv wahrgenommene Konflikte um die Ware Arbeitskraft auf die subjektive Dimension der Legitimität sozialer Ordnungen in der Arbeitswelt aus?“ (S. 15–16).

Die Autorin stellt konkrete betriebliche Erfahrungen von Arbeitnehmer:innen ins Zentrum und kontextualisiert diese mithilfe einer biografischen Perspektive. Ihre Studie reiht sich damit in die Fachgeschichte der soziologischen Arbeits- und Industrieforschung ein. In der Tradition der subjektorientierten Arbeitssoziologie verortet, sucht Jocham nach Verbindungen zwischen Struktur- und Subjektperspektive. Sie stellt eine Schnittstelle zwischen arbeits- und industriesoziologischer Bewusstseinsforschung und arbeitssoziologischer Subjekt- und Biografieforschung her, wobei sie die Vor- und Nachteile beider Fachausrichtungen im Blick hat.

Als Grundlage ihrer Argumentation dient Jocham, in Anlehnung an Karl Marx und Friedrich Engels, der historisch gewachsene Warencharakter von Arbeitskraft. Arbeitnehmer:innen bezeichnet die Autorin als Arbeitskraft-Verkäufer:innen, Arbeitgeber:innen als Arbeitskraft-Käufer:innen. Die Arbeitskraft-Verkäufer:innen bieten ihre Ware Arbeitskraft am Arbeitsmarkt an und erwarten deren erfolgreichen Verkauf. Arbeit ist dabei stets mit den gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen verknüpft. Die Autorin nimmt daher Transformationen des kapitalistischen Systems – insbesondere den Wandel vom Fordismus zum Post-Fordismus – in den Blick. Sie schließt daraus, dass diese Transformationen auch

Auswirkungen auf die Legitimationsvorstellungen der Arbeitskraft-Verkäufer:innen, also auf deren Zustimmung und Akzeptanz von bestehenden sozialen (Herrschafts-)Ordnungen haben.

Jocham thematisiert die subjektiven Richtigkeits- und Angemessenheitsvorstellungen von Arbeitskraft-Verkäufer:innen und zeigt Irritationen auf. Flexibilisierungsprozesse, wie atypische Arbeitszeiten oder die Forderung nach ständiger Erreichbarkeit, können zu Konflikten führen, weil die gegensätzlichen Interessen von Arbeitskraft-Verkäufer:innen und -Käufer:innen hier aufeinanderprallen. Es wäre zu erwarten, dass in Folge die bestehende Legitimität ins Wanken gerät.

Die Soziologin baut ihre Studie auf mehreren problemzentrierten, biografischen Interviews auf, die sie mit Arbeitnehmer:innen in einem international erfolgreichen Metall- und Elektroindustrieunternehmen in Deutschland führte. Die Auswahl der Gesprächspartner:innen erfolgte durch ein Sample mit vorab festgelegten Kriterien. Der Feldzugang wurde von einer der Autorin schon vorher bekannten Betriebsrätin und zwei Vermittler:innen im Unternehmen ermöglicht. Wenig Raum wird in diesem methodologischen Teil der selbstkritischen Reflexion gegeben. Weder wird die Ausschnitthaftigkeit des Samples (12 bis 14 Personen innerhalb eines Standorts) noch der einseitige Top-down-Zugang zum Feld durch drei Schlüsselpersonen, die ebenfalls im Betrieb verortet sind, hinterfragt. Der genannte „Anspruch auf Verallgemeinerung der Forschungsergebnisse“ (S. 116) scheint so für mich schwer nachvollziehbar.

Die Ergebnisse der Studie präsentiert Jocham in zwei Teilen. Zunächst werden anhand von Interviewausschnitten die Richtigkeitsvorstellungen der Arbeitskraft-Verkäufer:innen dargestellt. In diesem eher deskriptiven Teil wird einerseits die betriebliche Ordnung des gewählten Feldes beschrieben, andererseits – und hier liegt der Schwerpunkt – werden unterschiedliche Anspruchsverletzungen und -erfüllungen geschildert. Zufriedenheit mit dem Einkommen und die Anerkennung der erbrachten Leistungen sieht Jocham dabei als Anspruchserfüllungen. Dem Gegenüber seien mangelhafte finanzielle Absicherung und fehlende Wertschätzung der geleisteten Arbeit Anspruchsverletzungen. Während Anspruchserfüllungen Konflikten vorbeugen und generell zur Stabilität der bestehenden Legitimität arbeitsweltlicher Ordnungen beitragen, könnten

Anspruchsverletzungen als potenziell legitimitätsgefährdend eingestuft werden. Diese Verletzungen und daraus resultierende Konflikte werden von der Autorin anhand mehrerer Beispiele dargestellt.

Zur Veranschaulichung der Handlungsstrategien im Umgang mit Konflikten ordnet Jocham im zweiten Teil zwölf Interviewpartner:innen vier Ideal-Typen zu, die je einem spezifischen Konfliktverarbeitungsmodus – eingebettet in den jeweiligen biografischen Kontext – entsprechen. Die Typen tragen die Bezeichnungen: „Boxer-Biografie“ („Konfliktaustragung“), „Bildhauer-Biografie“ („subjektive Konfliktlösung“), „Slalom-Biografie“ („Konfliktresignation“) und „Gläubigen-Biografie“ („Konfliktrelativierung“). Ausführlich beschreibt Jocham, wie die Arbeitskraft-Verkäufer:innen je nach Typ konkreten arbeitsweltlichen Konflikten begegnen, und sie überlegt, in welchem Zusammenhang dieser Umgang mit den im Laufe des Lebens erlernten Deutungs- und Handlungsmustern stehen könnte. Beispielsweise würden Personen der „Bildhauer-Biografie“ versuchen, Konflikten vorzubeugen, indem sie bei sich selbst nach individuellen Lösungswegen suchten. Ihre Biografie sei geprägt von Unsicherheitserfahrungen, die sie durch die Kontrolle ihrer eigenen Handlungen überwinden konnten. Arbeitskraft sei für sie „selbst gestaltbares (Human-)Kapital“ (S. 177).

Auch wenn die Autorin anführt, dass es sich bei den jeweiligen Kategorien um Ideal- anstatt Realtypen handle und Ausnahmen sowie Wechsel der Typen möglich seien, wirkt dieser vorgegebene Rahmen starr und tendenziell die Inhalte homogenisierend. Auftretende Wechsel von einem Konfliktverarbeitungsmodus in einen anderen lesen sich linear und emanzipatorisch. Sich permanent verändernde, zum alten Muster zurückkehrende oder sich überlappende Handlungs- und Deutungsmuster sowie mögliche Mehrfachzuordnungen finden keinen Platz in den Ausführungen, wobei gerade diese am alltäglichsten und spannendsten sein dürften.

Beim Vergleich der beiden Analysekapitel sowie der Typen und der damit verbundenen Handlungsstrategien und Deutungsmuster kommt die Autorin zu dem Schluss, dass subjektive Konfliktverarbeitungsmodi tendenziell legitimitätsstabilisierend auf die bestehenden Strukturen wirken. Am Beispiel der geschilderten „Bildhauer-Biografie“ wird das deutlich, wenn die Arbeitskraft-Verkäufer:innen bei Anspruchsverletzungen anstatt einer Konfrontation mit

den Arbeitskraft-Käufer:innen nach individuellen Lösungen suchen und ihr eigenes Handeln verändern, um Konflikten vorzubeugen. Die verschiedenen Umgangsformen mit Konflikten führten demnach nicht automatisch zum Brüchig-Werden von Ordnungen, sondern im Gegenteil, angesichts des Fokus auf individuelle Strategien, häufig zur Einhegung der Konflikte. Auch wenn wiederkehrende Anspruchsverletzungen normative Erwartungen enttäuschen und somit potenziell legitimitätsgefährdend sind, schwächen die jeweiligen Handlungsmuster die Infragestellung der Ordnung meist ab. Den biografischen Erfahrungen folgend, würden „Konsistenzen zwischen der Wahrnehmung bzw. Deutung von arbeitskraftbezogenen Konflikten und letztendlich der Hinnahme des anspruchsverletzenden Status Quo“ (S. 260) hergestellt. Die Legitimität würde stabilisiert und das bestehende System reproduziert.

Diese zunächst widersprüchlich anmutende These erklärt die Autorin anschaulich anhand zahlreicher Interviewausschnitte und miteinander in Verbindung gesetzter Handlungs- und Deutungsmuster. So gibt die Studie einen interessanten Einblick in subjektive Aushandlungsformen von Konflikten im Arbeitskontext. Es gelingt Jocham, ihre Leser:innenschaft in die Arbeitswelt ihrer Gesprächspartner:innen mitzunehmen. Sie vermittelt die erfahrenen Konflikte anschaulich und scheut sich nicht davor, Widersprüche und Ambivalenzen zu benennen, auch wenn sie diesen nicht immer nachspürt. Der Blick in die Biografien der Arbeitskraft-Verkäufer:innen macht deren Handlungsstrategien nachvollziehbar und hilft, sie zu verstehen.

Die umfangreiche Studie von Anna Lucia Jocham gibt Aufschluss über unterschiedliche Umstände und deren Zusammenhänge. Einerseits bietet die Studie einen Einblick in die Arbeitsrealitäten von Arbeitskraft-Verkäufer:innen und zeigt auf, wo Anspruchsverletzungen stattfinden. Andererseits zeigt sie, warum kapitalismuskritische Diskurse nicht unbedingt systemgefährdend wirken. Die von der Autorin konstruierten Typen veranschaulichen gängige Handlungsstrategien und Deutungsmuster von Arbeitskraft-Verkäufer:innen und heben den Einfluss von biografischen Kontexten hervor. Die sich daraus ergebende tendenzielle Homogenisierung und die statische Rahmung der Kategorisierungen sind jedoch vereinfachend. Im Folgenden wären Auseinandersetzungen mit den Rändern und Überlappungen der Typen aufschlussreich, um den Blick zu weiten und

sich einem größeren Facettenreichtum von betrieblichen Konfliktverarbeitungsmodi anzunähern.

Die Dissertation leistet einen Beitrag zu fachinternen Diskursen der (Arbeits-)Soziologie – die Autorin strebt an, hier eine methodologische Lücke zu füllen –, sie ist aber über deren Grenzen hinaus empfehlenswert. Schließlich überschneiden sich in der qualitativen Untersuchung von Konflikten und deren Folgen die Forschungsinteressen mehrerer Disziplinen.

HANNA WÄGER

Katarína Popelková: Vinohradnícke mesto v etnologickej perspektíve [Die Weinbaustadt aus ethnologischer Perspektive] (= Ethnologische Studien, 49). Bratislava: Veda Verlag und Institut für Ethnologie und Sozialanthropologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 2021. 175 Seiten, 55 Abb.

Katarína Popelková widmet sich der Erforschung der slowakischen Weinbaustädte schon seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So studierte sie besonders den Winzerberuf langfristig, wobei ihre Forschungen sich seit der politischen Wende im Jahr 1989 auf die neuen Bedingungen einer offenen Wirtschaft und des freien Marktes konzentrieren. In der Slowakei gibt es sechs bedeutende Weinbauzentren, welche sich im Süden befinden und vom Osten bis zum Westen des Landes reichen. Von diesen Zentren wählte die Autorin das Weinland im Gebiet der Kleinen Karpaten aus, das sich von Bratislava bis Smolenice erstreckt. Dabei konzentrierte sie sich vor allem auf die Städte Modra, Pezinok und teilweise Svätý Jur.

Das Hauptthema des vorliegenden Buches sind die sozialen Transformationen der Weinbaustädte. Dabei stellt sich Popelková die folgenden vier Hauptfragen¹: „(1) Was sind die Hauptmerkmale einer Stadt, in der seit Jahrhunderten Weinbau kontinuierlich betrieben

1 Die Übersetzungen aus dem Slowakischen wurden von der Rezensentin vorgenommen.

wurde? (2) Was sind die sozialen Grundlagen des Weinbaus in diesen Städten? (3) Welchen Status haben die Winzer*innen in der sozialen Struktur dieser Städte? (4) Welchen Einfluss hat der Weinbau auf die Entwicklung und Perspektive dieser Städte?“ (S. 9). Zur Beantwortung dieser Fragen analysiert die Autorin sorgfältig die durch Archivforschung und ethnografische empirische Forschung gesammelten Daten und betrachtet sie aus historischer Perspektive. Dabei geht sie von den sozialen Beziehungen in der Stadt, rund um die Gruppe der Winzer*innen, aus. Sie befragt diese Gruppe nach ökonomischen, soziodemografischen und historisch-kulturellen Merkmalen und versucht auf diese Weise, allgemeine Gesetzmäßigkeiten festzulegen und zu beschreiben. Sie stützt sich hauptsächlich auf zwei Methoden der Beforschung von sozialen Gruppen: die Methode von Geoffrey Crossick und Heinz-Gerhard Haupt einerseits und von Reinhard Kannonier und Helmut Konrad andererseits.² Theoretisch ist Popelková's Forschung in früheren Studien verankert, die städtische Sozialgruppen im Kontext der Modernisierungsprozesse in Europa studierten, wie zum Beispiel der Arbeit von Moritz Csáky und anderen österreichischen Historikern*innen in seinem Umkreis.

Popelková begann die Forschungen für dieses Buch im Jahr 1997. Frühere Zeiträume beschreibt sie auf der Basis von historischen Daten und Erinnerungen ihrer Gewährspersonen, wobei sie die dichte Beschreibung und vergleichende Studien zum Einsatz brachte. Ihre Forschungen umfassen also mehr als zwei Dekaden. Den gegenwärtigen sozialen Wandel der Städte beschreibt sie vor allem anhand ihrer Beobachtungen und Gespräche mit Gewährspersonen. Die Vorteile und die Einschränkungen der genannten ethnografischen Methoden zur Erforschung der sozialen Realität werden hier sichtbar.

Im zweiten Kapitel ihrer Publikation gibt die Autorin eine kurze Übersicht über die historische Entwicklung des Weinbaus in der Slowakei, insbesondere in den erforschten Städten Modra, Pezinok und Svätý Jur, vom 11. Jahrhundert bis zur ersten Dekade des

2 Geoffrey Crossick, Heinz-Gerhard Haupt: *The Petite Bourgeoisie in Europe 1780–1914. Enterprise, Family and Independence*. London, New York 1995; Reinhard Kannonier, Helmut Konrad: *Eliten, Konflikte und Symbole*. In: Christian Gerbel (Hg.): *Urbane Eliten und Kulturelle Wandel*. Bologna-Linz-Leipzig-Ljubljana (= Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte, 9). Wien 1996, S. 7–16.

20. Jahrhunderts (S. 23–45). Sie widmet sich hauptsächlich ökonomischen, sozialen und rechtlichen Zusammenhängen. Die Winzer*innen bildeten in den Städten diejenige soziale Schicht, welche sich auf Finanzen und Unternehmen spezialisierte. Sie gründeten Vereine, die einen ähnlichen Status wie die Gilden der Handwerker hatten. Schon in der Vormoderne gab es daher in den Weinbaustädten der Slowakei eine differenzierte Sozialstruktur (eine Mittelschicht, eine kleinere Gruppe des wohlhabenden Patriziats und eine große Gruppe von vermögenslosen Lohnarbeiter*innen). Ähnlich wie die meisten mitteleuropäischen Städte waren die Weinbaustädte außerdem überwiegend multiethnisch und multikonfessionell. Das Verhältnis der Präsenzstärke der ethnischen und konfessionellen Gruppen variierte im Lauf der Jahrhunderte.

Im Besonderen widmet sich die Autorin der Stadt Modra im 20. Jahrhundert (S. 46–89). Auch hier konzentriert sie sich auf die Winzer*innen als eine eigene soziale Schicht. Sie beobachtet die Interaktionen innerhalb dieser Gruppe, die gesellschaftlichen Normen, die Werte, die Gruppenziele, das Gruppenbewusstsein, die Gruppegröße und die Veränderungen über die Zeit. Besonders analysiert sie die Stellung der Winzer*innen in der Sozialstruktur der Stadt vor dem Hintergrund dynamischer historischer Veränderungen, von Kontinuitäten und Umbrüchen. Obwohl der Weinbau in Modra nach dem Ersten Weltkrieg ökonomisch stagnierte, blieb die Weinherstellung für die Stadt und für die Bewohner*innen eine Priorität. Die lokalen Winzer*innen entwickelten in dieser Situation diverse ökonomische Strategien, unter anderem förderten sie die Entfaltung des modernen Tourismus.

Die Stadt hat bis heute ihre ethnische und konfessionelle Mannigfaltigkeit bewahrt, wobei sich diese im 20. Jahrhundert stark veränderte: Nach 1918 ging es um die forcierte Ausreise der Ungar*innen und die Ankunft der Tschech*innen, während des Zweiten Weltkrieges erfolgte die Deportation der Juden und Jüdinnen, nach 1945 wurden die Deutschsprachigen vertrieben und nach der Etablierung der kommunistischen Macht 1948 kam es zur politischen Verfolgung von Gläubigen.

Besonders anregend ist Kapitel III, das sich mit der kommunistischen Kollektivierung des Weinbaus nach 1948 beschäftigt (S. 68–81). Es enthält eine detaillierte Beschreibung der politischen

Entscheidungen und der Reaktionen der Bevölkerung auf die gewalttätige Durchsetzung der kooperativen Bearbeitung der Weinberge und der Weinherstellung. In diesem Kontext beschreibt die Autorin Strategien der Winzer*innen, ihren Besitz und ihre ökonomische Unabhängigkeit zu wahren – Bemühungen, die nach Fehlschlägen in allmählicher Resignation mündeten. Diese radikale ökonomische und soziale Transformation zwang die jüngeren Generationen dazu, den Winzerberuf aufzugeben und sich anderen Tätigkeiten zuzuwenden, was die Kontinuität dieser Profession unterbrach. Doch selbst im Kommunismus durften Familien kleine Weinberge bearbeiten und Wein für den Eigenbedarf herstellen, wodurch Weinbaukenntnisse weiterhin überliefert wurden. Die Autorin beschreibt in einem „ethnografischen Schnappschuss“ (S. 83–89) eine grundsätzliche Veränderung der Stadt Modra von 1989 bis 2003. Sie erläutert, dass die Mehrzahl der nach 1989 rückerstatteten Weinberge weiterhin für den Eigenbedarf bearbeitet wurden. Jedoch bildete sich Anfang des 21. Jahrhunderts eine kleine Gruppe von Winzer*innen, die sich wieder professionell der Weinproduktion und dem Weinverkauf widmeten. Die Weinproduktion wurde in Modra zu einem wichtigen ökonomischen Faktor in der Stadtentwicklung.

In Kapitel IV vergleicht die Autorin die zentralen Weinbaustädte der Klein-Karpatenregion Modra und Pezinok (S. 99–111). Sie stellt die Tätigkeiten der Weinbauvereine in beiden Städten im 19. und 20. Jahrhundert gegenüber, um dadurch die Wirkung der politischen Veränderungen auf den Weinbau aufzuzeigen. Anschließend analysiert sie die gegenwärtigen Selbstdarstellungen und Repräsentationen, mit denen sich die Städte Modra und Pezinok identifizieren. Sie erläutert, welche historischen Bilder benützt werden (zum Beispiel das historische Bild einer freien königlichen Weinbaustadt), welche Ereignisse verschwiegen werden (beispielsweise das Vertreiben der Deutschen oder der Holocaust) und wie sich die entsprechenden Repräsentationen Ende des 20. Jahrhunderts und in den ersten Dekaden des 21. Jahrhunderts veränderten (zum Beispiel das allmähliche „Vergessen“ der Zeit des Sozialismus).

Im letzten Kapitel (S. 129–146) analysiert Popelková die Weinbaustädte Modra und Pezinok in der Gegenwart. Sie konzentriert sich auf die Aktivitäten der Stadtregierungen und der lokalen Winzer*innen und zeigt, wie diese die Weinbaustädte mitformen,

wie es ihnen gelingt oder nicht gelingt, das idealtypische Bild der Stadt zu propagieren und davon ökonomisch zu profitieren. Pezinok wird dabei als eine Stadt mit einer sehr dynamischen Entwicklung beschrieben, Modra dagegen als eine ruhige Stadt, die außer Weinbau und ruraler Touristik auch andere Traditionen, zum Beispiel die Herstellung von Keramik, vermarktet.

Zusammenfassend zeichnet sich die wissenschaftliche Monografie der Volkskundlerin Katarína Popelková durch anregende Theorien, eine sehr präzise methodologische Herangehensweise und durch hervorragende Analysen der empirischen Daten aus. Die Autorin hat zweifellos viele neue Erkenntnisse gewonnen, die zu weiteren Forschungen motivieren.

GABRIELA KILIÁNOVÁ

Inga Reimers: Essen mit und als Methode. Zur Ethnographie außeralltäglicher Mahlzeiten (= Edition Kulturwissenschaften, 261). Bielefeld: transcript 2022. 358 Seiten, 11 Abb.

Der Titel dieses Werks ist klar und wohldurchdacht: Die vorrangige Intention von Inga Reimers ist die empirisch-theoretische Entwicklung eines Forschungsinstrumentariums und dessen experimentelle Erprobung in sogenannten Ess-Settings, also außeralltäglichen Konstellationen kollektiven Essens, die mit spezifischen Zielen und Regeln verknüpft sind. Dennoch war ich als Leser ein wenig überrascht, wirklich keinen „klassischen“ Beitrag zur Nahrungsethnologie in Händen zu halten – keine empirische Studie, die ein im Alltag vorgefundenes Feld analysiert. Dagegen zielt Reimers auf die kulturwissenschaftliche Herstellung eines Feldes und das Etablieren einer Methode ab; sie versteht ihre Forschung primär als einen Beitrag zur Methodendiskussion, der in die Praxis einer sinnlich-informierten Ethnografie münden soll. Das macht die Arbeit anschlussfähig für vielfältige Interessen. Bei diesem Buch handelt es sich um die überarbeitete Fassung ihrer 2021 an der HafenCity Universität Hamburg vorgelegten Dissertation. Erstgutachterin war Alexa Färber, Zweitgutachterin Kathrin Wildner.

Reimers geht in den mehrheitlich selbst organisierten Ess-Settings empirisch so vor, dass sie den Teilnehmenden Verhaltensanweisungen gibt. Dabei betrachtet sie deren eventuelle Zurückweisung nicht als ein Scheitern, sondern als heuristisch wertvoll und als Ausdruck einer kritischen Haltung. Bei den Settings handelt es sich um einen intendierten Bruch mit Alltagskonventionen – wie die Mahlzeit unter Schweigenden, das Speisen bei schlechten Lichtverhältnissen, das Essen-mit-den-Händen oder gegenseitiges Füttern. Die Speiseaufnahme wird in den Settings oft durch kollektive Zubereitung erweitert (zumindest in Ansätzen). Abweichungen und Normverletzungen sollten im Sinne der Ethnomethodologie zum Verständnis von gesellschaftlichen Konventionen und Alltagsstrukturen beitragen. Experimente könnten aber auch spielerisch angenommen werden. Hier sind Differenzen zwischen unterschiedlichen Milieus und Klassen zu erwarten. In Hinblick auf die Selektivität des Publikums der Settings stellt Reimers jedoch fest, dass sie letztendlich vorwiegend bildungsbürgerliche Schichten und elitäre kunstaffine Gruppen erreichen konnte.

Eine genaue Analyse oder Schilderung der Ergebnisse einzelner Settings im klassischen Sinn bietet das Buch nicht. Zum Setting „Essen mit den Händen“ etwa hätten mich bestimmte Details durchaus interessiert: In kulturellen Kontexten, wo es eine vertraute Alltagspraxis ist, etwa ein Reisgericht ohne Besteck zu essen, findet ausschließlich die rechte Hand Verwendung. Bei Reimers fehlen jedoch genaue Beobachtungen, wie Personen die gestellte Aufgabe praktisch lösten. Wurde vielleicht auf transkulturelle Kompetenzen zurückgegriffen? Oder handelte es sich eher um eine antizivilisatorische Erfahrung, welche ein Ausbrechen aus zivilisatorischen Zwängen suggerierte? Aßen die Beteiligten tatsächlich mit beiden Händen? Umgekehrt ist Essen mit den Händen in mitteleuropäischen Kontexten durchaus geläufige und akzeptierte Praxis, etwa beim Verzehr von Knabberereien und Pizzaschnitten.

Der Vorschlag der Autorin, Mahlzeiten als ein Element kulturwissenschaftlicher Methodologie nicht nur im Zusammenhang mit Nahrungsforschung zu verstehen, ist brauchbar und nachvollziehbar. Das Konzept von „Eat-Alongs“, in welchen das erkenntnistiftende Potenzial der Mahlzeit genützt wird, stellt eine Bereicherung des ethnografischen Instrumentariums dar. Dies obwohl diverse

Konstellationen der Bewirtung und Gastfreundschaft durchaus zu typischen Feldforschungssituationen gehören. Reimers' methodologische Überlegungen erhöhen das Reflexionsniveau, geben Anregung für epistemologische Experimente und thematisieren logistische Fragen, etwa die multiple Verantwortung als Gastgebernde und Forschende oder eingeschränkte Möglichkeiten der Finanzierung, weil von Förderstellen Essen meist als Gegensatz zu intellektueller Tätigkeit gesehen wird.

Spannend ist, dass die Idee, das Essen wirke grundsätzlich sozial integrierend, von Reimers als ein dominanter Mythos, der häufig in Erzählungen aufscheine, beschrieben wird. Diese und andere in „narrativen Figurationen“ laufend reproduzierten Vorstellungen bezeichnet sie als „monochrom“ (siehe Kapitel 5). Sie dienen gewöhnlich dazu, Universalien und lange Zeiträume zu bestätigen – seit der Steinzeit versammelten sich die Menschen zum gemeinsamen Mahl rund ums Lagerfeuer und ähnliche Vorstellungen. Reimers selbst hegt Vorbehalte gegenüber bewährten Mythen und versucht durch Herstellung unvertrauter Situationen und Unterbrechung von Routinen einen heuristischen Mehrwert zu erzeugen. Die integrative Kraft des Essens im Kontext der Willkommenskultur, wo kulinarisches Wissen von Geflüchteten gerne als kulturelles Kapital zelebriert wird, wird beispielsweise in Ess-Settings auf die Probe gestellt. Hier wird nach dem transformatorischen Potenzial der Mahlzeit gefragt, wie weit sich daraus trotz sprachlicher Defizite auf beiden Seiten tatsächlich eine Nachhaltigkeit sozialer Kontakte und die Etablierung von Netzwerken ergeben könnten.

In Reimers' Arbeit finden sich zahlreiche Anliegen und Trends aktueller kulturwissenschaftlicher Debatten wieder: die Auseinandersetzung mit Atmosphären, Körperlichkeit/Leiblichkeit, die Hinwendung zur Emotionalität, die Öffnung für ein breites Spektrum an Sinneswahrnehmungen, Sehen und Hören, Taktilität, der gustatorische und der olfaktorische Sinn. In multiperspektivischer Betrachtung wird angestrebt, gleichzeitig Diskurse und auch Performanz zu berücksichtigen. Semiotik und Performativität werden oft als Gegensatz gedacht; es ist ein Anliegen der sinnlich-informierten Ethnografie, beide Perspektiven zu integrieren. Diese Arbeit spiegelt auch den Paradigmenwechsel in der Ethnografie in Bezug auf eine vermehrte Hinwendung zu künstlerischen und experimentellen

Formaten wider. Im Gegensatz zur kritisch diskutierten naturalistisch-realistischen Repräsentation werden in unserem Fach, wie eben auch hier, im Forschungsprozess zunehmend „künstliche“ Szenarien produziert, die der kollektiven Imagination und Erprobung kultureller Möglichkeitsräume („Third Space“) dienen, oft sogar antizipativ in Form einer Realfiktion. Begriffe wie „Versammlung“ und „Versprechen“ wurden in kulturwissenschaftlichen Debatten zu neuen Schlüsselbegriffen. Die Rede ist nicht mehr von „Beforschten“, sondern von „Mitforschenden“. Die Kritik ethnografischer Repräsentation trug zu ethischer Sensibilisierung und dem Bewusstsein von einer Koproduktion von Wissen in Forschungsprozessen bei. Auch die vorliegende Arbeit zeugt von diesen Transformationen.

Alltagsweltliche Konventionen werden von Reimers auch durch die Kombination akademischer Vorträge mit gleichzeitigem Kochen und Essen destabilisiert, wobei die hier tatsächlich eintretende Störung durchaus im Voraus erwartet wurde. Die symbolische Aufwertung der Zubereitung von Speisen sollte aber nicht auf Kosten der wissenschaftlichen Kommunikation stattfinden. Reimers untersucht auch hier, wie unterschiedliche Sinne zusammenwirken. Wie ergänzen oder behindern sie einander? Eine einfache illustrative Anmerkung meinerseits: Wer versucht hat, aufmerksam Radio zu hören und gleichzeitig Knäckebrot zu essen, weiß, wie das im Mundraum stattfindende akustische Ereignis das Hörvermögen beeinträchtigt.

In einem der Settings wurde das Erinnerungspotenzial von Saucen untersucht und festgestellt, dass mündliche Kommunikation und vorbereitende Reflexion intensivere Erinnerungen wecken konnten als das wechselseitige Füttern. Dieses sollte klare Kindheitserinnerungen evozieren, jedoch wurde es vielmehr als eine irritierende Grenzüberschreitung erlebt. Reimers verband Füttern im Alltag nur mit kindlicher Nahrungsaufnahme. Dagegen ist es die Assoziation des Greisenalters, welche bei mir eine heftige Abwehrhaltung in Bezug auf die Vorstellung, mich füttern lassen zu müssen, auslöst. Das Experiment bestätigt das gesellschaftliche Ideal des autonomen Individuums. Es verdeutlicht aber gleichzeitig, wie sich im Essen vielfältige Verflechtungen zeigen, die Angewiesenheit und Hilfsbedürftigkeit des Menschen. Die methodologische Verknüpfung von Geschmackserinnerung und materieller Produktion der Speise setzt Kompetenzen, Wissen und Ressourcen voraus, die gar nicht

so selbstverständlich sind. Gewöhnlich wird nicht kollektiv gekocht. Diese Aufgabe wird oft Spezialist*innen überlassen.

Im Kontrast zur hohen Sensibilität gegenüber aktuellen Debatten fällt beim vorliegenden Buch bisweilen geringeres Bewusstsein für etablierte oder vermeintlich veraltete Wissenschaftstraditionen auf: etwa wenn Reimers den Anglizismus „Commensality“ als innovatives Konzept und neues Forschungsprogramm einführen möchte, für das ein deutscher Begriff fehle (S. 64 f.). Dabei ist „Kommensalität“ im kulturwissenschaftlichen Vokabular doch längst ein etablierter Begriff. In ethnologischen Grundlagentexten zur Nahrungsforschung der 1980er scheint der Begriff jedenfalls (sogar mit Verweis auf ältere Literatur) auf.¹

Inga Reimers bewerkstelligt die sorgfältige Entfaltung eines anspruchsvollen Programms. Dessen Umsetzung und Weiterentwicklung sollte die Aufgabe weiterer Arbeiten sein, denn hier gibt es auch für die Analyse von Alltagssituationen viel zu lernen. Es könnte kritisch angemerkt werden, dass der Selbstwahrnehmung eigener Überforderung und Anspannung höhere Aufmerksamkeit geschenkt und mehr Raum gegeben wird als der Analyse der Erfahrung der „Mitforschenden“ oder auch detaillierter Beobachtung und Dokumentation. Freilich ist Erforschung von Innerlichkeit und Leiblichkeit anderer ein enormes methodologisches Problem. Subjektive Befindlichkeit und ästhetische Erlebnisse wären ohne Kommunikation und Repräsentation kaum analysierbar. Doch ist die Fähigkeit zu Selbstbeobachtung und Artikulation gewöhnlich sehr begrenzt. Autoethnografie leistet hier einen wichtigen Beitrag. Reimers gibt wertvolle Anstöße zur Erweiterung des methodologischen Repertoires, wie Notizen auf Papiertischdecken als ein Kommunikationsmedium. Andererseits werden wie in klassischer Ethnografie Gespräche durchaus dokumentiert, Mimik, Gestik und Verhaltensweisen beobachtet. Reimers hat ihre Settings fotografisch festgehalten und stellt sie in einem Katalogteil im systematischen Überblick vor. Die Auswertung der Daten wurde durch eine ethnopsychoanalytische „Deutungswerkstatt“ unterstützt. Derartige Experimente erforderten im Grunde

1 Vgl. Annegret Nippa: Nahrung. In: Bernhard Streck (Hg.): Wörterbuch der Ethnologie. Köln 1987, S. 145–149, hier S. 147.

Teamarbeit, und audiovisuelle Dokumentation zusätzlich zur schriftlichen wäre für den Lesenden wohl hilfreich.

Eine vertiefende Auseinandersetzung würde der Einsatz ausgewählter Zitate aus Inga Reimers' Feldforschungstagebuch verdienen. Obwohl wir Forschenden unbewusste Prozesse auf der Grundlage des Tagebuchs erschließen wollen, schreiben wir bereits in Hinblick auf selektive Selbst-Repräsentation. Allerdings dürfen in diesem Medium Schwächen, Antipathien oder Missverständnisse sichtbar gemacht werden. Inga Reimers wagt in ihrem Schreiben ein hohes Maß an Transparenz, ihre wissenschaftliche Arbeit enthält zahlreiche autobiografische Daten, die jedoch klug und sympathisch präsentiert werden und jedenfalls deutlicher Ausdruck kulturwissenschaftlicher Reflexivität sind.

BERNHARD FUCHS

Eingelangte Literatur¹

- Apel, Gefion u. a.**, „Ich fände es toll, wenn aus den Zetteln ein Buch gemacht wird = „I would love it if the slips of paper were made into a book“. Im Dialog mit Haus Uhlmann. Besucherkommentare 2007 bis 2019. Detmold, LWL-Freilichtmuseum Detmold, 2022. 119 Seiten, Illustrationen (= Materialien des LWL – Freilichtmuseums Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, 12) (= Panu derech, 29)
- Beitl, Matthias, Christian Elster, Alexa Färber und Anna Weichselbraun (Hg.)**, Problematismen und Sorgetragen. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichenmachens. Beiträge der gleichnamigen Tagung im Volkskundemuseum Wien 2021. Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2023. 175 Seiten, Illustrationen (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 30) (Inhalt: Anna Weichselbraun, Alexa Färber, Christian Elster und Matthias Beitl, Problematismen und Sorge tragen: Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichenmachens. 7–15; Klaus Schönberger, Anwenden – Einwenden – Eingreifen. 19–25; Barbara Thériault, Kurzes Plädoyer für das soziologische Feuilleton im Sinne Siegfried Kracauers. 27–29; Matthias Beitl, Momentum, Möglichkeitsraum und Haltung. 31–35; Martina Röthl, Gleitende Übergänge, unfertige Antworten, alternative Hegemonien: Strategien und Praktiken des Öffentlichenmachens als Forschungsgegenstand. 39–54; Roland Wolfgang Peball, „Doing HCB“. Dimensionen des öffentlichen Hexachlorbenzol-Diskurses in Kärnten. 55–68; Gerhard Schönhofer, Flucht und Migration öffentlich thematisieren – Gedanken zur Zweckgerichtetheit öffentlicher Sichtbarkeiten. 69–82; Magdalena Puchberger, Katrin Prankl und Nina Szogs, SojaKomplex – Soja und Öffentlichkeit im Volkskundemuseum Wien. 83–94; Andrea Berger, Sorgetragen für ein schwieriges Erbe: Provenienzforschung und Restitution öffentlich machen. 95–107; Claudia Peschel-Wacha und Katharina Richter-Kovarik, Werte konstruieren – Werte hinterfragen. Kulturvermittlung am Volkskundemuseum Wien im Wandel. 109–125; Barbara Frischling, Nina Aichberger und Sarah Bergbauer, Öffentlich machen als studentisches Anliegen und Perspektiven für Berufsfelder. 129–137; Anna Weichselbraun, Sabine Imeri, Kerstin Klenke und Marcel LaFlamme, Daten und Wissen öffentlich machen./ Making Data and Knowledge Public. 139–144; Alexandra Schwell, Amalia Barboza, Franziska Becker, Klaus Schönberger, Angewandte Kulturanalyse: Herausforderungen und Fallstricke. 145–159; Birgit Jöhler, Matthias Beitl, Katrin Ecker, Thekla Weissengruber und Karl C. Berger, Öffentliches Hearing: Museen in Gesellschaft. 161–169)
- Benzer, Christa (Hg.)**, Was uns wichtig ist! Künstlerische Perspektiven auf Kulturerbe. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 2.09.2022–30.10.2022 im Volkskundemuseum Wien. Feldkirch,
- 1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- RELEVANZEN – Verein zur Förderung des Dialogs rund um das Kulturerbe, 2023. 93 Seiten
- Complexul Național Muzeal Astra (Hg.),** Ceramica rituală. Ceramica utilitară. Volumul cuprinde lucrările prezentate la Simpozionul Internațional de Ceramică al Grupului de cercetare a ceramicii din centrul Europei, ediția a 51-a, Sibiu (RO), 2018 = Ritualkeramik. Gebrauchskeramik. Beiträge zum 51. Internationalen Keramiksymposium des Arbeitskreises für Keramikforschung, Hermannstadt (RO), 2018. Sibiu, Editura Astra Museum, 2023. 260 Seiten, Illustrationen
- Csupor, István,** Volkstümliche Töpferkunst in Siebenbürgen und im Partium 1700–1900. Erweiterte zweite Auflage. Budapest, Novella, 2022. 399 Seiten, Illustrationen (= Die Keramikunst des Karpatenbeckens, 1)
- Denkenberger, Ute,** Alfons Fritz 1900–1933. Ein Vorarlberger Architekt der „Tiroler Moderne“. Innsbruck u. a., Studien-Verlag, 2022. 163 Seiten, Illustrationen (= vorarlberg museum Schriften, 63)
- Duncan, Dennis,** Index, eine Geschichte des. Vom Suchen und Finden. München, Verlag Antje Kunstmann, 2022. 371 Seiten, Illustrationen
- Eberhart, Helmut und Anita Ziegerhofer,** Frostige Spurensuche. Eine Geschichte der Tiefkühlhäuser in der Steiermark. Berlin u. a., Leykam Universitätsverlag, 2023. 269 Seiten, Illustrationen
- Färber, Alexa, Bernhard Fuchs, Brigitta Schmidt-Lauber und Susanne Wicha (Hg.),** Arbeiten, erzählen, gehen. Kulturanalytische Studien von Klara Löffler wieder (ge)lesen. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 2023. 191 Seiten, Illustrationen (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 52)
- Flandera, Christian u. a. (Hg.),** Café Salzburg. Orte. Menschen. Geschichten. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 8. April bis 4. September 2022 im Salzburg Museum, Neue Residenz, Kunsthalle. Salzburg u. Wien, Residenz Verlag, 2022. 343 Seiten, Illustrationen (= Jahresschrift des Salzburg Museum, 63)
- Grömer, Karina, Regina Hofmann-de Keijzer, Regina und Helga Rösel-Mautendorfer,** Prähistorische Textilkunst. Die Entwicklung der Textiltechnik und der Bekleidung in Zentraleuropa. Zweite, erweiterte Auflage. Wien, Naturhistorisches Museum, 2023. X, 550 Seiten (= Veröffentlichungen der Prähistorischen Abteilung (VPA) NHM, 6)
- Gržinić, Marina, Jovita Pristovšek, Sophie Uitz und Christina Jauernik (Hg.),** Stories of traumatic pasts. Colonialism, antisemitism, and turbo-nationalism. Published on the occasion of the exhibition “Stories of the Traumatic Pasts – Counter-Archives for Future Memories”, Weltmuseum Wien, 8 October 2020 to 3 April 2021. Berlin, Hatje Cantz Verlag, 2020. 204 Seiten, 1 Plan
- Guerrini, Flavia,** Vom Feind ein Kind. Nachkommen alliierter Soldaten erzählen. Wien u. a., mandelbaum verlag, 2022. 221 Seiten, Illustrationen
- Häntzschel, Ole und Matthias Stolz,** Wie viel Regenwald passt auf dieses Brot? Erstaunliche Grafiken über Klima und Umwelt. Nürnberg, Tessloff, 2021. 96 Seiten, Illustrationen
- Hebeisen, Erika und Michael Kempf (Hg.),** Zum Geburtstag viel Recht. 175 Jahre Bundesverfassung. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Schweizerischen Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich. Dresden, Sandstein Kommunikation, 2023. 87 Seiten
- Heinrich, Birgit (Hg.),** Fesch! Mode für den Schnee. Das Heft erscheint anlässlich der Ausstellung des Lechmuseums von 26. Juni 2021 bis 30. April 2023. Lech, Gemeinde Lech, 2022. 95 Seiten, Illustrationen (= Lechschriften, 3)
- Hoffelder, Ute (Hg.),** #Ungelaufen. 501 Ansichtskarten aus der Alpen-Adria-Region. Klagenfurt/Celovec, Verlag Johannes Heyn, 2022. 128 Seiten
- Holzer, Sabina und Elisabeth Schäfer (Hg.),** Which dances which writes. Aluminium

- Assemblagen. Wien, Sonderzahl, 2023. 185 Seiten
- Hörack, Christian (Hg.)**, Bossard Luzern 1868–1997. Gold- und Silberschmiede, Kunsthändler, Ausstatter. Stuttgart, Arnoldsche, 2023. 509 Seiten
- Hutter, Ernestine**, Krippenkunst in Salzburg. Herausgegeben von Anna Engl, Peter Laub, Stefan Fuchs und dem Salzburg Museum. Salzburg u. Wien, Residenz Verlag u. a. 2022. 528 Seiten
- Kiliánová, Gabriela, Tomáš Kubisa und Zuzana Panczová**, Volkskunde in den Diensten des Dritten Reiches. Deutsche Forscher und Forscherinnen in der Slowakei. Berlin, LIT Verlag, 2023. 190 Seiten (= Kultur – Forschung und Wissenschaft, 26)
- Kimpel, Harald**, SWEET HOME. Wohnen in Zeiten der Unbelahtheit. Der Band erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Marburger Kunstverein, 21.01.–10.03.2022. Ilmtal-Weinstraße, Jonas Verlag, 2022. 111 Seiten
- Kiss, Gábor Iván**, Magyar keménycserep/köedény művészet 1786–1910. Debrecen, Alföldi Nyomda, 2023. 299 Seiten, Illustrationen (= A Kárpát-medence kerámiaművészete, 7)
- Kreisslová, Sandra, Jana Nosková und Michal Pavlásek**, „Ganz normale Familiengeschichten“. Bilder von Migration und migrierende Bilder im Familiengedächtnis. Münster, Waxmann, 2023. 459 Seiten (= Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, 26)
- Krenn, Katharina (Hg.)**, Heilkunst. Zur Geschichte der Medizin. 9. April bis 31. Oktober 2022, 1. April bis 31. Oktober 2023. Trautenfels, Schloss Trautenfels, 2023. 221 Seiten, Illustrationen (Aus dem Inhalt: Dieter Vörös, Votivbild Oppenberg. Zeuge eines chirurgischen Eingriffes. 76–81; Elke Hammer-Luza, „Hintanhaltung der Ansteckungsfahr“. Die Cholera in der Steiermark 1831/32. 82–87; Günther Marchner, An der Schwelle zwischen Tradition und moderner Zeit. Heinrich Lobenstock – Bader und Arzt aus Mitterndorf. 88–95)
- Kulturstiftung Basel H. Geiger (Hg.)**, Transylvania's hidden treasures. Keramik & Textilien aus der Sammlung von Bartha. Basel, Kulturstiftung Basel H. Geiger, 2022. 278 Seiten, Illustrationen
- La Speranza, Marcello und Lukas Arnold**, Verfallene Orte in Wien. Berlin, Elsengold Verlag, 2022, 159 Seiten, Illustrationen
- Landesdenkmalamt Berlin, Gregor Döhner und Lutz Grunwald für den Arbeitskreis Keramikforschung (Hg.)**, Keramik in Berlin, Brandenburg und Europa. Produktion, Innovation, Handel und Sammlungsgeschichte. 53. Internationales Keramik-Symposium 2020. Berlin, Bäßler, 2022. 298 Seiten, Illustrationen (= Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Sonderband)
- Lenz, Klaudia Charlotte und Matthias Miller**, Zeiten & Seiten. 200 Jahre Bibliotheken im Berliner Zeughaus. Berlin, Deutsches Historisches Museum, 2022. 336 Seiten, Illustrationen
- Lindner, Rolf**, In einer Welt von Fremden. Eine Anthropologie der Stadt. Berlin, Matthes & Seitz, 2022. 290 Seiten
- Luks, Timo**, In eigener Sache. Eine Kulturgeschichte der Bewerbung. Hamburg, Hamburger Edition, 2022. 431 Seiten, Illustrationen
- Marschik, Matthias, Edgar Schütz und Wolfgang Wehapp**, Österreich fährt Rad. 150 Jahre Fahrradgeschichte in Bildern. Schleinbach, Edition Winkler-Hermaden, 2023. 184 Seiten
- Oppitz, Florian**, Christliche Lebenswelten in den Donauprovinsen der pannonischen Diözese vom 3. bis zum 7. Jahrhundert. Mattersburg, Hauptreferat Sammlungen des Landes, 2023. 126 Seiten, Illustrationen (= Burgenländische Forschungen, 115)
- Pallestrang, Kathrin, Magdalena Puchberger und Maria Raid (Hg.)**, Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2023. 175 Seiten, Illustrationen (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108) (Inhalt: Kathrin Pallestrang, Magdalena

- Puchberger und Maria Raid, *Wie wir damit umgehen! Überlegungen, Umsetzungen und Ergänzungen zur Ausstellung Gesammelt um jeden Preis!* 10–19; Stephan M. Mautner, *Anmerkungen anlässlich der Ausstellungseröffnung im Volkskundemuseum Wien am 21. April 2023.* 20–25; Michael Zinganel, Michael Hieslmair und Theresa Hattinger, *Ausstellungsarchitektur, Displays und Grafik.* 26–30)
- Perabo, Theresa**, Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert. Münster u. New York, Waxmann, 2022. 463 Seiten, Illustrationen (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde, 23)
- Peters-Reimann, Antje**, *Lost gardens. Von verschwundenen und wiedergefundenen Gärten.* Ilmtal-Weinstraße, VDG, 2022. 192 Seiten, Illustrationen
- Rudigier, Andreas (Hg.)**, Stefan Sagmeister im Gespräch mit Peter Melichar anlässlich der Ausstellung „Sagmeister & Walsh: Beauty“, 9. April bis 16. Oktober 2022. Hohenems u. a., Bucher, 2022. 95 Seiten (= vorarlberg museum Schriften, 66)
- Rulffes, Evke**, *Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwertung.* Hamburg, HarperCollins, 2022. 287 Seiten, Illustrationen
- Schina, Katerina**, *Die Nadeln des Aufstands. Eine Kulturgeschichte des Strickens.* Bad Herrenalb, Edition Converso, 2021. 214 Seiten
- Schüssele, Franz**, *Alphorn. Wissen und Praxis.* Bern, Müller & Schade, 2022. 96 Seiten, Illustrationen
- Silva, Francisco Vaz da**, *The meanings of enchantment. Wondertale symbolism revisited.* Helsinki, Kalevala Society, 2023. 218 Seiten (= FF communications, 326)
- Şurdum, Kundeyt**, *Hier endet die Fremde.* Werkausgabe. Wien, Sonderzahl, 2022. 456 Seiten, Illustrationen (= vorarlberg museum Schriften, 65)
- Tiedtke, Sabine**, *Meisterwerke aus Glas.* Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 20. Juli 2023 bis 17. März 2024. Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2023. 151 Seiten, Illustrationen
- Zech, Heike u. a. (Hg.)**, *Horizonte – Geschichten und Zukunft der Migration.* Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 30. März bis 10. September 2023. Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2023. 343 Seiten, Illustrationen

Internationale Zeitschriftenschau

- Schweizerisches Archiv für Volkskunde.** 119. Jahrgang, 2023, Heft 1. Beiträge: Moritz Ege, *Zur Kulturanalyse des Bevormundungsvorwurfs. Ein Beitrag zur Populärkultur- und Populismusforschung.* 7–31; Stefan Groth, *Populäre Narrative des Politischen. Euroskeptizismus aus Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft.* 33–48; Hannah Kanz und Inga Wilke, *Kurse als Brennglas. Eine kulturanthropologische Systematisierung.* 49–65; Olivia Frigo-Charles, *Narrative der Vereinbarkeit. Väter im Spannungsfeld zwischen Familien- und Erwerbsarbeit.* 67–82; Sebastian Dümmling, *Visiting Borderland, oder: Gesellschaft machen in der nahen Fremde.* 83–99.
- Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.** 119. Jahrgang, 2023, Heft 1. Beiträge: Timo Heimerdinger, *Das Abwesende erforschen. Versuch über die Lücke und das Verschwinden.* 5–25; Helen Ahner, *Gefühlte Natur und natürliche Gefühle. Wie die ersten Planetarien urbane Natur produzierten und fühlbar machten.* 26–46; Lara Gruhn, *Alltagslogiken. Eine theoretisch-begriffliche Konzeption am Beispiel des „guten Konsums“.* 47–67; Juliane Tomann, *Torsten Kathke und Mirko Uhlig, Reenactment in der DDR und BRD. Eine akteurszentrierte Sondierung.* 68–91.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Monika Faber

Photoinstitut Bonartes
1010 Wien, Seilerstätte 22
photoinstitut@bonartes.org

Ass.-Prof. Dr. Bernhard Fuchs

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
bernhard.fuchs@univie.ac.at

Felix Gaillinger, MA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
felix.gaillinger@univie.ac.at

Thassilo Hazod, MA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
felix.gaillinger@univie.ac.at

Prof. Dr. Rudolf Jaworski

78462 Konstanz, Raitenaugasse 2
jaworski@arcor.de

Mag. Martin Keckeis

Photoinstitut Bonartes
1010 Wien, Seilerstätte 22
m.keckeis@bonartes.org

Dr. Gabriela Kiliánová

CSc. Ústav etnológie a sociálnej
antropológie SAV/Institute of Ethnology
and Social Anthropology of SAS
813 64 Bratislava, Klemensova 19
gabriela.kilianova@gmail.com

ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler

94365 Parkstetten, Bajuwarenstrasse 8
klara.loeffler@univie.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Silke Meyer

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
silke.meyer@uibk.ac.at

Dr.ⁱⁿ Oliwia Murawska

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
oliwia.murawska@uibk.ac.at

Ass.-Prof. Priv. Doz. Dr. Marion Näser-Lather

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
marion.naesper-lather@uibk.ac.at

Nadja Neuner-Schatz, MA

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
nadja.neuner-schatz@uibk.ac.at

Mag. Kathrin Pallestrang

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Dr.ⁱⁿ Claudia Peschel-Wacha

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
claudia.peschel-wacha@volkskunde-
museum.at

Maria Raid, BA MA

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
maria.raid@volkskundemuseum.at

Prof. em. Anne Raulin Nanterre University
75013 Paris, 19 rue de Richemont
araulin@parisnanterre.fr

Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken
2500 Baden, Andreas Hofer-Zeile 17
bernd.rieken@univie.ac.at

Mag.ª Brigitte Semanek
Institut für Geschichte des
ländlichen Raumes
3109 St. Pölten, Kulturbezirk 4
brigitte.semanek@ruralhistory.at

Tabea Söregi, MA
Institut für Geschichte des
ländlichen Raumes
3109 St. Pölten, Kulturbezirk 4
tabea.soeregi@ruralhistory.at

Christina Sterniša, MA MA
8584 Hirscheegg-Pack, Hirscheegg 292e
christina.sternisa@edu.uni-graz.at

Hanna Wäger, BA
Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Universität Graz
8010 Graz, Attems-gasse 25/I
hanna.waeger@uni-graz.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben

Redaktionsteam
Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Kathrin Pallestrang,
Magdalena Puchberger und Johann
Verhovsek

Redaktionsanschrift
Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. H. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at/oezv

Gesamtredaktion und Produktion
Magdalena Puchberger
magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

Abhandlungen & Essays
Katharina Eisch-Angus
Alexa Färber
Ute Holfelder
Oliwia Murawska
Magdalena Puchberger

Berichte & Besprechungen
Thassilo Hazod (Chronik/Berichte)
Magdalena Puchberger
(Chronik/Berichte)
Kathrin Pallestrang (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)
Johann Verhovsek (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)

neuerDings
Kathrin Pallestrang
Magdalena Puchberger

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH